

Nr. 60 Deutschland € 9,50 • Schweiz sfr 18,60 • Österreich € 10,80 •
Benelux € 11,30 • Finnland € 14,70 • Frankreich € 12,90 • Italien € 12,90 • Norwegen NOK 135,- • Spanien € 12,90

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DER AMERIKANISCHE BÜRGERKRIEG



Blutiger Bruderkampf
1861–1865

GEO EPOCHE DER AMERIKANISCHE BÜRGERKRIEG

ISBN 978-3-652-00233-2
4 194875 509501 60
Barcode

Sie wissen, dass Sport gesund ist:
Wir erklären Ihnen, warum.

GEO kompakt Nr. 34
Die Grundlagen des Wissens

Sport und Gesundheit

Die Heilkraft der Bewegung



DOSSIER
Welcher Sport ist gut für mich? Wie trainiere ich optimal?

RÜCKEN
Woher der Schmerz im Kreuz kommt – und wodurch man ihn vermeiden kann

PSYCHOLOGIE
Mit welchen Tricks man sich motivieren kann, Sport zu treiben

KINDER
Wie Eltern das sportliche Talent ihres Nachwuchses erkennen und fördern

GEO kompakt DVD
Training für einen starken Rücken
Programm für den gezielten Muskelaufbau

Heft 9,00 € – mit DVD 16,50 €*

Liebe Leserin, lieber Leser

Es war der gewaltigste und verlustreichste Krieg, den die Vereinigten Staaten von Amerika jemals ausgefochten haben – und sie bekämpften sich selbst.

Vier Jahre lang, von 1861 bis 1865, standen sich Norden und Süden der USA in einem erbitterten Konflikt gegenüber, in dem es vordergründig um einen Streit darüber ging, ob es elf Südstaaten erlaubt sein sollte, die Union kurzerhand zu verlassen, tatsächlich aber um die Frage, wie es die Amerikaner mit der Sklaverei halten wollten.

Der Süden, in dem der Besitz von Menschen ein wichtiger Wirtschaftsfaktor war, beharrte auf dieser brutalsten Form der Ausbeutung. In den Nordstaaten, in denen die Sklaverei in großen Teilen bereits um 1800 abgeschafft worden war, wollten immer mehr Menschen vor allem aus religiösen Gründen dieses Unrecht nicht weiter hinnehmen – nirgendwo in ihrem Land.

Und als Abraham Lincoln Ende 1860 zum US-Präsidenten gewählt wurde, ein bekennender Gegner der Sklaverei, wirkte dies wie ein Brandbeschleuniger auf den schon seit Jahrzehnten glimmenden Konflikt: Kurz darauf trat mit South Carolina der erste Sklavenhalterstaat aus der Union aus, es folgten weitere, und schon am 12. April 1861 kam es zu den ersten Schüssen. Der Bürgerkrieg hatte begonnen.

War diese Eskalation unabwendbar? Gab es für die Politiker keine Chance, den sich abzeichnenden militärischen Konflikt zu verhindern?

Die meisten Historiker gehen heute davon aus, dass spätes-

tens mit der Wahl Lincolns zum Präsidenten der Krieg nicht mehr zu vermeiden war. Und sie zählen eine Reihe von Faktoren auf:

- So hatte es in den vier Jahrzehnten zuvor mehrere Kompromissversuche in der Sklavenfrage gegeben, die aber früher oder später allesamt scheiterten.

- Zudem hatten sich Norden und Süden derart auseinanderentwickelt – der Norden erlebte eine rasante Industrialisierung und Urbanisierung, der Süden verharrte im quasifeudalistischen System der Großgrundbesitzer –, dass etliche Wortführer so weit gingen zu verkünden, beide Landesteile gehören nicht mehr zu einer gemeinsamen Nation.

- Darüber hinaus führten Fehlwahrnehmungen der politischen Absichten der jeweils anderen Seite zu einer Radikalisierung der Standpunkte: Beide Konfliktparteien waren irgendwann davon überzeugt, dass dieser Streit nicht mehr politisch zu lösen sei, sondern allein mit Gewalt.

- Und schließlich schätzte man den Kampfeswillen des jeweils anderen vollkommen falsch ein: Präsident Lincoln ging bis zum März 1861 davon aus, dass der Gegner nur geblufft hatte, um

Zugeständnisse in der Sklavenfrage zu erpressen; der Süden wiederum, der sich als „Kriegernation“ sah und die „Krämer“ im Norden verachtete, war sich sicher, innerhalb kurzer Zeit (und ohne viel Blutvergießen) den militärischen Sieg davonzutragen.



Redaktionell betreut wurde dieses Heft von Gesa Gottschalk. Fachberater war der Historiker Martin Eckstein



Sie sehen: Es war (wie so oft in der Geschichte) eine Kaskade rationaler wie irrationaler Urteile und Entscheidungen, die am Ende diesen Konflikt unausweichlich erschienen ließ.

Vier Jahre später waren mehr als 750 000 Menschen tot*. Waren die USA derart gespalten, dass diese innere Teilung noch heute, fast 150 Jahre später, spürbar ist, etwa in der weitaus konservativeren Prägung der ehemaligen Südstaaten; oder angesichts der Tatsache, dass viele Urenkel der konföderierten Rebellen noch heute davon ausgehen, ihre Vorfahren hätten einst für eine gerechte Sache gekämpft – und deren Fahne nach wie vor in Ehren halten.

*

Wie schon im letzten Heft finden Sie auch im vorliegenden eine Leseprobe, diesmal mit einigen Seiten aus GEOEPOCHE EDITION, unserem Magazin über die Geschichte der Kunst. In seiner neuen Ausgabe präsentiert es das „Goldene Zeitalter“ der Niederlande, in der das kleine Land an der Nordsee mit Malergenies wie Rembrandt van Rijn oder Jan Vermeer zum allseits bestaunten Mittelpunkt der europäischen Kunst aufstieg.

Ergänzt wird diese Leseprobe durch ein besonderes Angebot für Abonnenten von GEOEPOCHE; mehr erfahren Sie auf Seite 177. Ich hoffe, dass Ihnen beides zusagt.

Herzlich Ihr



Die neue Ausgabe von GEOEPOCHE EDITION stellt die Kunst der Niederlande vor

* Diese Zahl entspricht dem aktuellen Stand der Forschung. Historiker haben sich bisher hauptsächlich auf Schlachtenberichte gestützt; da diese Dokumente aber insbesondere für die Armeen der Südstaaten verloren gegangen sind, liegt die bisherige Annahme von 620 000 Gefallenen wohl zu niedrig. In jüngster Zeit haben Geschichtswissenschaftler Daten aus Volkszählungen vor und nach dem Bürgerkrieg verglichen und die Schätzung deutlich nach oben korrigiert. Sie schwankt noch immer zwischen 650 000 und 850 000 Toten, Forscher halten den Mittelwert von 750 000 aber für am wahrscheinlichsten. Zusätzlich gehen sie von mehreren Zehntausend Zivilisten aus, die an Hunger oder Krankheiten gestorben sind.



Amerikaner GEGEN Amerikaner

Die USA werden durch einen Bürgerkrieg zwischen Nord und Süden gespalten. Einmal wie in den Jahren zwischen 1811 und 1815, als West und Ost gegeneinander antreten und manchmal beinahe als Brüder gegen Brüder. Freunde gegen Freunde kämpfen – Waffen von Indianern eingeschossen, Prinzessinnen. Am Ende wird ein großes Freiheitsversprechen stehen. Und eine Sache, die eigentlich 100 Jahre später noch wichtig bleibende ist: Recht und Gerechtigkeit.

Ein Soldat der Konföderation versucht einen Verwundeten mit Wasser. Wie dieses versteckt sich die Freiheit auf den folgenden Seiten? Der Krieg ist kein Krieg zwischen Freunden, sondern ein Kampf der Freiheit gegen die Sklaverei.

PROLOG Im Jahr 1861 ist der tiefe Riss, der die Vereinigten Staaten spaltet, nur noch durch Blutvergießen zu überwinden.

Seite 12

Der KRIEG vor dem KRIEG

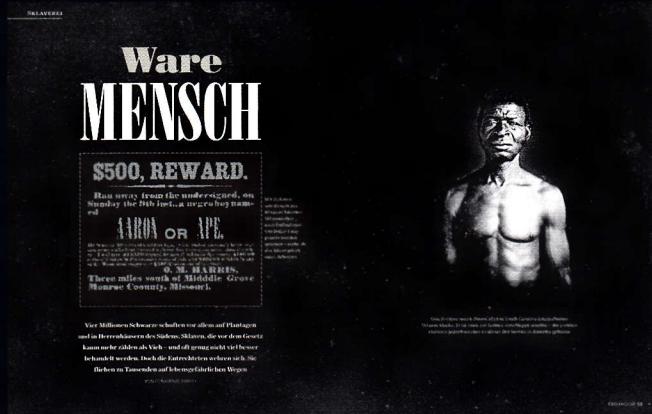


Dieser Konflikt dreht die USA zu späten: Bereits in den 1850-Jahren kämpfen in Kansas Anhänger und Gegner der Sklaverei. Einer der härtesten Geister der Knechtschaft ist der erfahrene Geschäftsmann John Brown. Er will die Schwarzen mit Gewalt befreien. Sein Ziel hat Brown sein Leben geweiht. Er glaubt sich auf einer göttlichen Mission – die auch Massaker nicht ausschließt.



KANSAS Zum ersten Mal eskaliert der Streit um die Sklaverei bereits 1856. Fanatiker morden im Namen der Freiheit.

Seite 32



SKLAVEREI Vier Millionen Schwarze arbeiten im Süden: Denn Leibeigenschaft verspricht den größten Gewinn.

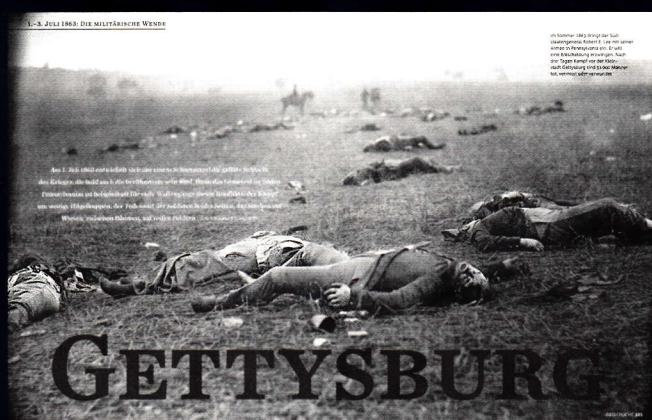
Seite 54

DIE ERSTE SCHLACHT



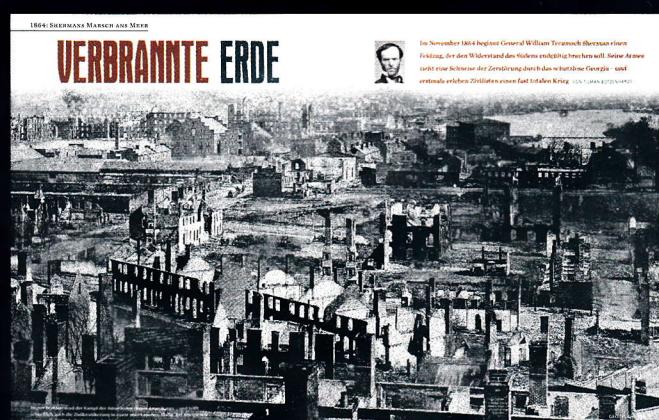
KRIEGSBEGINN Im Sommer 1861 treffen Nord und Süd erstmals aufeinander. Beide erwarten einen schnellen Sieg.

Seite 66



WENDE Bei Gettysburg steht der Süden vor dem Sieg, doch dann begeht die Führung mehrere verhängnisvolle Fehler.

Seite 100



SHERMANS MARSCH Mit Terror gegen Zivilisten will ein Unionsgeneral im Herbst 1864 den Sieg erzwingen.

Seite 118

TITELBILD: Zwei Soldaten der US-Armee.

Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht.

Der alte Süden

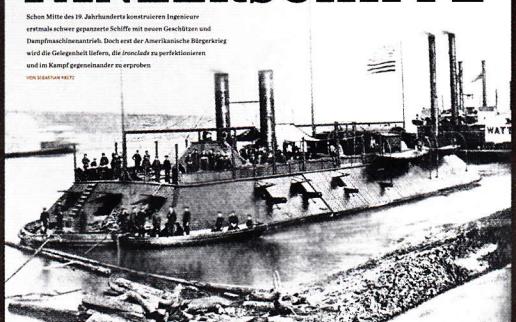


Ein Hundert weiße Männer kontrollieren den Süden der USA. Es sind Plantagen, die durch den Anbau von Baumwolle der Sklaverei geworden sind. Energie schrankt während sie auf ihren Plantagen für Bld. Thomas House (Plantation, Louisiana) über Hunderte Slaves und oft wütendste Plantagen. Die Besitzerin, meist slawengeschickte Frauen, ihre prächtigen Röcke erkennt das Bild der Südstaaten. Die Söhne schicken sie nach Oxford, ihre Eltern tragen Pariser Mode. Doch ihr Wohlstand ist mit Unrecht erkauft mit der Unterdrückung und Ausbeutung ihrer Slaves.

OLD DIXIE Der Reichtum der Plantagenbesitzer prägt das Bild des Südens. Aber er ist mit Unrecht erkauft.

Seite 44

DUELL der PANZERSCHIFFE



Sieben Jahre nach dem 18. Juli 1863 verlorenen Gefechts der Monitor-Merrimack-Schlacht mit ihrem Geschichtswert und Durchsetzungsmoment. Doch wenn der Amerikanische Bürgerkrieg wird die Gelegenheit liefern, doch kann es perfektionieren und im Kampf gegeneinander zu ergreifen.

VON SEBASTIAN KETZ

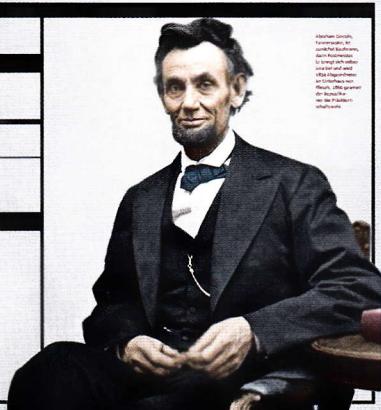
WATTS

Die beiden Schiffe waren die ersten Panzerschiffe der Welt. Sie waren aus Eisen gebaut und hatten starke Panzerplatten, um die Kugeln der anderen Schiffe abzuwehren. Sie führten auch Kanonen, die sie in der Lage waren, andere Schiffe zu zerstören. Das Duell zwischen den beiden Schiffen war ein wichtiger Moment in der Geschichte des Amerikanischen Bürgerkriegs.

SEEKRIEG 1862 beginnt in den USA die Ära der Panzerschiffe – nie zuvor sind solche Ungetüme aufeinandergestoßen.

Seite 84

POLITIKER Feldherr Märtyrer



Der Bürgerkrieg bei dem Präsidenten alleine abweigt! Seine Gesundheit ist verrottet, die Beleidigung als schwerer Frost bekannt. Abraham Lincoln ist mörder und deppens - und bleibt doch hoffnungsvoll und eine zweite Amtszeit, in der er die Wunden seiner Nation heilen will. Erleichtert hat er die Nachfrage von Robert E. Lee Kapitulation in Appomattox Court House. Er will nicht mehr kämpfen, sondern Frieden bringen. Washington den Sieg feiern, planen einige verbündete Anhänger der Rebellen eine furchtbare Tat.

von MATTHIAS WERNER

ABRAHAM LINCOLN Während der Norden im April 1865 den Sieg feiert, planen Fanatiker einen furchtbaren Anschlag.

Seite 134

EINLEITUNG SCHLACHTFELD AMERIKA Der blutige Kampf um die Einheit der Nation

6

PROLOG BRUDERKRIEG

Im April 1861 stürzt der Streit um die Sklaverei die USA in den grausamsten Konflikt ihrer Geschichte

12

1854-1859 SPANNUNGEN IN KANSAS

Schon vor Ausbruch des Krieges morden Fanatiker wie John Brown für die Freiheit der Sklaven

32

BIS 1860 OLD DIXIE

Die Baumwolle hat den Süden reich gemacht. Doch der Wohlstand beruht auf brutaler Ausbeutung

44

BIS 1860 SKLAVEREI

Jahrzehntelang ist die Flucht nach Norden die größte Hoffnung von vier Millionen schwarzen Sklaven

54

21. JULI 1861 SCHLACHT AM BULL RUN

Wenige Monate nach Kriegsbeginn treffen die verfeindeten Armeen zum ersten Mal aufeinander

66

1861-1864 GEHEIMDIENST

Einer der besten Agenten des Südens ist eine Witwe aus Washington: die Spionin Rose Greenhow

82

1862 SEEKRIEG

Eine technische Revolution soll den Kampf zu Wasser entscheiden: der Bau gewaltiger Panzerschiffe

84

1863 SCHWARZE SOLDATEN

Fast 180000 Afroamerikaner kämpfen für die Nordstaaten – und für ein Leben in Freiheit

98

1. - 3. JULI 1863 GETTYSBURG

Keine Schlacht ist gewaltiger, blutiger und folgenreicher als diese in den Hügeln Pennsylvanias

100

1863 WEHRPFlicht

Der Protest gegen den Kriegsdienst steigert sich in New York zu tödlichen Krawallen

114

1864 SHERMANS MARSCH

Der Unionsgeneral will den Widerstand des Südens mit Terror brechen – auch gegen Zivilisten

118

APRIL 1865 KAPITULATION

Als eine Nordstaatenarmee das größte Heer der Konföderierten einkreist, beginnt der letzte Akt

132

1865 ATTENTAT AUF LINCOLN

Vier Jahre lang ist der Präsident auch oberster Feldherr. Niemanden hassen die Rebellen mehr

134

1865-77 WIEDERAUFBAU

Nach dem Sieg stehen die Nordstaaten vor einem Dilemma: Sollen sie sich rächen oder versöhnen?

150

NACHLESE DIE FOLGEN DES BRUDERKAMPFS

Der Historiker Professor Jörg Nagler über einen Konflikt, der das Land noch heute spaltet

154

ZEITTAFEL Daten, Fakten und Karten

160

Bildnachweise, Impressum

164/167

VORSCHAU

»Die Geschichte Israels«

180

SPALTUNG

Der Streit um die Sklaverei treibt den Norden und Süden der Vereinigten Staaten immer weiter auseinander – bis

KARTEN: THOMAS WACHTER

TEXT: GESA GOTTSCHALK

Nie haben die USA einen blutigeren Kampf gefochten als diesen, der mehr ihrer Soldaten das Leben kosten wird als alle anderen Konflikte bis heute zusammen. Der Bruderkampf der Nordstaaten gegen den rebellierenden Süden fällt in eine Zeit bahnbrechender technischer und militärischer Neuerungen. Er nimmt viele Schrecken kommender Schlachten vorweg. Und er schult die Generäle auf beiden Seiten auf grausame Weise in moderner Strategie.

Im Dezember 1860 tritt South Carolina als erster Staat aus den USA aus, sechs weitere folgen. Ihre Führer fürchten die Abschaffung der Sklaverei durch den gerade gewählten US-Präsidenten Abraham Lincoln. Gemeinsam gründen sie bald darauf die „Konföderierten Staaten von Amerika“.

Als Lincoln im März 1861 in sein Amt eingeführt wird, sind weitere acht sklavenhaltende Staaten noch unentschlossen, ob auch sie austreten sollen.

Am 12. April 1861 beginnt der Süden den Bürgerkrieg. Die acht zögernden Staaten müssen sich jetzt für eine Seite entscheiden. Vier schließen sich der Konföderation an, die vier anderen – die *border states* – bleiben der Union treu.

Der Norden glaubt, die Rebellion könne mit militärischer Übermacht schnell ersticken werden. Der Süden ist überzeugt, dass entschlossener Widerstand bald zu Kriegsmüdigkeit beim Gegner führen wird und Lincoln die Konföderation schließlich anerkennen muss. Diese Hoffnung allerdings wird sich nie erfüllen: Zu überlegen



34 Staaten bilden 1860 die USA. In 15 ist die Sklaverei erlaubt, sie liegen (mit Ausnahme von Missou)treten sieben dieser Staaten (rot) aus der Union aus. Acht weitere entscheiden sich nach den ersten

eines Landes

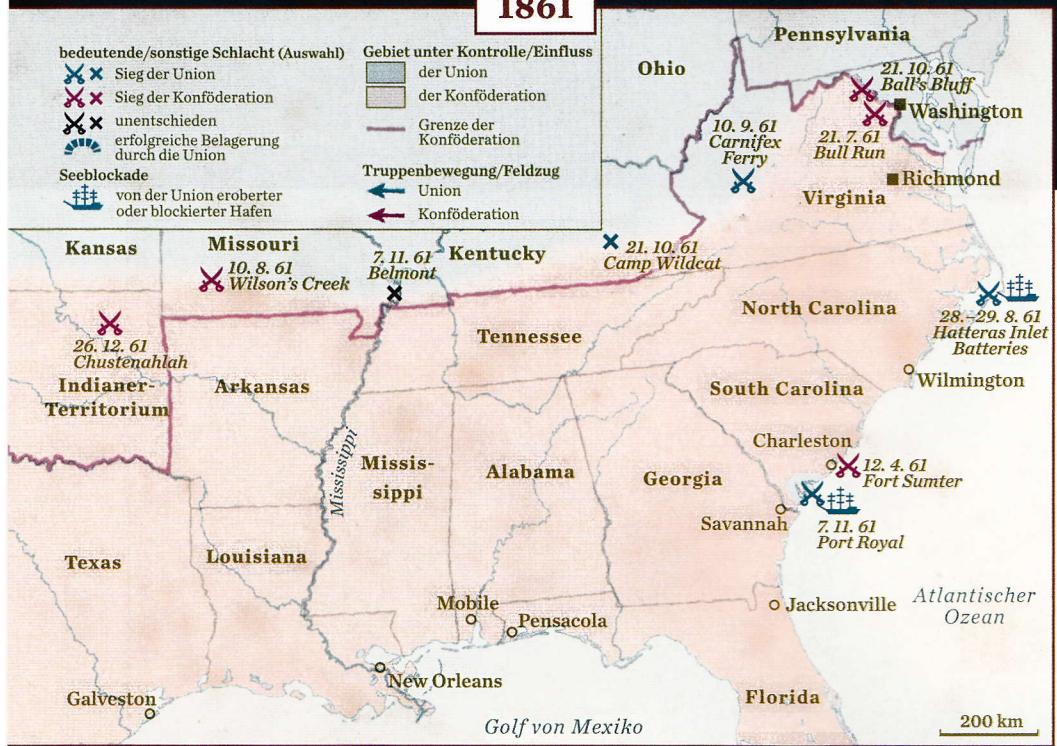
dieser Konflikt nur noch mit Gewalt zu lösen ist. Vier Jahre lang ringen zwei riesige Heere um die Einheit der USA

DIE USA 1860/61



ri und Delaware) südlich der Mason-Dixon Line oder der Missouri-Kompromiss-Linie. Nach der Wahl Abraham Lincolns zum Präsidenten Schüssen des Krieges: Vier (hellblau) bleiben bei den freien Staaten (blau), die vier anderen (hellrot) schließen sich der Konföderation an

1861



Der Krieg beginnt am 12. April mit dem konföderierten Angriff auf Fort Sumter. Am 21. Juli kommt es zur ersten großen Schlacht: Der Süden siegt am Bull Run in Virginia. Die Union verhängt eine Seeblockade, um den Export von Baumwolle und den Import von Waffen zu verhindern

ist der Norden auf Dauer, er hat mehr wehrfähige Männer und größere Ressourcen.

Im Bürgerkrieg wird erstmals in großem Maßstab mit neuartigen Waffen gekämpft: Springfield- und Enfield-Gewehren mit gezogenen Läufen. Sie haben eine weit erhöhte Treffsicherheit und Reichweite.

Die Angriffe früherer Kriege, bei denen Infanteristen mit aufgepflanzten Bajonetten aufeinander zustürmten, werden deshalb seltener, denn die Verluste sind nun zu hoch. Die Soldaten dieses Krieges sterben kaum noch an Stichen oder Hieben: 90 Prozent der Verletzungen sind Schusswunden.

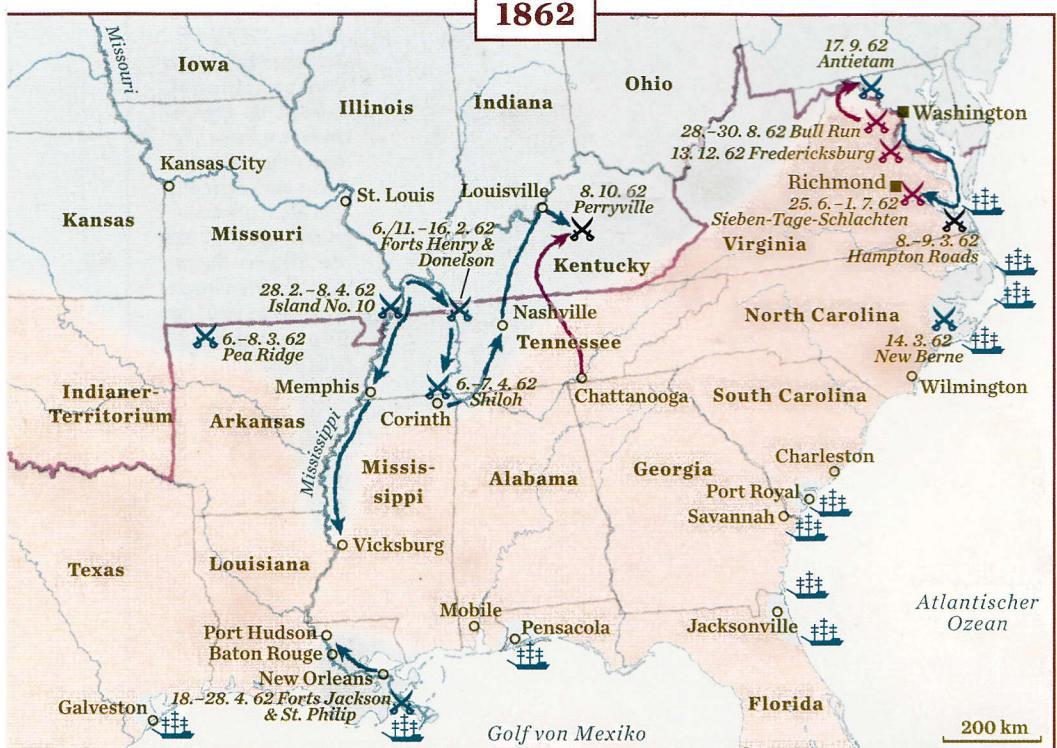
In vielen Tausend Zusammenstößen, von kleinen Scharmützeln bis zu mehrtägigen Schlachten, müssen die militärisch meist unerfahrenen Offiziere beider Seiten erst nach und nach lernen, große Heere zu bewegen.

Doch durch die modernen Waffen ist es einer Armee unmöglich, einen gleich großen Gegner auf dem Feld mit einem direkten Angriff zu vernichten. Stattdessen versuchen die Generäle oft, mit Teilen ihrer Streitkräfte die Flanken des Feindes zu umgehen. Nicht immer aber gelingen diese Manöver, und so stehen sich die Armeen dennoch häufig frontal gegenüber. Es sind blutige Lektionen für die Generalität, oft verliert sie ein Drittel der Soldaten in einem Gefecht.

Wenn Armeen nun aufeinandertreffen, liegt der Vorteil bei den Verteidigern, die sich verschanzen oder eingraben und aus dieser geschützten Stellung die Angreifer niederschießen können: Neun von zehn Infanterieattacken scheitern.

Im Verlauf des Krieges geht vor allem die Union nach und nach

1862



Im Februar erobert die Union zwei Forts im Westen. Gleichzeitig kämpft sie sich von Nord und Süd den Mississippi entlang. Der Versuch, die Südstaatenhauptstadt Richmond einzunehmen, scheitert.

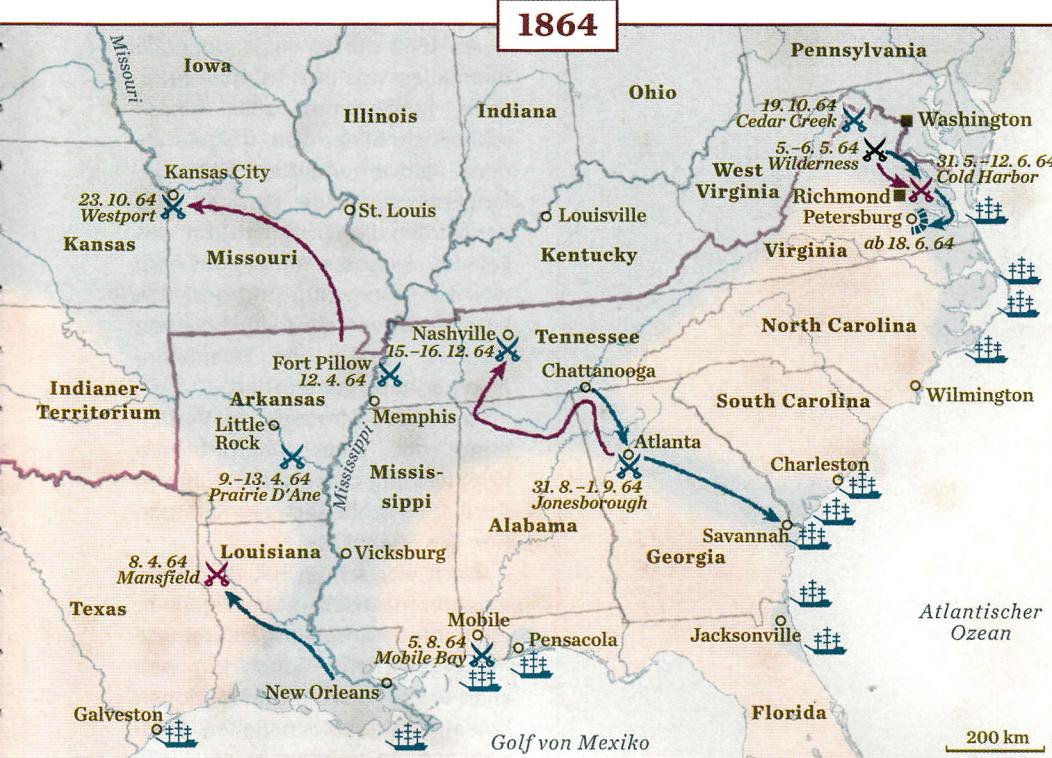
Am Antietam und bei Perryville werden zwei konföderierte Invasionen zurückgeschlagen

1863



Der Juli 1863 bringt die militärische Wende: Nach der Schlacht von Gettysburg sind dem Süden keine bedeutenden Offensiven mehr möglich, der Fall von Vicksburg und Port Hudson gibt der Union zudem die Kontrolle über den Mississippi, die Konföderation ist zerschnitten

1864



1864 ist das Jahr fürchterlicher Schlachten im Osten und wichtiger Unionssiege im Westen: Ulysses S. Grant kämpft sich unter hohen Verlusten bis Petersburg vor; William Tecumseh Sherman nimmt Atlanta ein, dann Savannah und hinterlässt dabei eine breite Schneise der Zerstörung

dazu über, die Kontrolle über Verkehrswwege, Flüsse und Häfen zu erzwingen. Die Konföderation schickt ihre Kavallerie auf schnelle Züge gegen Versorgungslinien und Nachschubdepots des Gegners.

Erstmals kommen Eisenbahnen und Dampfschiffe in großem Stil zum Einsatz. Insbesondere der Süden nutzt Telegraphenleitungen und Bahngleise effektiv, um Truppen zusammenzuziehen. Der Norden müsste an allen Kriegsschauplätzen gleichzeitig angreifen, um dem Gegner diesen Vorteil zu nehmen. Doch obwohl Lincoln dies früh fordert, agieren viele seiner Generäle zu zögerlich. Erst Ulysses S. Grant, Oberbefehlshaber ab 1864, setzt diese Strategie konsequent und effizient um.

Der Bruderkampf wird fast ausschließlich auf dem Gebiet der Konföderation geschlagen, auf drei Kriegsschauplätzen:

Im **Osten**, zwischen dem Gebirgszug der Appalachen und dem Atlantik, operiert vor allem die Army of the Potomac, das schlagkräftigste Heer der Union (deren Armeen sind meistens nach Flüssen benannt, die der Konföderation nach einem Gebiet). Ihre Aufgabe ist die Verteidigung Washingtons und die Einnahme der konföderierten Hauptstadt Richmond. Sie kämpft meist gegen die Army of Northern Virginia, die sich einige Male über die Grenze nach Norden wagt – in der Regel aber auf einem Gebiet nördlich von Richmond agiert, das nur etwa 100 Kilometer in der Länge und Breite misst.

Im **Westen**, von den Appalachen bis zum Mississippi, kämpfen unter anderem die Army of the Tennessee und die fast namensgleiche konföderierte Army of Tennessee

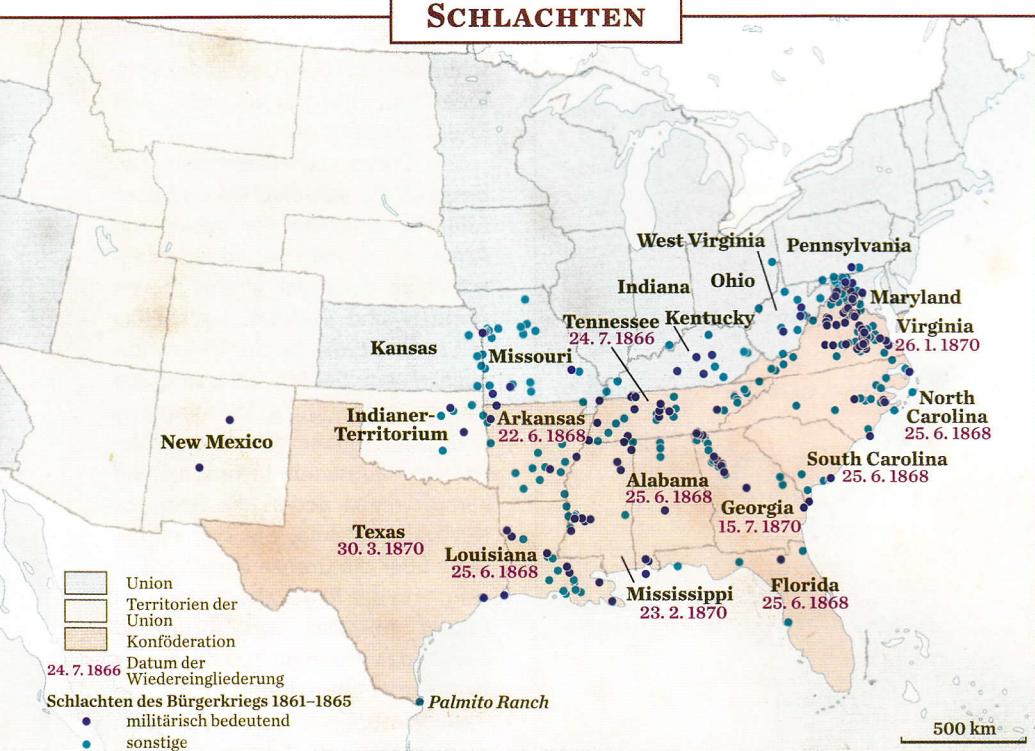
1865



Sherman setzt seinen Feldzug fort und marschiert durch South und North Carolina. Am 9. April muss der konföderierte Oberbefehlshaber Robert E. Lee in Appomattox Court House kapitulieren.

Noch mehr als eine Woche lang aber zieht eine Unionsarmee durch Alabama und Georgia

SCHLACHTEN



Mehrere Tausend Mal stoßen Nord und Süd in vier Jahren Bürgerkrieg aufeinander: in kleinen Scharmützeln, Guerillagefechten, mehrtagigen Schlachten. Zu den meisten Kämpfen kommt es in Virginia, doch auch im Westen und selbst in den Territorien bekriegen sich die Kombattanten

um die Kontrolle des großen Stroms und wichtiger Städte der Konföderation.

In Trans-Mississippi westlich des großen Flusses kommt es zu einigen besonders grausamen Guerillakaktionen des Südens (auf allen Kriegsschauplätzen kämpfen auch Freischärler, die marschierende Soldaten und Versorgungslinien angreifen).

Während die beharrliche Verteidigungshaltung der Konföderation sich im Laufe des Krieges kaum ändert, durchläuft die Strategie des Nordens mehrere Phasen. Anfangs verfolgt Lincoln noch einen versöhnlichen Plan; er ordnet militärische Vorstöße an, fordert aber eine schonende Behandlung von Zivilisten und deren Eigentum.

Ab 1862 dürfen seine Generäle dann alles, was ihre Truppen brauchen, konfiszieren. 1864 führen schließlich Bilder von freigelassenen, halbverhungerten Kriegsgefangenen sowie die Einsicht, dass der Norden die Wirtschaftskraft des Feindes zerstören muss, zum *hard war* der Union: Nun sind gezieltes Plündern sowie die Zerstörung von Städten, Ernten und Eisenbahnlinien erlaubt, ja gefordert.

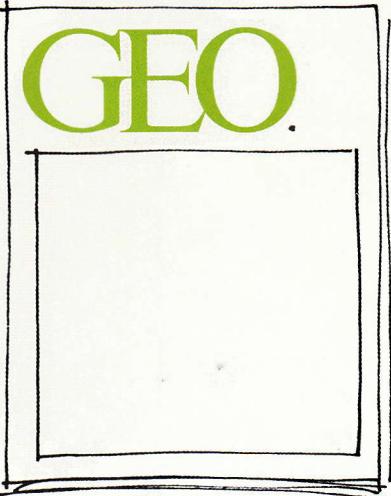
Erst diese Strategie, in Verbindung mit einer unerbittlichen Kriegsführung durch Grant, führt im April 1865 schließlich zur Kapitulation des Südens.

Nach vier Jahren hat die Union mit ihrer materiellen Überlegenheit die Konföderation ausgeblutet und niedergekämpft – doch um welchen Preis: Von den drei Millionen Soldaten auf beiden Seiten kommen 750 000 nie mehr heim. □

Thomas Wachter, 54, ist Kartograph im Team von GEOEPOCHE. Gesa Gottschalk, 32, hat die Produktion dieses Heftes betreut.



ICH BIN



Auch mal
querdenken.
Gerade kann
jeder.



Amerikaner GEGEN Amerikaner

Nie wieder werden derart viele US-Bürger gewaltsam ums Leben kommen wie in den Jahren zwischen 1861 und 1865, als Nord und Süd gegeneinander antreten und manchmal buchstäblich Brüder gegen Brüder, Freunde gegen Freunde kämpfen – mit Waffen von bis dahin ungekannter Präzision. Am Ende wird ein großes Freiheitsversprechen stehen. Und eine Wunde, die noch 150 Jahre später nicht völlig geschlossen ist

TEXTE: GESA GOTTSCHALK



Ein Soldat der Nordstaaten versorgt einen Verwundeten mit Wasser. Wie dieses wurden auch alle Bilder auf den folgenden Seiten von Fotografen aus dem Norden gemacht – aus dem Süden kamen fast nie Bildreporter an die Front. Um ihre Anschaulichkeit zu verstärken, wurden die Aufnahmen digital koloriert

Herr eines zerrissenen LANDES

Die Wahl des Anwalts und Sklavereigegners Abraham Lincoln zum 16. Präsidenten der USA treibt mehrere sklavenhaltende Staaten des Südens ab Ende 1860 zum Austritt aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Und so übernimmt Lincoln im März 1861 eine gespaltene Nation. Schon bald wird er jene Staaten, die sich zur Union bekennen, in den Krieg führen gegen die Abtrünnigen, die sich zu den »Konföderierten Staaten von Amerika« zusammengeschlossen haben



Präsident Lincoln mit Generälen am 3. Oktober 1862 in der Nähe des Flusses Antietam Creek, an dessen Ufern die Amerikaner zwei Wochen zuvor den blutigsten Tag ihrer Geschichte erlebt haben: 3600 Soldaten sind innerhalb von 24 Stunden auf beiden Seiten gestorben





Schon nach den ersten Schüssen des Bürgerkriegs flüchteten viele Sklaven aus dem Süden hinter die Linien der Nordstaatenarmeen, hier eine Gruppe im Jahr 1862



Frühere Sklaven in einem Army-Camp: Mit Kriegsausbruch melden sich 1861 erste Afroamerikaner freiwillig zur Armee – werden zunächst aber abgewiesen

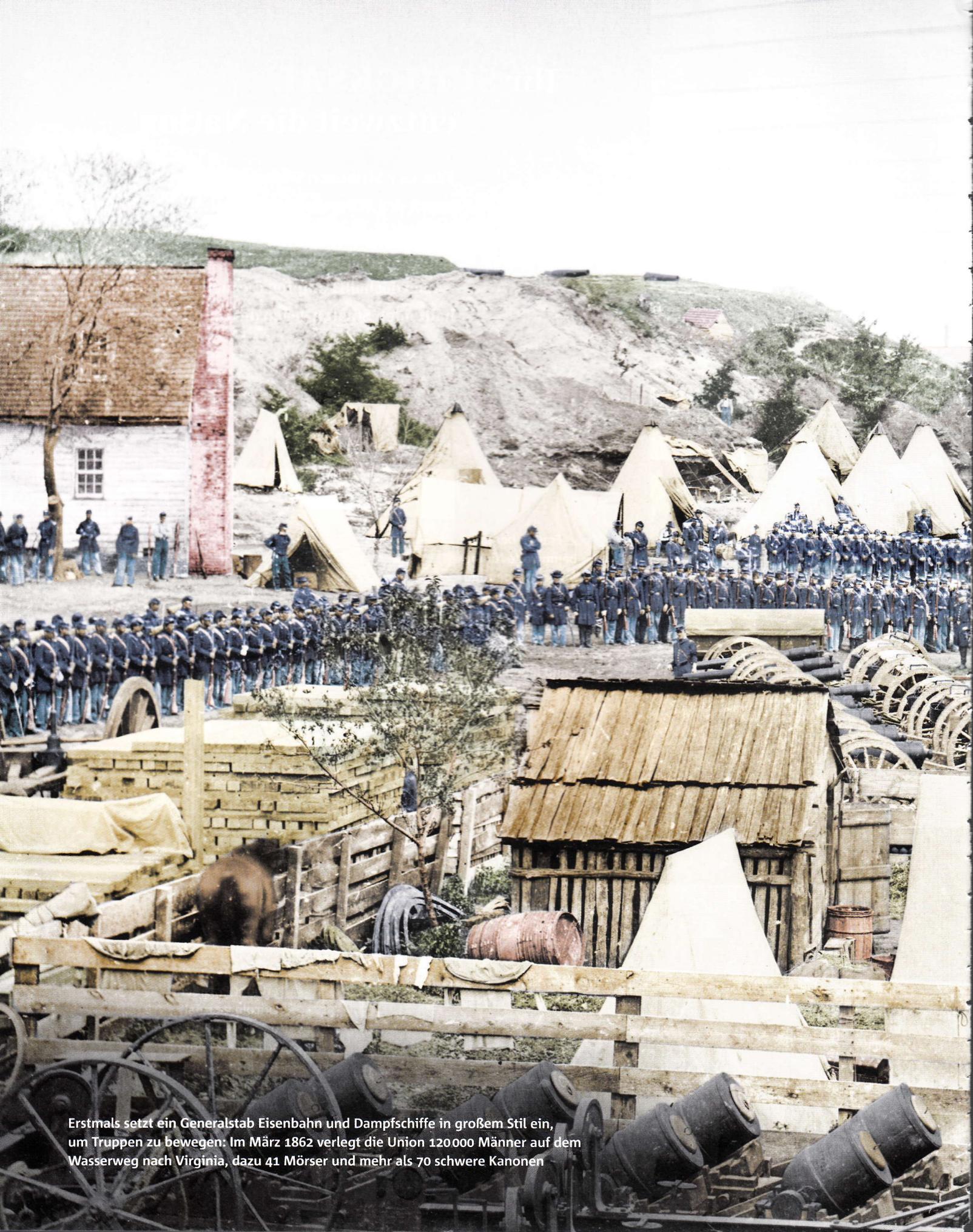
Ihr SCHICKSAL entzweit die Nation



Frauen bereiten Baumwolle für die Weiterverarbeitung vor, eine typische Aufgabe für Sklaven. Diese Schwarzen aber wurden befreit und leben auf einer von der Union kontrollierten Plantage



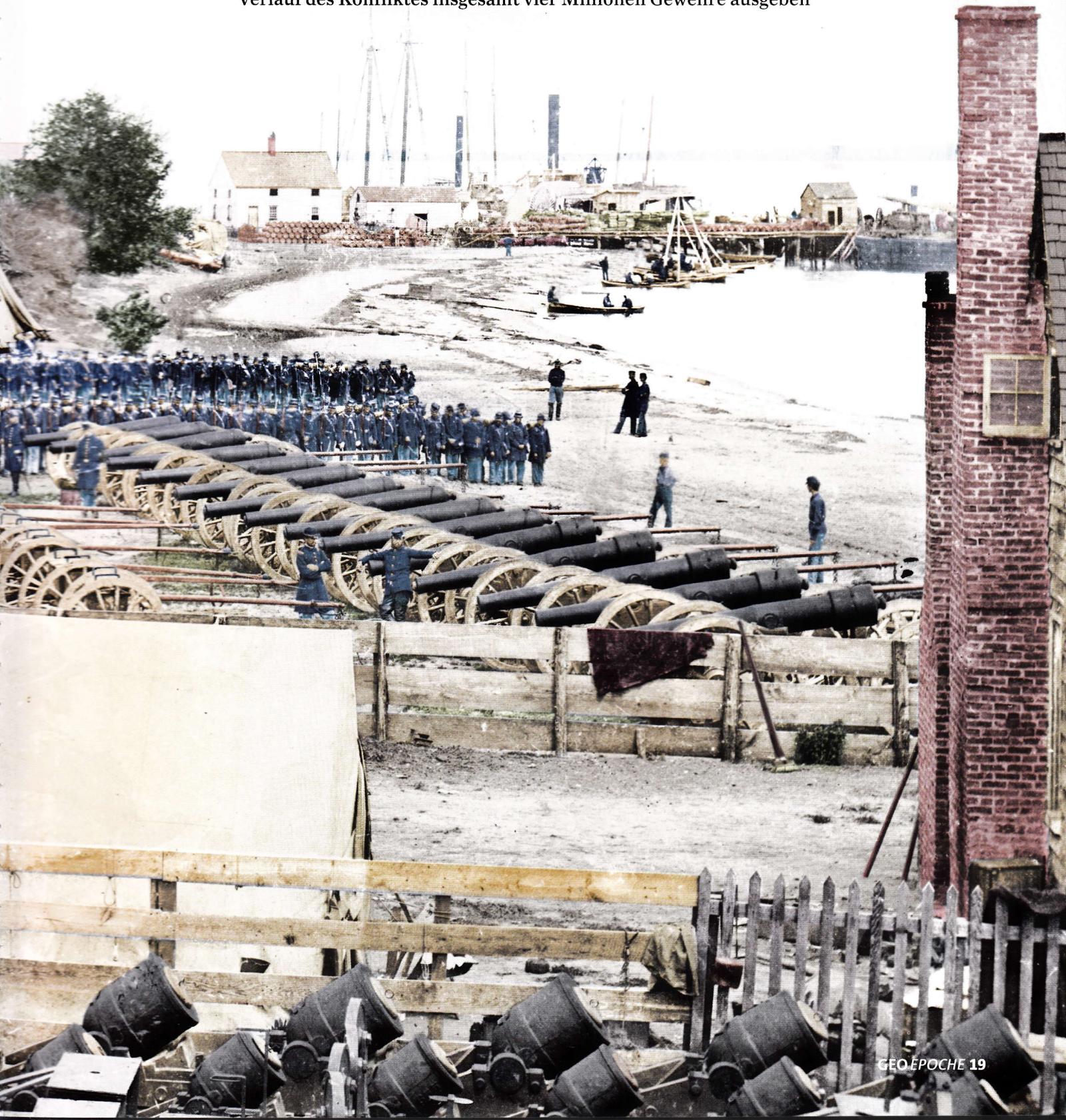
Anfang 1863 erlaubt Präsident Lincoln erstmals das Aufstellen schwarzer Regimenter. Insgesamt werden 179 000 Afroamerikaner im Bürgerkrieg auf Seiten des Nordens dienen



Erstmals setzt ein Generalstab Eisenbahn und Dampfschiffe in großem Stil ein, um Truppen zu bewegen: Im März 1862 verlegt die Union 120 000 Männer auf dem Wasserweg nach Virginia, dazu 41 Mörser und mehr als 70 schwere Kanonen

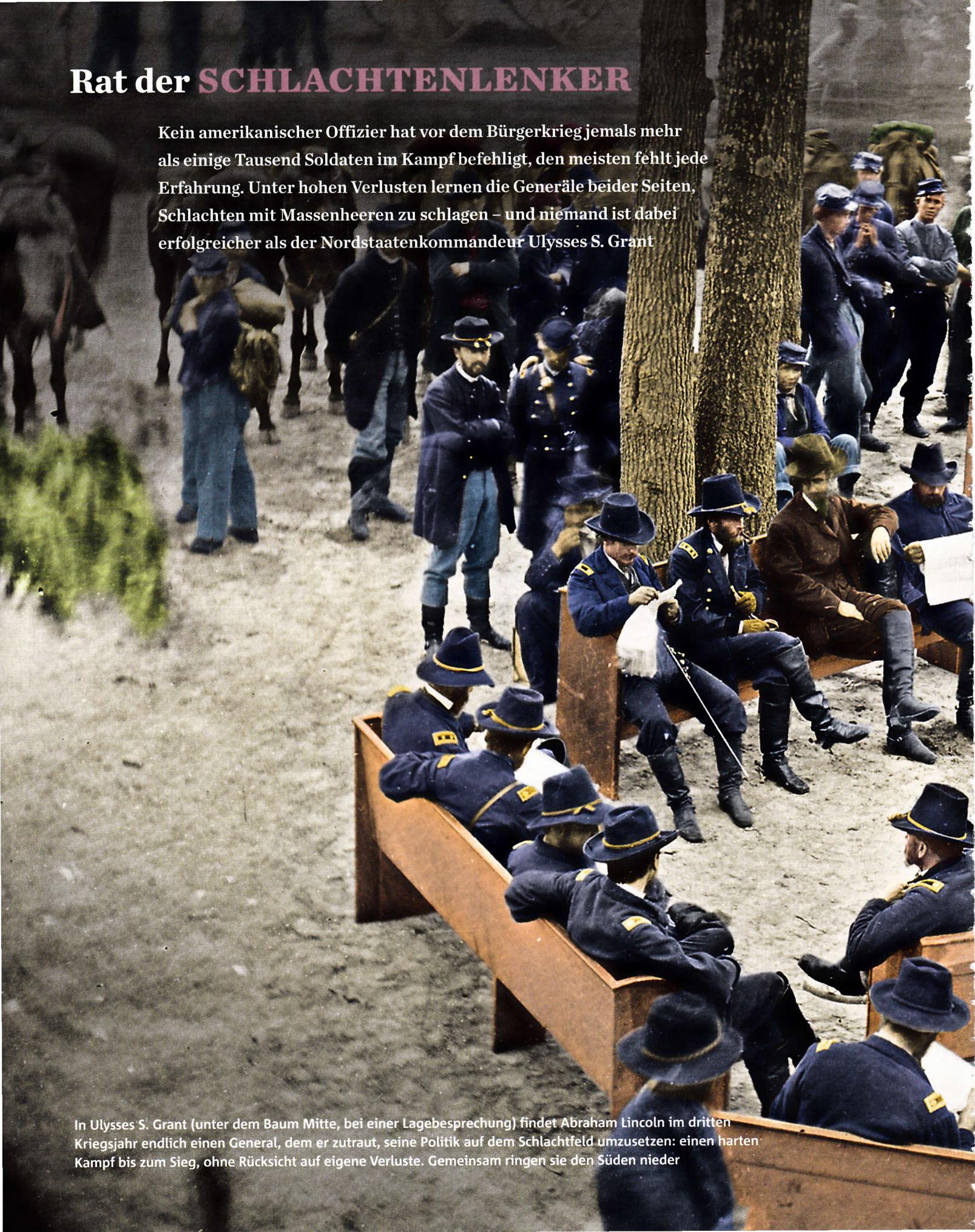
Arsenal des TODES

Als der Krieg ausbricht, besitzen beide Armeen zumeist veraltete Waffen. Doch schnell beginnen sie, moderne Gewehre und Artilleriegeschütze herzustellen oder sie im Ausland einzukaufen. Die Quartiermeister der Union werden im Verlauf des Konfliktes insgesamt vier Millionen Gewehre ausgeben



Rat der SCHLACHTENLENKER

Kein amerikanischer Offizier hat vor dem Bürgerkrieg jemals mehr als einige Tausend Soldaten im Kampf befehligt, den meisten fehlt jede Erfahrung. Unter hohen Verlusten lernen die Generäle beider Seiten, Schlachten mit Massenheeren zu schlagen – und niemand ist dabei erfolgreicher als der Nordstaatenkommandeur Ulysses S. Grant



In Ulysses S. Grant (unter dem Baum Mitte, bei einer Lagebesprechung) findet Abraham Lincoln im dritten Kriegsjahr endlich einen General, dem er zutraut, seine Politik auf dem Schlachtfeld umzusetzen: einen harten Kampf bis zum Sieg, ohne Rücksicht auf eigene Verluste. Gemeinsam ringen sie den Süden nieder





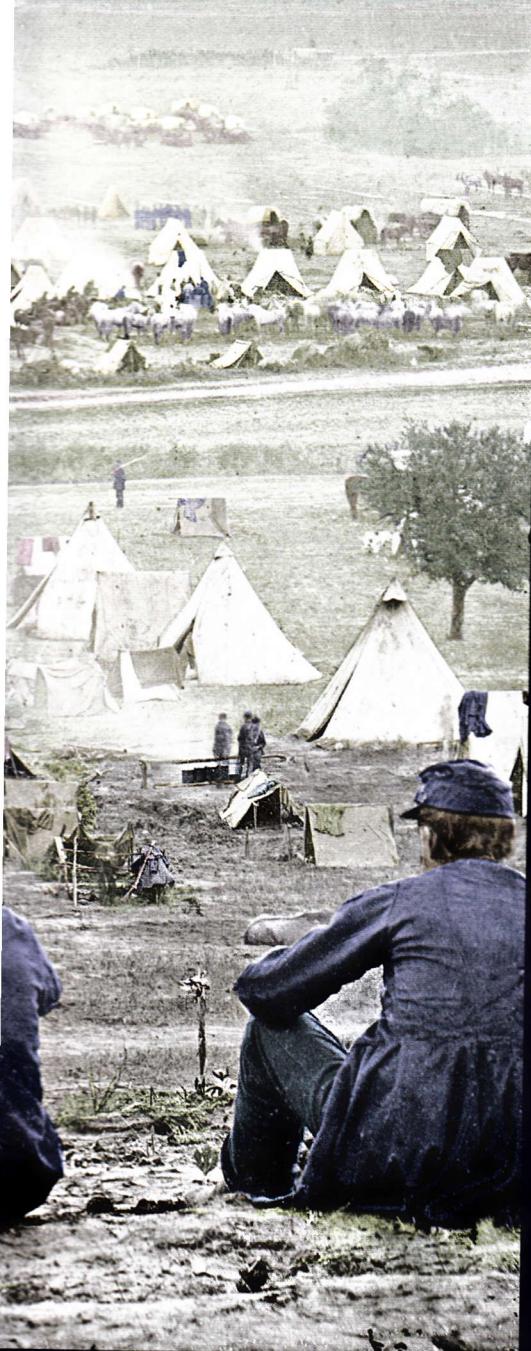
Unionscamp in Virginia. Die Hygiene in den Lagern ist schlecht. Epidemien sind die Folge: Zwei Drittel der Soldaten, die im Krieg fallen, sterben nicht auf dem Schlachtfeld, sondern an Krankheiten



Tausende Frauen beteiligen sich am Krieg, begleiten ihre Männer, versorgen in Lazaretten die Verwundeten, arbeiten als Kundschafter oder Spioninnen

Eine GENERATION zieht in den Krieg

Begeistert und naiv haben sich Zehntausende junge Männer zu den Armeen gemeldet, denn sie erwarten ein kurzes Abenteuer. Stattdessen lernen sie nicht nur die Brutalität der Schlacht zu ertragen, sondern auch Krankheiten – und die Langeweile im Camp



»Den Elefanten sehen« nennen Männer ihre erste große Schlacht. Aus den Überlebenden werden schnell abgehärtete Veteranen, die sich das Warten im Lager mit Kartenspielen vertreiben



Trotz Verbots melden sich Zehntausende Jungen unter 18 Jahren zur Armee, die sie als Trommler einsetzt, als Boten oder als Krankenträger



Mit schwerem GESCHÜTZ

Der Bürgerkrieg fällt in eine Zeit des militärischen Wandels. Zwar werden die meisten Schlachten noch immer auf offenem Feld geschlagen. Doch die Verluste sind wegen der neu entwickelten Waffen hoch, und so üben sich die Armeen zunehmend auch im Stellungskampf



Eine Batterie in Fort Brady, Virginia. Fünf Männer sind nötig, um diese Kanone abzufeuern. Ihr Lauf ist geriffelt, sie schießt nicht mehr Kugeln, sondern längliche Projektilen (links unten im Bild). Dadurch zielen diese Waffen weiter und genauer – und sorgen für verheerende Verluste unter den Angreifern

Die Bürger ziehen ins FELD

Nie zuvor haben auf dem amerikanischen Kontinent so große Armeen gegeneinander gekämpft: Insgesamt 2,2 Millionen Männer werden der Union dienen, rund 900 000 den Konföderierten. Als der Krieg immer länger andauert, führen beide Seiten die allgemeine Wehrpflicht ein



Die meisten Soldaten sind auf Bauernhöfen aufgewachsen, die wenigsten Freiwilligen haben militärische Erfahrung. Die Nordstaatenarmee bereitet sie mit hartem Drill auf den Einsatz vor – hier bei einer Übung in der Nähe von Washington





Der BLUTZOLL des Bruderkampfs

750 000 Männer sterben im Bürgerkrieg, so viele wie in keinem anderen amerikanischen Konflikt. Und erstmals zeigen Fotos die Wirklichkeit des Krieges, geben den Namen auf den Listen der Gefallenen Gesichter. So etwas hat noch niemand gesehen



Ein Südstaatler nach der Schlacht von Gettysburg. Das blutigste Gefecht des Krieges trägt im Juli 1863 zur militärischen Wende bei – trotzdem wird das Sterben noch fast zwei Jahre weitergehen

Mancher Soldat zahlt im Voraus für die eigene Einbalsamierung – das neue Verfahren ist teuer, ermöglicht es aber den Familien, daheim Abschied zu nehmen



Ein Konföderierter, gefallen in der Schlacht von Spotsylvania im Mai 1864. Der Süden verliert mehr als ein Viertel seiner wehrfähigen weißen Männer, fast jede Familie ist betroffen

Die Wunde des SÜDENS

Die meisten Schlachten des Bürgerkriegs werden auf konföderiertem Gebiet geschlagen. In den letzten Kriegsjahren zerstören Unionssoldaten gezielt zivile Gebäude, vernichten Ernten, demolieren Bahngleise. Als die Kämpfe 1865 enden, stehen in vielen Städten des Südens nur noch Ruinen



Nicht immer sind es feindliche Truppen, die Chaos und Zerstörung bringen: Richmond, die Hauptstadt der Konföderation, haben die Verteidiger auf dem Rückzug vor einer Nordstaatenarmee selber angezündet – und Kanonen sowie Kugeln zurückgelassen □



Der KRIEG vor



Dieser Konflikt
droht die USA zu

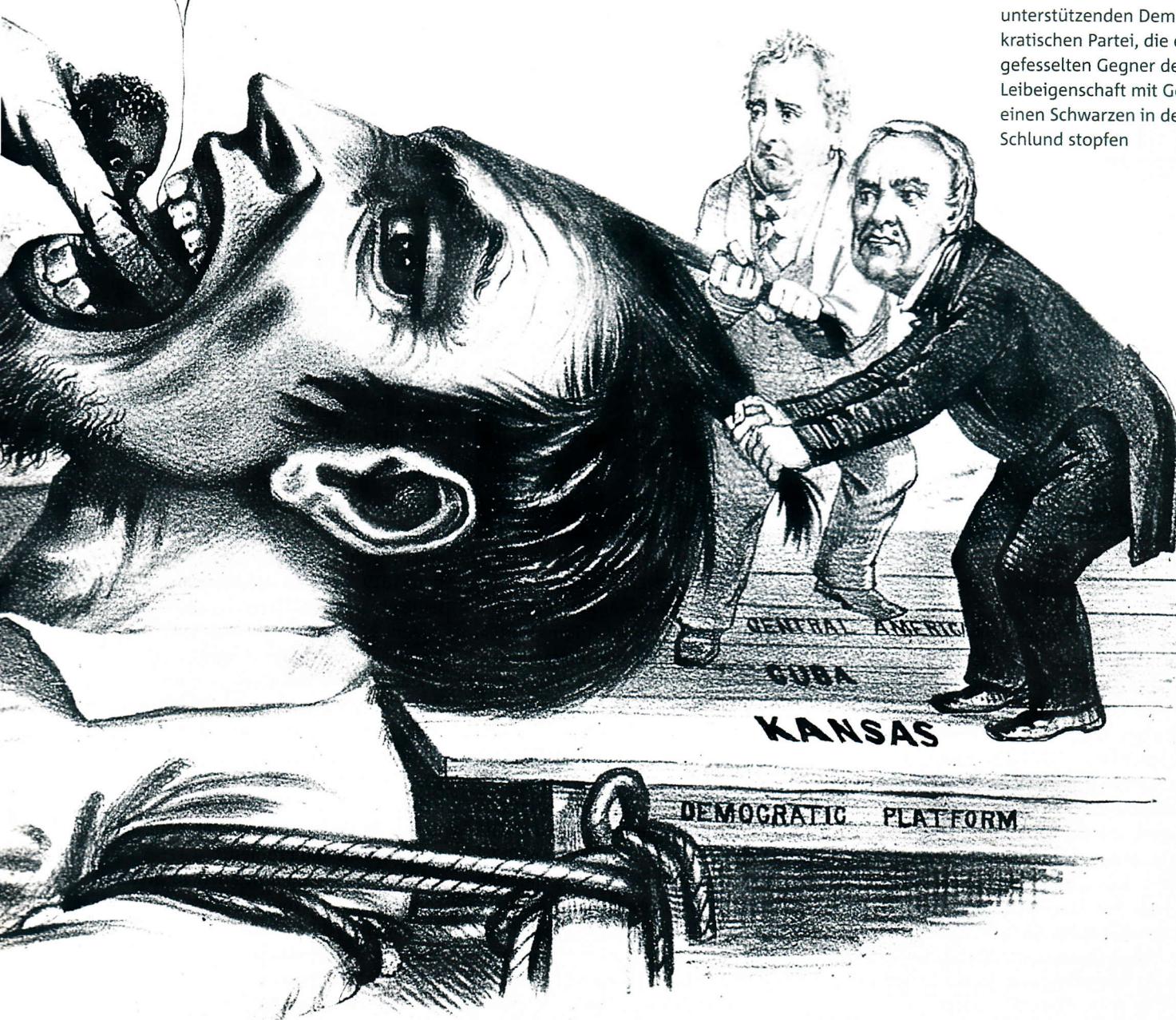
spalten: Bereits in den 1850er Jahren kämpfen in Kansas Anhänger und Kritiker der Sklaverei gegeneinander. Einer der schärfsten Gegner der Knechtschaft ist der erfolglose Geschäftsmann John Brown. Er will die Schwarzen mit Gewalt befreien; diesem Ziel hat Brown sein Leben geweiht. Er glaubt sich auf einer göttlichen Mission – die auch Massaker nicht ausschließt

von REYMER KLÜVER



dem KRIEG

MUR DER !!! help -
neighbors help, O my poor Wife
and Children.



Diese republikanische Karikatur von 1856 zeigt Vertreter der die Sklaverei unterstützenden Demokratischen Partei, die einem gefesselten Gegner der Leibeigenschaft mit Gewalt einen Schwarzen in den Schlund stopfen



HARRIET BEECHER STOWE

Die Pfarrerstochter veröffentlicht 1852 den Roman »Onkel Toms Hütte«, in dem sie die Sklaverei anprangert. Das Buch wird zur Kampfschrift der Abolitionisten, die die Leibeigenchaft abschaffen wollen

Blut muss fließen. Für die Freiheit, für die Gerechtigkeit. Für Gott. Und er ist der Mann, der es vergießen wird: John Brown, hager, sehnig, groß, mit struppigem Haar. Die Jahre haben tiefe Furchen in Stirn und Gesicht gegraben. Am auffälligsten ist sein stechender Blick aus graublauen Augen, in denen manche glauben, den Wahnsinn flackern zu sehen. Sein Leben lang hat der 56-Jährige nach der Heiligen Schrift gelebt und dem Gebot der Nächstenliebe.

Doch irgendwann hat biblischer Zorn John Brown erfasst. Er hat Männer um

sich geschart und sie ihre Schwerter schärfen lassen – beide Seiten der Klingen. Nun ziehen sie los, durch die Prärie von Kansas, am Abend des 23. Mai 1856.

Dieser John Brown, darin sind sich Historiker einig, wird wie kaum ein zweiter Mann zum Ausbruch des Amerikanischen Bürgerkriegs beitragen.

Am Morgen des 25. Mai finden Nachbarn den Siedler Allen Wilkinson in einem Gebüsch, vielleicht 150 Meter von

seiner Hütte am Bach Pottawatomie Creek entfernt, grässlich entstellt. Zweimal hat man ihm die Kehle durchschnitten. Wunden klaffen an Kopf und Körper. So übel zugerichtet ist er, dass die Freunde seine Frau daran hindern, den Leichnam noch einmal anzuschauen.

Wilkinson ist nicht das einzige Opfer. Ein Stück weiter liegen drei weitere Tote auf einer Straße: ein Vater und zwei seiner erwachsenen Söhne, ebenfalls mit Schwertern niedergemetzelt, den Söhnen sind die Schädel gespalten. Einer hatte sich mit erhobenen Armen schützen wollen: Die Wucht der Hiebe trennte ihm Finger und einen Arm ab. Vor einem anderen Haus, etwas weiter südlich, liegt noch ein weiterer Toter.

Dieser fünffache Mord wird als „Massaker vom Pottawatomie Creek“ in ganz Amerika bekannt. Es sind politisch motivierte Taten, ohne Zweifel ein gezielter Terrorakt – denn die Opfer sind alle Verfechter der Sklaverei. Und so beginnt ein grausamer Guerillakrieg, der bald „Bleeding Kansas“ genannt wird, Blutendes Kansas. Sechs Jahre vor dem Ausbruch des großen Bruderkampfes zwischen Nord und Süd ringen hier bereits Männer um die Zukunft der Vereinigten Staaten von Amerika.

Und suchen mit Gewalt eine Antwort auf die Frage, ob Sklaverei erlaubt sein darf im Land der Freien und Gleichen.

DIESE FRAGE BEGLEITET die USA seit ihrer Gründung. Bereits Anfang des 17. Jahrhunderts kommen die ersten Sklaven in die jungen Kolonien: Wahrscheinlich 1619 bringen holländische Kaufleute etwa 20 Afrikaner nach Virginia.

Am 4. Juli 1776 verabschiedet der Kongress zwar die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika, die den Satz enthält: „Folgende Wahrheiten erachten wir als selbstverständlich: dass alle Menschen gleich geschaffen sind, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, darunter Leben und Freiheit.“

Doch da wohnen in allen 13 Staaten schon lange Sklaven, die große Mehrheit im Süden. 1789 dann schreiben die USA als erste Nation der Welt die Freiheit in ihrer Verfassung fest. Aber nach wie vor

leben in den Vereinigten Staaten wohl knapp eine halbe Million entrichtete und versklavte Menschen.

Dies ist ein provozierend eklatanter Widerspruch, den die Verfassungsväter auch durchaus erkennen. So soll George Washington, der erste US-Präsident (und selbst ein Sklavenhalter), 1797 bekannt haben: „Ich sehe deutlich, dass nichts als die Ausrottung der Sklaverei unser Land wird retten können.“

Und Thomas Jefferson, der maßgebliche Autor der Unabhängigkeitserklärung, notiert schon 1781: „Ich zittere um mein Land, wenn ich darüber nachdenke, dass Gott gerecht ist.“ Doch wie die meisten seiner weißen Zeitgenossen erachtet Jefferson, auch er ein Besitzer von Sklaven, Afroamerikaner keineswegs als gleichwertig. Schwarze und Weiße, glaubt er, könnten niemals in Frieden und Harmonie miteinander leben. Deshalb will er die Sklaven nach und nach freilassen – und deportieren.

Schon zu Zeiten des Unabhängigkeitskriegs wird die „Pennsylvania Abolition Society“ gegründet, die erste Organisation, die sich der Abschaffung der Sklaverei in Amerika verschreibt. Die Abolitionisten gewinnen zumindest im Norden rasch an Einfluss. Um 1800 haben acht der mittlerweile 16 Staaten die Sklaverei abgeschafft oder ihre Abschaffung angebahnt (tatsächlich lebt jedoch in der Hälfte dieser Staaten noch eine größere Anzahl Unfreier).

Diese acht Staaten, darunter Pennsylvania und Massachusetts, liegen alle im Norden. Die Hoffnung aber, dass sich der Rest der USA ihnen anschließen wird, erfüllt sich nicht – im Gegenteil.

Denn 1793 wird die „Cotton Gin“ erfunden, eine Maschine, die Baumwollfasern schnell von den Samen trennen kann. Gleichzeitig wächst die Nachfrage nach Baumwolle zur Herstellung von Tuchen. Doch nur mit Heerscharen billiger Arbeiter, die die Baumwolle säen, pflücken und die Cotton Gin bedienen, vermögen Plantagenbesitzer maximalen Profit herauszuschlagen.

Und die billigsten Arbeiter sind eben die Sklaven. So ist es vollends unwahrscheinlich geworden, dass die Pflanzer im Süden der USA – die den Weltmarkt der Baumwollproduktion beherrschen –

dieses profitable System abschaffen werden. Die beiden Landesteile fangen an, sich auseinanderzuentwickeln.

Mit der Jahrhundertwende beginnt eine Zeit gewaltiger Umbrüche. Aus dem Staatenbund an der Ostküste Nordamerikas wird das Riesenland USA, das sich schon bald von Küste zu Küste erstreckt.

Im Jahr 1803 kauft Thomas Jefferson, der dritte Präsident der USA, Napoleon Bonaparte alle Besitzungen Frankreichs zwischen dem Mississippi im Osten und den Rocky Mountains im Westen ab. Auf diese Weise verdoppelt sich das Staatsgebiet der USA.

1819 kommt Florida hinzu. 1845 annexiert der US-Kongress Texas, im darauffolgenden Mexikanisch-Amerikanischen Krieg nehmen die USA dem Nachbarland große Territorien ab und dehnen ihr Gebiet so bis an die Westküste des Kontinents aus.

Siedler ziehen nun quer durch die Prärie in die neuen Gebiete. Zwischen 1815 und 1850 wächst die Zahl der Einwohner im Westen dreimal so schnell wie in den

13 Gründerstaaten. In der zweiten Jahrhunderthälfte nehmen die USA im Durchschnitt alle drei Jahre ein bis dahin von der Bundesregierung verwaltetes „Territorium“ als neuen Staat auf. Wenn in einem solchen Gebiet mindestens 60 000 Menschen wohnen, können

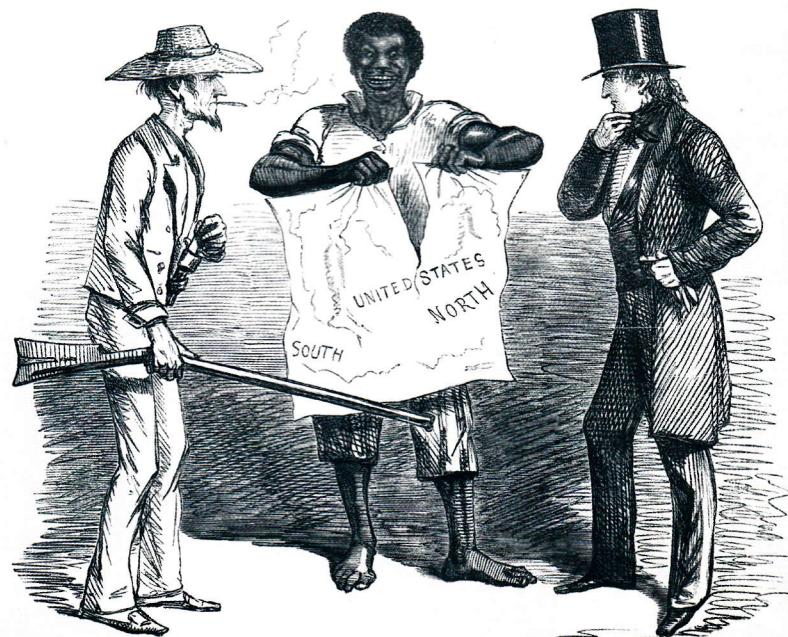
sie beim US-Kongress einen entsprechenden Antrag stellen. Als Staat dürfen sie dann, unter anderem, Abgeordnete in den Senat und das Repräsentantenhaus in Washington schicken.

Vor allem der Süden expandiert. Pflanzer suchen angesichts des Baumwollbooms neue, fruchtbare Böden für ihre Plantagen. Innerhalb von nur einer Generation breitet sich nach der Jahrhundertwende der Anbau von Baumwolle vom alten Süden in North und South Carolina sowie Georgia in die neuen Gebiete im Westen aus, nach Alabama, Mississippi, Arkansas und Texas.

Überall erstrecken sich bald Plantagen. 1812 produziert der Süden 300 000 Ballen Baumwolle, zur Mitte des Jahrhunderts sind es mehr als vier Millionen pro Jahr. Auch Zuckerrohr und Hanf werden angebaut – beides so wie die Baumwollgewinnung extrem arbeitsintensive Formen der Landwirtschaft.

Und je weiter die Pflanzer ihre Plantagen ausdehnen, desto mehr Arbeiter brauchen sie. Zum Teil schmuggeln sie Sklaven illegal ins Land, denn die Einfuhr von Menschen ist seit 1808 verboten (bis dahin war der Sklavenhandel geschützt; ein Kompromiss, auf den sich die Väter der

Die Sklavenfrage wird die Nation zerreißen – das sieht der Zeichner dieser Karikatur aus einer britischen Zeitschrift bereits 1856 voraus, fünf Jahre vor Beginn des Bürgerkriegs



THE DIS-UNITED STATES—A BLACK BUSINESS.

Verfassung mit Rücksicht auf die Südstaaten geeinigt hatten). Doch die Plantagenwirtschaft braucht den internationalen Menschenhandel auch kaum mehr. Seit 1619 sind etwa 400 000 Afrikaner nach Nordamerika verschleppt worden; seither sind so viele Kinder in Unfreiheit geboren worden, dass bald nach 1800 mehr als eine Million Schwarze auf den Feldern weißer Amerikaner arbeiten. Und in manchen Sklavenhalterstaaten an der Ostküste – von Maryland bis nach South Carolina –, gibt es einen derartigen „Überschuss“ an in Amerika geborenen Sklaven, dass zwischen 1810 und 1861 mehr als eine Million von ihnen ins Landesinnere verkauft werden.

Bald ist dieser inneramerikanische Menschenhandel neben den Plantagen der größte Wirtschaftszweig im Süden. Manche Sklaven werden von den Atlantikhäfen nach New Orleans verschifft. Die meisten aber müssen, in Eisenketten aneinander geschmiedet, über Land Richtung Mississippi ziehen.

Männer werden als erstklassige Arbeiter vermarktet, Frauen als fruchtbar angepriesen. Vor allem die Jungen sind gefragt, zwischen 14 und 25 Jahren. Auf Auktionen werden sie nackt vorgeführt

und bis in die Körperöffnungen inspiriert, bei Älteren das graue Haar geschwärzt, um die Jahre zu verbergen. Manche werden zehnmal nacheinander verkauft.

Etwa 400 Dollar kostet ein Sklave um 1850 im Durchschnitt, mitunter auch mehr als 1000 Dollar (umgerechnet heute etwa 28 000 Dollar). Sein Wert als unbezahlter Arbeiter aber übersteigt den Kaufpreis bei Weitem.

Familien werden auseinandergerissen, sobald die Kinder nicht mehr unmittelbar auf ihre Mutter angewiesen sind. Eine junge Sklavine aus Virginia erinnert sich später an das traumatische Erlebnis: „Eines Abends legte ich mich mit meiner Mami auf die Strohmatratze schlafen. Am nächsten Morgen wachte ich auf, und sie war fort.“

An den Sklavenrouten liegen Gefängnisse, in denen die Händler abends ihre menschliche Fracht einsperren. Es gibt wenige Beschränkungen. In Louisiana etwa dürfen nur Sklaven mit einem Attest eingeführt werden, der ihnen einen „guten moralischen Charakter“ bescheinigt. Wer aufgelehrt, soll so ferngehalten werden.

Es ist ein gnadenloses Regime. Auf den Zuckerrohrplantagen und Baumwollfeldern müssen die Sklaven vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang arbeiten – Männer und Frauen ohne Unterschied. Die Lebenserwartung der Sklaven liegt halb so hoch wie die der Weißen. Vor allem die Zuckerrohrplantagen sind Todesfallen: Kaum ein erwachsener Schwarzer steht die Tortur länger als sieben Jahre durch.

Die Zwangsarbeit macht die Sklavenhalter reich: Zwei von drei Amerikanern mit Einkommen von mehr als 100 000 Dollar, nach heutigem Stand Multimillionäre, leben im Süden der USA.

Die Sklaverei ist auch ein wichtiger politischer Faktor: Etwa 20 Prozent der US-Bevölkerung um 1850 ist schwarz, und die überwiegende Mehrheit lebt in Knechtschaft. Drei Fünftel dieser Sklaven werden zur Bevölkerung der Südstaaten gezählt, wenn es um die Anzahl der Sitze im Repräsentantenhaus (und somit auch um die Wahlmänner für die Präsidentschaftswahl) geht: Dadurch sind die weißen Bewohner des Südens gegenüber den Wählern des Nordens weit überrepräsentiert.

Doch ist der Preis hoch, den die Sklavenstaaten für ihr System zahlen. Denn ihre Gesellschaft verharret im 18. Jahrhundert – wäh-



THE DEMOCRATIC PLATFORM.

rend die Nordstaaten sich rapide verändern, moderner werden, urbaner.

Die Einwohnerzahl der USA vervierfacht sich zwischen 1800 und 1850 auf gut 23 Millionen. Zu Tausenden strömen Einwanderer jedes Jahr nach Amerika, sieben von acht Immigranten bleiben im Norden. Die Wirtschaftsleistung nimmt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts um das Siebenfache zu, das Pro-Kopf-Einkommen verdoppelt sich.

Und keine Nation ist dynamischer, nirgendwo sind die Menschen mobiler. Zwei Jahrzehnte nach der Verlegung der ersten Eisenbahngleise besitzen die USA das größte Schienennetz der Welt, zur Jahrhundertmitte ist es fast 15 000 Kilometer lang. Bis 1860 kommen mehr als 30 000 Kilometer dazu.

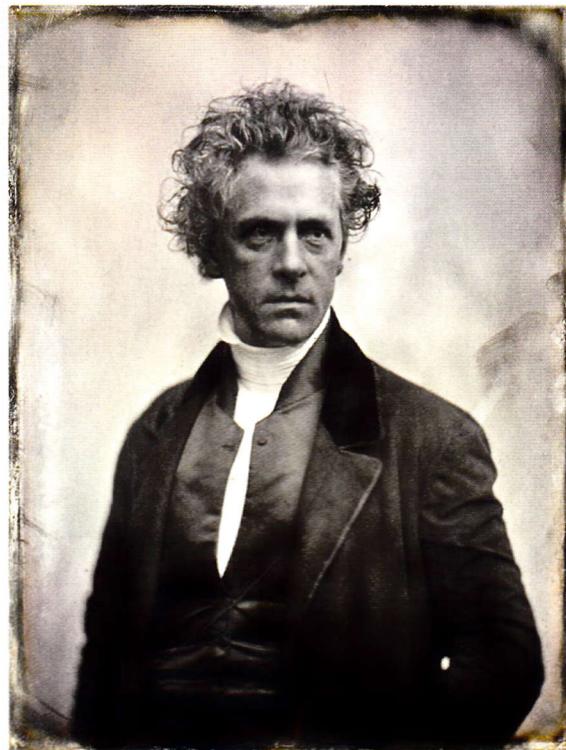
Ein wagemutiger Reisender wäre zu Anfang des Jahrhunderts von New York zum damaligen Armeeaußenposten Fort Dearborn am Chicago River mindestens drei Wochen unterwegs gewesen. Gut 50 Jahre später ist die knapp 1300 Kilometer lange Strecke in gerade einmal zwei Tagen zu bewältigen.

Drei Viertel der Schienen aber verlaufen nördlich der Mason-Dixon Line, einer alten Vermessungslinie, die symbolisch für die Grenze zwischen Nord- und Südstaaten steht (siehe Fußnote Seite 56). Gut 50 Prozent der Amerikaner wohnen hier, sie produzieren mehr als vier Fünftel aller industriell hergestellten Waren – zum Beispiel Kleidung aus Baumwolle, die auf diese Weise aus den Fabriken der Nordstaaten wieder in den Süden verkauft wird.

1860 lebt nicht einmal die Hälfte der Menschen im Norden vom Ertrag ihrer Felder, ein Viertel wohnt in Städten. Im Süden dagegen finden 80 Prozent ihr Auskommen in der Landwirtschaft. Trotzdem besitzen Bauern im Norden doppelt so viele Landmaschinen.

Die Reichen im Norden investieren in die jungen Industrien, in die Eisenbahn; im Süden hingegen kaufen Wohlhabende für ihr Geld Land und Sklaven.

Sechsmal mehr Ingenieure leben im Norden als im Süden. Bei Ärzten und Pädagogen sind es doppelt so viele. Nur beim Militär verkehrt sich das Verhältnis: Viermal so viele Freiwillige im Mexikanisch-Amerikanischen Krieg stamm-



ROLLIN HEBER NEALE

Auch die Kirchen sind gespalten: Viele Konfessionen bilden einen nördlichen und einen südlichen Zweig aus. So auch die Baptisten, zu denen dieser Bostoner Pfarrer gehört. In flammen-den Predigten verurteilt er die Sklaverei

ten aus dem Süden, sieben von acht Militärakademien befinden sich hier. Die *southerners* sehen sich als Kriegervolk – ihre Vettern im Norden dagegen als ein Volk von Krämern.

Dreimal so viele weiße Süd- wie Nordstaatler sind Analphabeten; wenn man die Schwarzen hinzurechnet, kann die Hälfte der Menschen nicht lesen und schreiben (im Norden sind es sechs Prozent). Nur halb so viele weiße Kinder gehen im Süden zur Schule, das Schuljahr ist nur halb so lang.

Die Elite des Südens sieht darin kein Problem, sie findet es im Gegenteil hinderlich für Arbeiter, zu viel zu wissen. Sie misstraut dem Konzept des Fortschritts, der Besserung durch Bildung, das der Norden zunehmend vertritt.

Die Gesellschaft in den Sklavenstaaten bleibt eine paternalistische Gesellschaft, in der reiche, gebildete Männer für den Rest entscheiden, für ihre Sklaven und Frauen ebenso wie für arme Weiße. Die Politik im Süden will die Verhältnisse so konservieren, wie sie zu Zeiten der Verfassungsväter herrschten: Sie will eine Gesellschaft ohne soziale Beweglichkeit, ohne viele Aufstiegschancen – aber auch ohne soziale Unruhe.

IM GANZEN LAND aber ist die erste Jahrhunderthälfte auch eine Zeit neuer Selbstbesinnung. Prediger sammeln ekstatische Gläubige um sich. Sie mah-

nen, dass Seelenheil nur jenem Sünder gewährt werde, der sich reumügt zu seinen Verfehlungen bekennt und um Gottes Gnade betet. Eine Welle der Religiosität erfasst die USA.

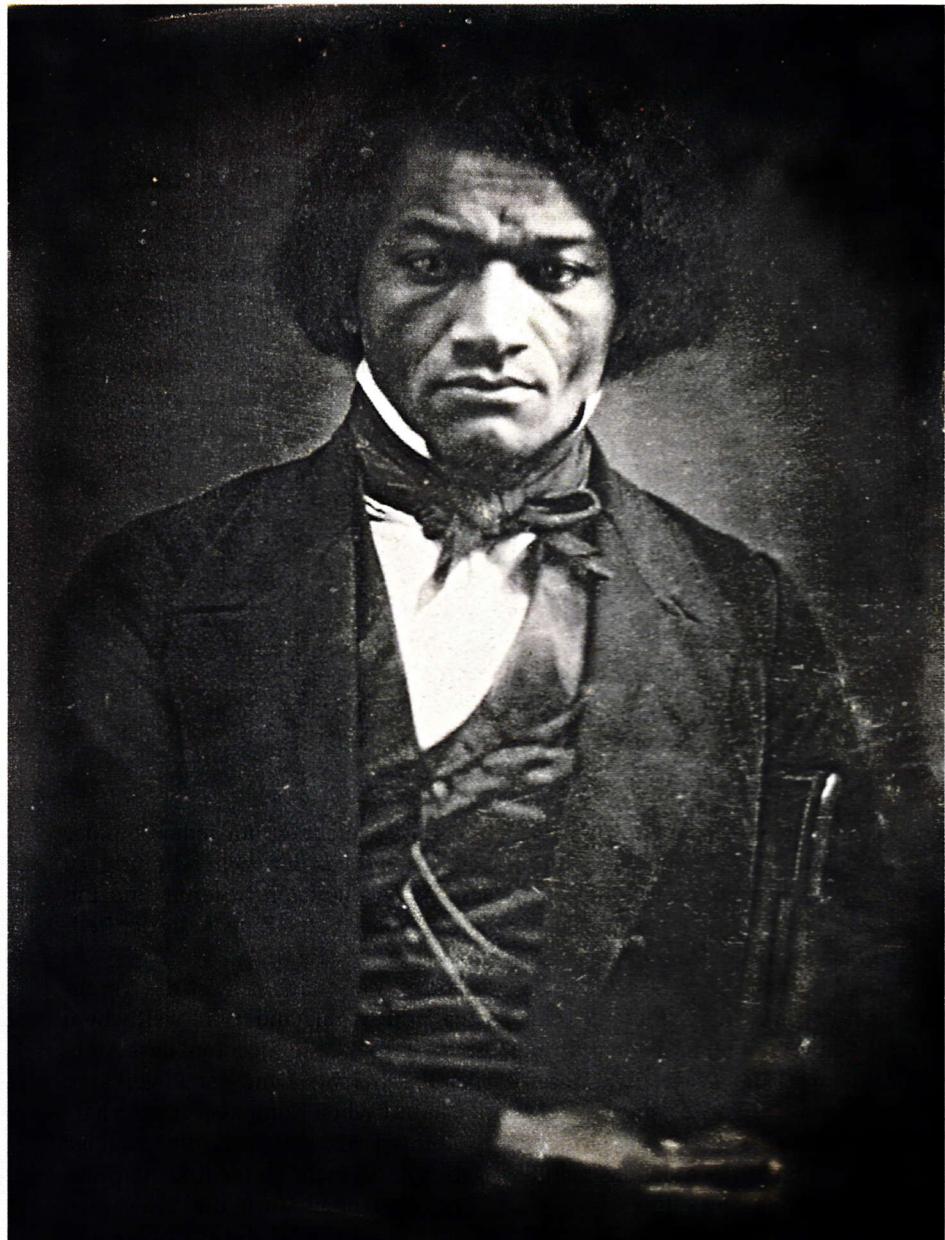
Vielen der Gläubigen ist die Verehrung von Wohlstand und weltlichem Erfolg suspekt. Sie fürchten, dass Amerika, das Gelobte Land der Pilgerväter, den moralischen Kompass verloren hat.

Keine Frage entzweit die gläubige Nation dabei mehr als die Knechtschaft. Denn sind nicht auch die Schwarzen Kinder Gottes, sind die Sklaven nicht Brüder und Schwestern und vor dem Herrn gleich?

Im Nordosten Amerikas verstärkt sich um 1830 jene Bewegung, die lautstark die Abschaffung der Sklaverei in den USA verlangt: der Abolitionismus.

Zunächst eine Randgruppe, gewinnen die Gegner der Sklaverei rasch Zulauf. Ihre Schriften, vor allem die Zeitung „The Liberator“, werden landesweit gelesen und diskutiert. Mehrere Petitionen mit zusammen fast zwei Millionen Unterschriften schicken sie zum Kongress nach Washington. Viele Frauen arbeiten bei den Abolitionisten mit – und freie Schwarze.

Beide Gruppen genießen auch im Norden nicht die gleichen Rechte wie weiße



FREDERICK DOUGLASS

1838 flieht der Sklave aus Maryland nach Massachusetts und wird zu einem berühmten Redner der Abolitionisten. Doch auch im Norden darf er, wie alle Afroamerikaner, weder wählen noch in die Armee eintreten

Männer: Frauen dürfen nicht wählen, Schwarze vielfach nicht einmal frei reisen. Sie dürfen mitunter nicht bei Gericht als Zeugen aussagen, keine Waffen tragen, haben keine freie Berufswahl, ihre Kinder dürfen keine öffentlichen Schulen besuchen – oft wird Familien sogar der Zugang zu Kirchen verwehrt.

Eng miteinander verwoben ist deshalb der Kampf um die Rechte der Schwarzen mit dem für die Frauen: So nimmt der schwarze Abolitionist Frederick Douglass an der Konferenz von Seneca Falls teil, der Geburtsstunde der amerikanischen Frauenbewegung 1848.

Umgekehrt veröffentlichen Frauen aus den Nordstaaten Pamphlete und Romane, um Stimmung gegen die Sklaverei zu machen, am erfolgreichsten die Autorin Harriet Beecher Stowe mit „Onkel Toms Hütte“ (siehe Kasten Seite 42).

Nach und nach wird aus der anfangs rein religiös motivierten Bewegung der Abolitionisten eine politische Kraft – im Norden gibt sie den Ton in der öffentlichen Meinung an, obwohl sie nur wenige

Prozent der Wähler ausmacht. Das hat viel mit der Reaktion im Süden auf die Vorhaltungen der Sklavereigegner zu tun. Dort werden ihre Schriften verbrannt, ihre Anhänger von Schlägertrupps verfolgt und mitunter wegen Verschwörung vor Gericht gestellt.

Denn die Sklavenhalter fühlen sich von zwei Seiten bedroht: von außen durch die Abolitionisten aus dem Norden – und von innen durch die Leibigenen selbst. 1831 führt der Schwarze Nat Turner in Virginia einen der blutigsten Sklavenaufstände in der Geschichte der USA an. Ein Mob von Sklaven zieht von Farm zu Farm. Innerhalb weniger Stunden erschlägt und ersticht er etwa 60 Weiße, darunter Frauen und Kinder. Das Ganze dauert nicht lange. Milizen jagen die Aufständischen. Mehr als 100 Schwarze werden gelynkt oder nach einem schnellen Prozess gehängt.

Als Aufwiegler gelten den Südstaatern neben den Abolitionisten die freien Schwarzen, die in ihrer Nachbarschaft leben: Die sind noch rechtloser als im Norden und stets in Gefahr, wieder in Knechtschaft zu geraten.

Einige Tausend von ihnen besitzen selbst Sklaven, oft Familienmitglieder, die sie kaufen, aber nicht befreien dürfen. Auch von ihnen fühlt sich die Gesellschaft des Südens bedroht – zu offensichtlich widerlegen sie das rassistische Konzept von „Herr“ und „Sklave“.

Das, fürchten die Weißen im Süden, wäre die Folge einer Abschaffung der Sklaverei: Rebellion, Rassenunruhen, Chaos. Und so verteidigen sie die Knechtschaft mit glühender Vehemenz.

IMMER WIEDER KOMMT ES in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wegen der Sklaverei zu offenen Konfrontationen: im US-Kongress in Washington, in den Zeitungen des Landes, auf der Straße, bei gewaltsgemalten Zusammenstößen. Noch lässt sich der Bruch zwischen Nord und Süd stets kitten, jedenfalls auf Zeit.

Doch wird die Frage nach der Zukunft der Leibeigenschaft immer drängender, je weiter sich die Nation in Richtung Westen ausdehnt. Dort, nicht im Norden oder Süden, liegt die Sprengkraft, die das Land zu zerreißen droht: Was ist mit den dreieinhalb Millionen Quadratkilo-

meter großen Territorien westlich des Mississippi? Sollen dort Sklavenstaaten entstehen? Oder bleibt die Knechtschaft auf den Süden beschränkt? Das würde bedeuten, das Siedler ihr menschliches Eigentum nicht mitnehmen könnten – es wäre über kurz oder lang das Ende der Sklaverei in den USA.

1820 beschließt der Kongress die faktische Teilung der Nation: In allen künftigen Bundesstaaten auf den von Frankreich erworbenen Gebieten, die unterhalb von $36^{\circ} 30'$ nördlicher Breite liegen, dürfen Sklaven gehalten werden. Das ist die Südgrenze von Missouri und, grob gesagt, die Verlängerung der Grenzlinie zwischen Virginia und North Carolina. In den neuen Mitgliedsstaaten nördlich dieser Linie wird die Sklaverei nicht erlaubt sein – mit Ausnahme Missouris.

1845 wird Texas als Sklavenstaat in die USA aufgenommen. Bald darauf versuchen Kongressabgeordnete aus dem Norden, per Gesetz festzulegen, dass alle künftigen Bundesstaaten weiter im Südwesten sklavenfrei sein sollen. Die Südstaatler sind empört über die Attacke der Sklavereigegner auf die Vereinbarung von 1820. Abgeordnete sprechen von einer „Kriegserklärung gegen den Süden“. Bei einer Abstimmung im Kongress zerfallen die Stimmen erstmals nicht entlang der Partiegrenzen, sondern nach Herkunft der Abgeordneten.

Am Ende scheitert die Gesetzesinitiative am Widerstand der Südstaaten im Senat. Doch das politische Gleichgewicht wankt: 1846 stehen 15 Sklavenstaaten 14 freie gegenüber. Jedes neue Mitglied ohne Sklaverei würde die Vormacht des Südens im Senat gefährden.

Konnten die Politiker der beiden Parteien Demokraten und Whigs bis dahin die Union noch einigermaßen zusammenhalten, verbreitert sich die Kluft zwischen Nord und Süd nun fast täglich.

1850 soll ein weiterer Kompromiss die Union retten: Während Kalifornien ihr als sklavenfreier Staat beitreten darf, überlässt der Kongress es den Bürgern in den ehemals mexikanischen Gebieten Utah und New Mexico, selber zu entscheiden, ob sie die Sklaverei zulassen wollen oder nicht.

Doch der Norden zahlt dafür einen hohen politischen Preis: Eine ganze

Serie von Gesetzen erfüllt Maximalforderungen des Südens und löst bei den Wählern im Norden Abscheu aus, insbesondere der „Fugitive Slave Act“: Dieses Regelwerk erlaubt Kopfgeldjägern aus dem Süden, entflohene Sklaven auch in den Nordstaaten zu verhaften und zurück zu ihren Eigentümern zu bringen.

Ohnehin ist der Kompromiss von 1850 nur noch ein Waffenstillstand. Drei, vier Generationen lang hat man den Streit über die Sklaverei irgendwie im Zaum halten können. Jetzt aber kann es jederzeit zur Explosion kommen. Nord und Süd sprechen zwar noch die gleiche Sprache. Aber sie benutzen sie zusehends, um sich gegenseitig anzugreifen. Der Süden, so wird der einflussreiche liberale Theologe Theodore Parker wenig später schreiben, „ist der Feind unserer demokratischen Kultur“.

Im Süden revanchieren sich Männer wie der Rechtsanwalt und Pflanzer Charles

Jones aus Savannah für solche Äußerungen, indem er schreibt: Nord und Süd seien „so völlig getrennt durch Klima, Sitten, Religion und der Auffassung, was Ehre, Wahrheit und Männlichkeit ausmacht“, dass sie nicht mehr in einem staatlichen Verbund leben könnten.

Die „Feuerfresser“, besonders rabiate Südstaatler, gehen noch weiter. Die Menschen in den beiden Landesteilen, so ihre Theorie, stammten von verschiedenen Gruppen ab – die im Süden vom englischen Adel. Deshalb sei dort eine eigene Nation entstanden.

Auch die Abolitionisten radikalisieren sich. Ein „Teufelspakt“ ist für sie jeder Kompromiss mit den Sklavenhaltern. Manche von ihnen verlangen die Teilung der USA.

Die Partei der Whigs zerbricht am Kompromiss von 1850 und an den folgenden innerparteilichen Kämpfen von Befürwortern und Gegnern der Sklaverei. Aus ihren

Nach der gescheiterten Rebellion des radikalen Abolitionisten John Brown karikiert »Harper's Weekly« 1859 die Angst der Südstaaten vor einer Invasion: Pflanzer bewaffnen ihre Sklaven mit Mistgabeln



Trümmern entsteht 1854 eine neue Kraft, die innerhalb von zwei Jahren die Politik im Norden dominieren wird: die Republikanische Partei.

Und ihren Erfolg verdankt sie vor allem den dramatischen Ereignissen in Kansas, einem dünn besiedelten Gebiet in der Prärie. Die Vorgänge dort überzeugen die meisten Wähler im Norden davon, dass die Sklaverei ein Übel ist, das die Freiheit der Republik bedroht.

Es geht wieder einmal um die Zukunft des Westens, diesmal um die beiden Territorien Kansas und Nebraska im Indianergebiet westlich des Mississippi. 1854 beschließt der US-Kongress den „Kansas-Nebraska Act“. Das Gesetz sieht vor, dass die weißen Einwohner dieser Gebiete selber über ihre Haltung zur Sklaverei entscheiden können. Dabei liegen die Territorien eindeutig nördlich der Grenze zwischen Sklaverei und Freiheit in Amerika (allerdings kommt es in Nebraska gar nicht zu einer Abstimmung; dieses Territorium wird erst nach dem Bürgerkrieg als Bundesstaat aufgenommen).

In Kansas aber macht das Gesetz – beschlossen, um die auseinanderbrechende Nation zusammenzuhalten – die Sache nur noch schlimmer. Denn der Süden will den Staat unbedingt für sich gewinnen: Im Senat in Washington haben die Bundesstaaten aus dem Norden inzwischen eine knappe Mehrheit. Und so beginnt vor dem Volksentscheid ein Wettkampf der Neusiedler.

Gegner der Sklaverei aus dem Norden sowie Befürworter vor allem aus dem benachbarten Missouri strömen nach Kansas, um den Ausgang der Abstimmung zu beeinflussen. Innerhalb von neun Monaten verzehnfacht sich die weiße Bevölkerung in Kansas auf 8000 Anfang 1855. Kurz darauf steht die Abstimmung über die verfassungsgebende Versammlung an.

Sklavenhaltende Farmer aus Missouri gründen geheime Waffenbünde, schicken Tausende Männer hinüber nach Kansas. Raupe Gesellen sind es, tabakkauend, mit einem Messer im Stiefelschaft und einem Colt im Halfter, *border ruffians* genannt, Grenzrüpelp. Sie schüchtern Kolonisten aus dem Norden ein und stimmen bei der Wahl mit ab,

obwohl dazu eigentlich nur echte Siedler berechtigt sind.

Bald existieren zwei Territorialregierungen: eine offizielle, die aus den gefälschten Wahlen hervorgegangen ist und die Sklaverei befürwortet (und vom US-Präsidenten anerkannt wird); und eine inoffizielle, die die Mehrheit der tatsächlichen Einwohner von Kansas hinter sich weiß und die Sklaverei ablehnt. Innerhalb von gut drei Jahren werden fünf Gouverneure daran scheitern, Kansas zu befrieden.

Im Norden der USA sammeln Abolitionisten derweil Geld für Neusiedler, die nun ebenfalls zu Tausenden nach Kansas trecken – wie die fünf jungen Brown-Brüder aus Ohio, die ihr Glück in der Prärie suchen.

Die fünf Brüder sind die Söhne von John Brown, einem verkrachten Unternehmer, der gleich zweimal sein Vermögen verloren hat. Doch er ist arbeitsam und gottesfürchtig, und er verabscheut die Sklaverei wie nichts anderes in dieser Welt.

Sein Leben lang schon ist Brown ein Abolitionist, ein Eiferer. Mit zwölf Jahren, so erzählt er gern, habe er „ewige Feindschaft gegenüber der Sklaverei“ geschworen, als er die Misshandlung eines schwarzen Spielkameraden durch seinen weißen Herrn miterlebt. Seine insgesamt 20 Kinder hat er gelehrt, Gott zu ehren und die Prüfungen dieser Welt geduldig zu ertragen.

Tatsächlich ist das Leben in Kansas voller Entzagungen. Noch Monate nach ihrer Ankunft hausen die Brüder in Hütten, die auf einer Seite offen sind. Dort spendet ein Lagerfeuer etwas Wärme. Von Fieber und Krankheiten geplagt, ernähren sie sich von kaum etwas anderem als Bohneneintopf und Fladenbrot.

Ihr eigentliches Problem aber sind die Border Ruffians: Die Siedlung Osawatomie, in deren Nähe die Brown-Brüder ihr Land erworben haben, liegt im Osten des neuen Territoriums. Im Grenzland zu Missouri.

Schon bald nach ihrer Ankunft bitten sie ihren Vater um Hilfe. John Brown, 55 Jahre alt, versteht ihren Brief als einen Wink Gottes. Der Ex-Unternehmer, der nie einen Schuss auf einen anderen Menschen abgegeben hat, sammelt Geld und zieht mit Gewehren für die Verteidigung seiner Söhne und anderer Siedler nach Kansas.

Brown ist nicht der Einzige, der Waffen und Munition heranschafft. Flinten, Kanonen, ja selbst Haubitzen schicken Abolitionisten in das neue Territorium im Westen. Henry Ward Beecher, der wohl bekannteste Prediger der Zeit (und Bruder von Harriet Beecher Stowe), spendet Geld für Waffen, die als christliche Erbauungsliteratur getarnt nach Kansas gelangen.

Denn langsam weicht der Pazifismus manch frommer Abolitionisten einer militanteren Haltung: Müssen aufrechte Christen nicht das Böse bekämpfen?

„Nie“, schreibt Brown bereits vor seiner Reise an Freunde, „hat ein Volk Gott so verspottet und verachtet.“

Nur Wochen nach seiner Ankunft in Kansas steht für ihn fest, dass die Siedlerführer aus dem Norden nichts als „alte Weiber“ sind, die „eher eine Resolution verabschieden, statt zu handeln“. Er aber ist entschlossen, ihnen den „Willen zum Kämpfen“ einzupfen.

Und so wird John Brown im Dezember 1855 zum Captain einer Bürgermiliz erklärt, die aus seinen Söhnen und ein paar Nachbarn aus Osawatomie besteht.

Die Bereitschaft zur Gewalt nimmt jetzt im ganzen Land zu: Am 22. Mai 1856 schlägt Preston Brooks, ein demokratischer Kongressabgeordneter aus South Carolina, den republikanischen Senator Charles Sumner aus Massachusetts im Kongress mit seinem Spazierstock halb tot. Sumner hatte im Senat den Süden scharf angegriffen, von einer Vergewaltigung des jungfräulichen Kansas gesprochen und einen Vetter von Brooks bezichtigt, einer „Hure“ verfallen zu sein – der Sklaverei.

Die beispiellose Attacke auf Sumner erregt die USA: Im Norden versammeln sich Menschen zu Protestkundgebungen. Zeitungen werfen die Frage auf: „Sind wir inzwischen auch schon Sklaven, ein Ziel für ihre brutalen Schläge, wenn wir uns nicht so benehmen, dass es ihnen gefällt?“

Aus dem Süden wiederum schicken Bewunderer neue Spazierstöcke an Brooks, und der „Richmond Enquirer“ verlangt, dass die Abolitionisten „in die Unterwerfung gepeitscht“ werden.

Einen Tag vor dem Angriff auf Sumner erhält Captain John Brown Hun-

derte Kilometer weiter westlich einen Hilferuf aus Lawrence: Eine Bande aus Missouri ist in die Ortschaft im Nordosten von Kansas eingefallen. Die Männer haben zwei Häuser in Brand gesteckt und zwei Druckerpressen zerstört.

Eilig reitet Brown mit einigen seiner Männer los. Doch bei einer Rast etwa 20 Kilometer vor dem Ziel erfährt er, dass die Border Ruffians bereits wieder abgezogen sind. Niemand ist zu Schaden gekommen (außer einem der Angreifer, den herabstürzendes Mauerwerk erschlagen hat). Und keiner der Abolitionisten in Lawrence hat sich gegen die Bande entschieden gewehrt.

Brown ist zornig – auf die furchtsamen Siedler von Kansas wie auf die Ruffians aus Missouri. Nun will er Rache.

Sind nicht bei anderen Übergriffen von Männern aus Missouri in den vergangenen Monaten schon mindestens fünf Abolitionisten gestorben?

Die Zeit der Vergeltung, so sieht er es, ist gekommen. Denn „ohne dass Blut vergossen wird“, hören ihn seine Gefährten von nun an immer öfter aus dem „Neuen Testament“ zitieren, „gibt es keine Vergebung“.

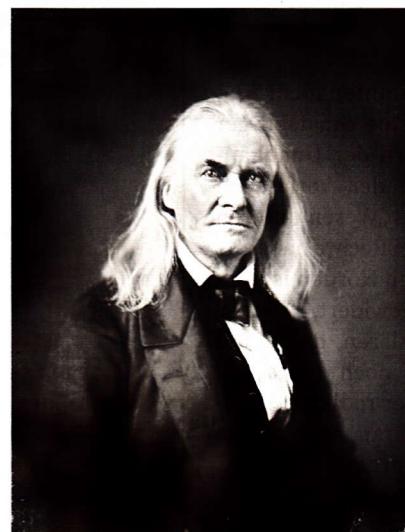
Mit einigen Gefolgsmännern bricht er zum etwa 40 Kilometer entfernten Pottawatomie Creek auf. Und wählt dort fünf Männer aus, die in der Gegend als Anhänger der Sklaverei bekannt sind.

In der Nacht auf den 25. Mai 1856 wird John Brown zum Terroristen, zu einem Apostel der Gewalt. Er sieht sich als Werkzeug Gottes: Das Gewissen der Aufrichtigen will er wachrütteln, die Bösen in Angst und Schrecken versetzen.

Stets wird er bestreiten, selbst die Mordtaten am Pottawatomie Creek begangen zu haben: „Aber ich behaupte nicht, dass sie nicht auf meine Anordnung hin getötet wurden. Und damit, glaube ich, habe ich Gott gedient.“

Doch einige haben das Massaker beobachtet und ihn als Anführer der Bande identifiziert.

Die Toten vom Pottawatomie Creek sind nicht die ersten Opfer in dem Konflikt zwischen Nord und Süd. Doch das Blutbad steht für eine dramatische Eskalation der Gewalt. Denn fortan fallen Siedlermilizen in dem Kansas-Territorium übereinander her.



EDMUND RUFFIN

Der Farmer aus Virginia gehört in den 1850er Jahren zu den glühendsten Verfechtern einer Abspaltung der Sklavenstaaten. Nordstaatler taufen die radikale Gruppe »Fire-Eaters«: Feuerfresser

Auge um Auge, Zahn um Zahn, Mensch um Mensch. Einer der Söhne John Browns nennt den beginnenden Guerillakrieg „den großen bewaffneten Kampf zwischen Freiheit und Despotie“.

Panik erfasst die Siedler, von denen die meisten erst wenige Monate zuvor in das weite Land im Westen gezogen sind in der Hoffnung auf ein selbständiges Leben und ein wenig Wohlstand. Keiner schläft mehr ruhig, manche fliehen von ihren Gehöften.

JOHN BROWN WIRD BERÜHMT. Die US Army jagt ihn im Sommer, kann ihn aber nicht festnehmen. Mit Kämpfern der Gegenseite liefert er sich Gefechte, terrorisiert Siedlungen von Sklavereianhängern, zündet Hütten und Gerätschaften für die Landbestellung an, feuert sogar eine Kanone auf ein kleines Dorf ab.

Daraufhin attackieren übermächtige Guerilla-Verbände seiner Gegner Osawatomie. Obwohl hoffnungslos unterlegen, verteidigt Brown den Ort, bis die Frauen und Kinder in Sicherheit sind – während einer seiner Söhne von den Angreifern getötet wird.

Journalisten besuchen das Camp der Abolitionisten. „Der alte Brown selbst stand neben dem Feuer, mit aufgekrempten Hemdsärmeln, und röstete ein Schwein“, notiert ein Reporter mit unverkennbarer Sympathie, „er war ärmlich gekleidet, und seine Zehen schauten aus seinen Stiefeln heraus.“ Captain Brown wird zum gefeierten Medienhelden in den Blättern des Nordens.

Fast eine Viertelmillion Dollar werden allein im Sommer 1856 in den Nordstaaten für die Sklavereigegner in Kan-

sas gesammelt. Selbst in Europa macht der Kleinkrieg in der Prärie Schlagzeilen. Lady Byron, die Witwe des berühmten englischen Poeten, schickt 65 Pfund Sterling, um ihre „Sympathien auszudrücken mit denjenigen, die der Unterdrückung widerstehen unter Einsatz von Leib und Leben“.

John Brown benutzt seine neue Berühmtheit, um in den Nordosten der USA zu reisen, dort Vorträge zu halten und um Spenden für den bewaffneten Kampf gegen die Sklaverei zu werben.

In Kansas setzt der Gouverneur ein Kopfgeld von 250 Dollar auf ihn aus. Deshalb reist Brown lieber unter Pseudonym, etwa als Shubel Morgan.

Aber eine Festnahme muss er im Osten eigentlich ebenso wenig fürchten wie in Kansas, wo viele Behördenvertreter mit ihm sympathisieren. Die Mehrheit der Siedler in Kansas stammt vermutlich mittlerweile aus dem Norden. Doch das Gebiet ist längst nicht befriedet.

Da verschärft ein Urteil des Supreme Court, des Obersten Gerichtshofs, die Lage weiter. Ein Sklave, Dred Scott, der mit seinem Herrn einige Zeit in freien Staaten gelebt hatte, klagt auf Freilassung. Doch das Gericht unter dem obersten Bundesrichter Roger Taney, der einer sklavenhaltenden Großgrundbesitzer-Familie aus Maryland entstammt, fasst einen weitreichenden Beschluss, der helfen soll, die Debatte um die Sklaverei ein für alle Mal zu beenden.

Taney weist die Klage ab mit der Begründung, Schwarze – gleichgültig ob

Sklaven oder Freie – könnten nicht Klage erheben, da sie keine Staatsbürger seien. Denn den Vätern der Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung galten sie, so Taney, als „Wesen unteren Rangs, welche keinerlei Rechte haben“.

Die Öffentlichkeit im Norden ist empört. Bürger sind angewidert, republikanische Politiker erklären, das Urteil sei „weder rechtlich noch moralisch bindend“. Und mancher radikale Abolitionist fühlt sich jetzt nur noch einem Gesetz verpflichtet: dem göttlichen.

KEINER SIEHT SICH so kompromisslos als Werkzeug des Höchsten wie John Brown. Er errichtet ein kleines Fort an der Grenze zu Missouri, überfällt von dort aus Siedler aus dem Süden und raubt sie aus.

Ende Dezember 1858 landet Brown seinen letzten Schlag im Westen: Mit 15 Mann überquert er die Grenze nach Missouri, befreit elf Sklaven und zieht mit ihnen durch den Winterfrost nach Iowa. Von dort bringt er sie in einem Güterwagen per Eisenbahn nach Chicago und weiter nach Kanada.

Ein Beobachter schreibt: „Er ist ein Fanatiker, der sagt, dass Gott ihn berufen habe, gegen die Sklaverei Krieg zu führen und jeden zu töten, der sich seiner Mission in den Weg stellt.“

Tatsächlich denkt Brown längst über die Scharmützel in Kansas hinaus. Seit Langem schon hegt er heimlich einen Plan: Er will den Kampf gegen die Sklaverei direkt in den Süden tragen.

Mit einer kleinen Guerillatruppe wie in Kansas will er in die Appalachen vordringen, jenen Gebirgszug, der weite Teile des alten Kernlandes im Süden von Virginia bis hinunter nach Georgia und Alabama vom Westen trennt.

Von dort aus will er seinen Krieg fortsetzen. Entlaufene Sklaven, so sein Kalkül, werden sich ihm anschließen: Aufstände wie der von 1831 hätten gezeigt, dass den Schwarzen vor allem Waffen fehlten, um sich zu befreien.

Es soll ein Schlag werden, der das Land mit einem Mal wachrütteln werde. Einwände gegen den tollkühnen Plan wischt Brown vom Tisch: „Wenn Gott auf unserer Seite ist, wer soll dann gegen uns sein?“

Die Geschichte von **ONKEL TOM**

Der Roman einer Protestantin wird zur Waffe
im Kampf gegen die Sklaverei

Selten hat ein Buch die Politik eines Landes so beeinflusst wie „Onkel Toms Hütte“. Harriet Beecher Stowes Erzählung von 1852 erscheint zunächst als Serie in einer Washingtoner Wochenzeitung – und wird anschließend zum meistgekauften amerikanischen Roman des 19. Jahrhunderts. Der Autorin gelingt, woran Prediger und Pamphletisten, Politiker und Journalisten gescheitert sind: die Öffentlichkeit in den Nordstaaten gegen die Sklaverei aufzubringen.

Dabei unterscheidet sich der Roman nicht von anderen Melodramen seiner Zeit, die meist von leidenden Helden und grausamen Schurken handeln: Onkel Tom, ein Sklave in Kentucky, wird von seinem Besitzer verkauft und gerät nach manchen Wirrungen auf die Plantage eines brutalen Farmers, der ihn zu Tode prügeln lässt; gleichzeitig versucht Toms erster Herr auch den Sohn einer jungen Sklavin zu verkaufen, die jedoch flieht und sich mit Kind und Mann bis nach Kanada durchschlägt – in die Freiheit.

Harriet Beecher Stowe stammt aus einer Familie leidenschaftlicher Protestanten, die die Sklaverei ablehnen als eine Sünde gegen Gott. Und „Onkel Toms Hütte“ erscheint genau zur richtigen Zeit. 1850 ist der „Fugitive Slave Act“ erlassen worden, der es Sklavenbesitzern erlaubt, entflohenen Schwarzen durch professionelle Menschenjäger bis in die Nordstaaten verfolgen zu lassen. Das Gesetz trifft auf Widerstand: Häufig greifen Zuschauer jene Menschenjäger an, die entflohenen Sklaven abführen wollen. Polizisten weigern sich, den Südstaatlern zu helfen, Massenschlägereien sind keine Seltenheit.

Doch viele Weiße im Norden ignorieren die Leiden der Sklaven weiterhin. Sie empfinden die Schwarzen nicht als Mitmenschen. Das will die Autorin ändern: Mit ihrem Buch wolle sie „Sympathie und Mitgefühl“ erwecken, schreibt sie im Vorwort. Ihre Helden bringen dem Publikum

das Schicksal der Sklaven ganz nah: Eltern fieben mit der jungen Sklavin, die sich in Todesgefahr begibt, um ihr Kind zu retten; tiefreligiöse Leser bewundern Onkel Tom, der nie seine Nächstenliebe und den Glauben an Gott verliert.

Die erste Auflage des Buches verkauft sich binnen zweier Tage 5000-mal. Innerhalb weniger Monate entstehen im Norden Theaterstücke nach dieser Vorlage, tragen wandernde Schauspieltruppen die Botschaft in alle Städte und Schichten. In den Südstaaten wird das Werk verboten.

Ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen des Buches hat es sich bereits zwei Millionen Mal verkauft. Es bleibt bis heute das am zweithäufigsten übersetzte Buch der Geschichte – nach der Bibel.

Als Nord- und Südstaaten 1861 schließlich in den Kampf gegeneinander ziehen, geht es auch um die Frage, ob es in den USA weiterhin die Knechtschaft geben soll. Jahrzehntelang haben Gegner das Ende der Sklaverei gefordert – aber niemand ist damit so erfolgreich wie Harriet Beecher Stowe.

Ihr Buch habe ihn zum Abolitionisten gemacht, sagt General James Weaver, der im Bürgerkrieg für die Union kämpft. Der englische Premierminister Lord Palmerston liest „Onkel Toms Hütte“ dreimal und entscheidet sich wahrscheinlich auch deshalb, die Südstaaten nicht zu unterstützen.

Auch den amerikanischen Präsidenten beeindruckt die Autorin. Angeblich lädt Abraham Lincoln sie ins Weiße Haus ein und begrüßt sie mit den Worten: „Sie sind also die kleine Frau, die diesen großen Krieg ausgelöst hat.“

Ob der Präsident diese Worte tatsächlich gesprochen hat, ist bis heute nicht bewiesen. Belegt aber ist: Als sich Lincoln 1862 auf eine Debatte über die Sklaverei vorbereiten will, leiht er sich aus der Kongressbibliothek ein Buch aus – einen Kommentarband zu „Onkel Toms Hütte“.

Christian Bartlau

Begeisterte Anhänger hat er in Neuengland, bei einem Geheimzirkel von sechs wohlhabenden Abolitionisten, die ihn schon in Kansas unterstützt haben.

Wie Brown sind sie zu der Überzeugung gelangt, dass sich die Sklaverei in Amerika nur mit Gewalt abschaffen lässt. Und dass nun, acht Jahrzehnte nach der revolutionären Erhebung der amerikanischen Siedler gegen ihre britischen Herren, die Zeit für eine neue Revolution gekommen ist, mit der sich die Schwarzen ihren Platz in der amerikanischen Gesellschaft erkämpfen müssen.

In der Nacht zum 17. Oktober 1859 – kurz nachdem die Wähler in Kansas eine neue Verfassung angenommen haben, die die Sklaverei in dem künftigen Bundesstaat endgültig verbietet – überfällt Brown mit 21 Getreuen ein Munitionsdepot der US Army in Harpers Ferry, einer Stadt von 3000 Einwohnern im Nordosten Virginias.

Zunächst scheint alles wie geplant zu laufen. Am Abend zuvor haben Browns Männer bei Regen und Sturm eine Eisenbahnbrücke vor der Stadt besetzt und die Telegraphenleitungen durchtrennt. Gegen Mitternacht dringen sie nun in das nur von einem Wachmann gesicherte Arsenal ein.

Doch dann macht Brown einen Fehler: Er lässt einen Zug die Brücke passieren, den seine Leute zuvor gestoppt haben. Der Schaffner – dem etwas Unregelmäßiges aufgefallen ist – alarmiert am nächsten Bahnhof gegen sieben Uhr telegraphisch seine Vorgesetzten.

Auch die Einwohner von Harpers Ferry haben inzwischen gemerkt, dass etwas nicht stimmt: Ein Arzt, der Browns Leute beobachtet hat, lässt etwa zur gleichen Zeit die Glocken der lutherischen Kirche Sturm läuten.

Vor dem Überfall ist Brown davon ausgegangen, dass ihm bei Bekanntwerden seiner Aktion in Harpers Ferry zwischen 3000 und 5000 Männer, Schwar-

ze wie Weiße, zu Hilfe eilen würden (wie er zu dieser Einschätzung gekommen ist, weiß keiner). In einem geheimen Waffenlager, so sagt er später aus, habe er zuvor bereits 200 Gewehre, 200 Revolver und 950 Spieße gehortet.

Doch kein Sklave erhebt sich. Kein Abolitionist greift zu den Waffen, um ihm zu helfen. Stattdessen belagern Männer aus der Stadt sowie von der Eisenbahngesellschaft geschickte Milizionäre Browns wilden Haufen im Feuerwehrhaus des Arsenals, wo er sich mit einigen Geiseln verschanzt hat. Am Abend treffen 120 Marine-Infanteristen unter Führung Robert E. Lees ein, des späteren Oberbefehlshabers der Südstaatenarmeen.

Browns Männer sind keine Herausforderung für die Soldaten. Gerade einmal drei Minuten dauert das Gefecht. Am Ende sind zehn Gefolgsleute tot, darunter zwei seiner Söhne. Ihn selbst streckt ein Leutnant mit einem Säbelhieb nieder und verletzt ihn.

Brown wird wegen „Verrats am Staat Virginia“, Mordes sowie Anstachelung eines Sklavenaufstands angeklagt.

Zwei Wochen später fällt das Urteil: Tod durch den Strang.

John Brown nutzt seinen Prozess und die vier Wochen, die er dann noch im Gefängnis auf die Hinrichtung wartet, um sein Bild für die Nachwelt zu formen. In Briefen und in seinen Erklärungen vor Gericht stilisiert er sich zum Märtyrer der Abolitionisten-Bewegung.

„Wenn es nun also nötig zu sein scheint, dass ich mein Leben geben soll“, sagt er in seinem Schlusswort vor Gericht, „und mein Blut mit dem Blut meiner Kinder und dem Blut von Millionen in diesem Sklavenland vergießen muss, deren Rechte von bösen, grausamen und ungerechten Gesetzen missachtet werden, sage ich, so soll es geschehen.“

Der Schriftsteller Henry David Thoreau erklärt ihn daraufhin zum „Engel des Lichts“. Ralph Waldo Emerson, einer der großen intellektuellen Köpfe der Nation, nennt Browns Galgen so glorreich wie das Kreuz Christi.

Selbst der spätere Präsident Abraham Lincoln hält Brown zwar für verrückt, bewundert aber dessen „großen Mut und die ungewöhnliche Selbstlosigkeit“. Unter Sklavereigegnern wird einer Ikone gleich sein letztes Foto herumgereicht. Es zeigt einen Mann mit langem

weißem Bart und dem zornigen Blick eines Propheten: John Brown, Racheengel der radikalen Abolitionisten.

Obwohl seine Aktion kläglich gescheitert ist, setzt sich im Norden nun mehr und mehr die Einsicht durch, dass der bewaffnete Kampf gegen die Sklaverei eine gerechte Sache sein könnte.

Im Süden wiederum wächst die Angst, dass Browns selbstmörderisches Unternehmen nur der Anfang war: dass der Norden über kurz oder lang tatsächlich einfallen wird, um der Sklaverei mit Gewalt ein Ende zu bereiten.

Südlich der Mason-Dixon Line beginnen bewaffnete Bürger damit, sich auf eine Invasion vorzubereiten.

Eine geradezu prophetische Kraft werden die letzten Zeilen entfalten, die der Fanatiker am 2. Dezember 1859 notiert, dem Morgen seiner Exekution: „Ich, John Brown, bin mir sehr sicher, dass die Sünden dieses schuldbeladenen Landes mit nichts werden getilgt werden können als mit Blut.“

Er verzichtet in seiner letzten Stunde auf den Beistand örtlicher Pfarrer, weil die ausnahmslos die Sklaverei befürworten. Allein und ohne ein Zeichen von Schwäche steigt er die Stufen zu dem hölzernen Schafott empor. 1500 Männer sind Zeugen der Hinrichtung, die meisten von ihnen Soldaten.

Unter ihnen ist ein Schauspieler und Südstaatsensympathisant namens John Wilkes Booth: jener Mann, der keine sechs Jahre später Abraham Lincoln ermordet wird – von der Gerechtigkeit seiner Tat ebenso überzeugt wie John Brown von der Richtigkeit der seinen.

Weniger als 500 Tage nach Browns Tod bricht der Bürgerkrieg aus. Und obwohl zunächst keine der beiden Seiten offen zugibt, um die Sklaverei zu streiten, singen die Soldaten der Union in jenem Konflikt häufig eine Hymne auf jenen Mann, der bereit war, für die Freiheit der Schwarzen zu morden und zu sterben: „John Browns Körper liegt modernd in seinem Grab, seine Seele schreitet voran. Glory, Glory, Halleluja!“ □

Literaturempfehlungen: Michael A. Morrison, „Slavery and the American West“, University of North Carolina Press: zeigt, wie der politische Streit über die Sklaverei im Zusammenspiel mit der territorialen Expansion in den Bürgerkrieg mündet. Robert E. McGlone, „John Brown's War Against Slavery“, Cambridge University Press: die beste verfügbare Biografie des Mannes, der wie kaum ein anderer zum Ausbruch des Bürgerkriegs beigetragen hat.

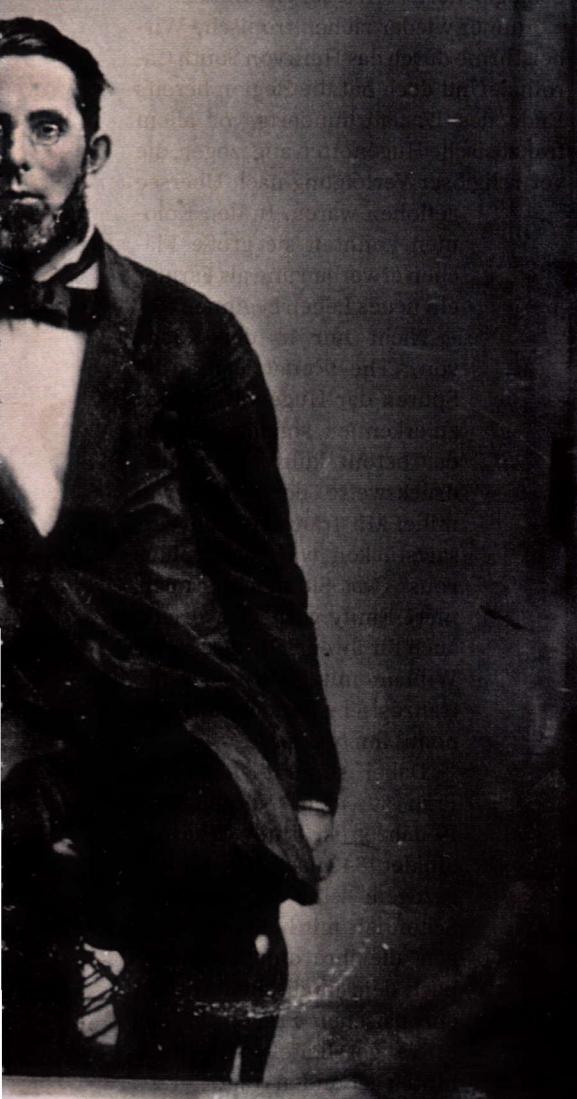
Reymer Klüver, 52, war bis Sommer 2012 US-Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“. Zweimal war er auch in Kansas, in der Mitte des Landes. Dort erinnert zwischen endlosen Maisfeldern nur noch wenig an die blutige Geschichte dieses Bundesstaats.

Der alte



Pflanzerfamilie aus Virginia. Der Herr ritterlich, die Dame keusch, die Kinder wohlerzogen, die Sklavin gehorsam – so sieht das Idealbild einer Südstaatenfamilie Mitte des 19. Jahrhunderts aus

SÜDEN



Einige Hundert weiße Männer dominieren den Süden der USA. Es sind Pflanzer, die durch den Anbau von Baumwolle oder Tabak reich geworden sind. Uneinge-



schränkt walten sie auf ihren Plantagen (im Bild: Houmas House Plantation, Louisiana) über Hunderte Sklaven und oft weitverzweigte Familien.

Ihre luxuriösen, meist säulengesmückten Anwesen, ihre prächtigen Bälle prägen das Bild der Südstaaten. Die Söhne schicken sie nach Oxford, ihre Ehefrauen tragen Pariser Mode. Doch ihr Wohlstand ist mit Unrecht erkauft: mit der Unterdrückung und Ausbeutung ihrer Sklaven

VON MARKUS WOLFF

W

eiß schimmern die hölzernen Säulen des großen Hauses durch die Bäume. Einsam steht es an einem Bach, das rote Dach überragt das flache Marschland von South Carolina. Kaum eine Straße führt hierher, der Weg in die nächste Stadt ist mühsam. Drosselfn schlagen, Mücken steigen aus den Sümpfen auf, Europa ist weit. Und doch hört man hier an vielen Sommerabenden in den 1840er Jahren Musik, wie sie schöner in keinem englischen Adelshaus, in keinem Salon eines deutschen Großbürgers erklingt.

Was für Stimmen! Ein Alt und ein Sopran so rein und klar, als würden Engel singen und die vom Mondlicht beschienene Veranda mit einem Zauber überziehen. Deutsche Lieder erklingen manchmal, aber auch Arien aus italienischen Opern, zu denen sich zwei junge Frauen in langen Kleidern aus Seide und Batist auf der Gitarre begleiten. Gelegentlich unterhält auch ein Klavier die Duette von Emily Wharton Sinkler und ihrer Schwägerin, wenn sie im Haus singen, wo der aus Hamburg importierte Steinway-Flügel steht.

Sie musizieren gern auf „The Eutaw“, benannt nach dem Eutaw Creek, der vor dem Haus entlangfließt. Das Anwesen ist eine von 22 Plantagen im sumpfdurchzogenen Upper Saint John's Parish, rund 100 Kilometer nördlich von Charleston. Herrlich anzusehen, eine Insel des Wohlstands und der Bildung inmitten endloser Baumwollfelder. Eines jener Häuser, die das Bild bestimmen, das sich Amerikaner in Nord und Süd vom Leben in „Dixieland“ machen – jenen 15 Staaten südlich der Mason-Dixon Line, die die Grenze der Sklaverei markiert (siehe Fußnote Seite 56). Wo die Tage der

Weißen unbeschwert sind und angenehm, wo schöne Damen und schneidige Herren ihre Zeit auf den Veranden ihrer Villen verbringen, umgeben vom Duft der Magnolien. Nur wenige Familien entsprechen tatsächlich diesem romantisierenden Mythos, die Sinklers aber sind eine von ihnen.

„The Eutaw“ sowie drei Baumwollplantagen gehören Emilys Schwiegervater William, dem Enkel eines schottischen Einwanderers, der sich hier 1785 niedergelassen hat. 23 Jahre später, 1808, ließ William das Herrenhaus errichten.

Er ist ein reicher Mann, seit vielen Jahren verwitwet, hat fünf Kinder – und eine Leidenschaft für Rennpferde: Zwei seiner mehr als 100 Sklaven kümmern sich um seine Vollblüter, reiben sie regelmäßig mit Whiskey ein. Vor dem Training frisst jedes Pferd 20 Eier.

Obendrein erhalten die Knechte vom obersten Stallburschen am Morgen wei-

ße Handschuhe, mit denen sie über das Fell der Tiere streichen müssen. Ist bei der anschließenden Kontrolle der Handschuhe Schmutz zu sehen, wird das Pferd erneut gewaschen – und der

Sklave gemäßregelt. Bereits kurz nach seinem Einzug hat Sinkler eine Rennbahn bauen lassen, auf der seine Pferde für Wettkämpfe trainieren.

Upper Saint John's Parish ist eine abgeschiedene Gemeinde, die Häuser liegen zwischen dichten Zypressen- und Eichenwäldern südlich des Flusses Santee. Mühsam sind die Reisen auf den von Schlaglöchern zerfressenen Straßen.

Immer wieder ziehen tropische Wirbelstürme durch das Herz von South Carolina. Und doch hat die Region bereits Ende des 17. Jahrhunderts vor allem französische Hugenotten angezogen, die vor religiöser Verfolgung nach Übersee geflohen waren. In den Kolonien konnten sie große Flächen erwerben und als Farmer ein neues Leben beginnen.

Nicht nur in der Küche von „The Eutaw“ sind die Spuren der Hugenotten noch zu erkennen, sondern auch in der betont kultivierten Ausdrucksweise der Pflanzerfamilie. Mit französischen Versatzstücken wie „que voulez vous“ (was Sie möchten) garniert Emily gern ihre Briefe; auch für ihren Schwiegervater William nutzt sie lieber die französische Bezeichnung und nennt ihn *beau père*.

Dabei stammt die junge Frau aus dem Norden. Mit 19 Jahren ist Emily Wharton Sinkler 1842 nach „The Eutaw“ gezogen: eine lebenoffene Schönheit mit hellblauen Augen, die ihre dunklen Haare nach dem modischen Vorbild europäischer Frauen in der Mitte gescheitelt und nach hinten gebunden trägt.



Louisiana: Herrenhaus im griechischen Stil



Eng leben die weißen Südstaatler mit ihren Sklaven zusammen, vertrauen ihnen ihre Kinder an. Trotzdem bleibt die Hierarchie streng gewahrt

Geboren und aufgewachsen ist die Juristentochter in Philadelphia. Dort hat sich Charles Sinkler – als Soldat der US Navy im Norden stationiert – in sie verliebt, sie bald darauf geheiratet und mit auf das Anwesen der Sinklers gebracht. Etwa 1300 Kilometer trennen Emily jetzt von ihren Eltern.

DAS HERRENAUs von „The Eutaw“ ist ein elegantes Gebäude auf dem Steilufer des Eutaw Creek, am Ende einer von Bäumen gesäumten Einfahrt, in deren

tiefen Ästen in langen Schleibern Spanisches Moos hängt. Das Holzhaus hat ein knappes Dutzend Räume und ist auf gemauerte Bögen gebaut; unter dem roten Dach liegen eine Eingangshalle, zwei Seitenflügel, mehrere große Räume und vier Kamine mit zwei wuchtigen Schornsteinen. Es gibt so viel Personal, dass zu Emilys Verwunderung für die vier Schlafzimmer gleich fünf Zimmermädchen zuständig sind. Das „verursacht natürlich auch fünfmal so viel Verwirrung wie nötig“, schreibt sie den Eltern.

Immens viel Land besitzt ihr *beau père*, nichts hat sein Anwesen mehr gemein mit den Plantagen des 17. Jahrhunderts. Damals bezeichnete das Wort lediglich das Heim eines armen Pflanzers mit einigen Hektar Boden. Inzwischen aber ist die ideale Plantage ein großzügig angelegter Landsitz von beachtlicher Größe, der die Bedeutung und soziale Stellung seines Besitzers unterstreicht.

Oft gehören nicht nur Felder zu einer Plantage, sondern auch Mühlen, wie hier, oder Webereien, wo die Ernte weiterverarbeitet und veredelt wird (Bild von 1845)



Ein Landsitz, der zeigt, dass der Haus-
herr jener schmalen Elite angehört, die
das soziale, wirtschaftliche und politi-
sche Leben des Südens bestimmt.

Oftmals liegen die Residenzen wie
fallen gelassen inmitten einer feucht-
heißen Kulisse aus Baumwoll- oder
Tabakfeldern, Wäldern und Moskitos.
Kleine Inseln der Hochkultur. Stehen
sie in der Nähe von Wasser, wie „The Eu-
taw“, dann sind sie meist im Tidewater-
Stil angelegt, mit einer Art Kriechkeller
im Souterrain, in dem Hochwasser ab-

laufen und die Luft besser zirkulieren
kann. Eine große Veranda, von einem
Dach geschützt, führt ringsherum.

„Das Haus ist von außen sehr hübsch“,
berichtet Emily ihrer Familie, „unten
sind das Esszimmer und das Wohn-
zimmer. Dort sitze ich gerade vor einem
großen Feuer aus Eichenscheiten und
schreibe an einem perfekten Schreib-
tisch aus Sandelholz.“

Verglichen mit den Anwesen der
reichsten Plantagenbesitzer aber wirkt
ihr neues Heim geradezu bescheiden. So
gehören zu dem vierstöckigen Herren-
haus „Kinloch“ in Virginia vier große
Hallen und 21 Zimmer, davon 18 mit
Kamin. Der Speisesaal von „Rollindale“
in South Carolina bietet Platz für mehr
als 50 Gäste. Und wer die „Clifton Plan-
tation“ in Mississippi erreichen will, ein
gewaltiges Herrenhaus mit weißen Säu-
len und breiten, überdachten Galerien,
muss erst eine Grünanlage mit exoti-

**Das gesellschaftliche Leben
spielt sich auch in den Städten
ab, wo manche Familien
ein weiteres Haus besitzen:
Charleston um 1851**



schen Blumen, Sommerhäuschen, Pools und Terrassen durchqueren.

Genauso imposant wie das Äußere ist die Inneneinrichtung der Herrenhäuser: Möbel aus Mahagoni, Rosen- oder Teakholz, Marmorbüsten, große Spiegel, wertvolle Porträts, exklusives Porzellan.

Häufig orientieren sich die Bauherren an englischen Landgütern. Im Zentrum steht ein Haus im neoklassizistischen Stil, gemauert aus roten Ziegeln und möglichst symmetrisch gebaut, nach griechisch-römischem Vorbild. Ringsum lassen sie einen Park anlegen, mit Fischteichen und Springbrunnen, mit Orangenbäumen in Gewächshäusern, mit einem sorgsam gepflegten Rasen und gewundenen Wegen, die sich irgendwann in den Weiten der Anlage verlieren. Mitunter lassen sich ihre Besitzer aus London Architekturführer kommen – um sicherzugehen, dass ihr Haus wirklich auf dem neuesten Stand der Mode ist.

„Greek Revival“ nennt sich der unter den Wohlhabenden weitverbreitete Baustil. So steht vor „The Eutaw“ ein kleines Gebäude, das einem antiken Tempel nachempfunden ist, mit einem von vier Pfeilern getragenen Ziergiebel.

Auch die anderen Pflanzer im Upper St. John's Parish prunken: Julius Porcher, ein Nachbar, hat von einer Italienreise schwarzen Marmor mitgebracht und seine Kamine daraus bauen lassen, und die Eichen seiner Auffahrt sind als „J“ in Form seines Initials gepflanzt.

DIE TAGE AUF „THE EUTAW“ beginnen früh – vor allem für die Hausherren. Fünfmal in der Woche sattelt Charles Sinkler bereits vor Sonnenaufgang sein Pferd und macht Jagd auf Enten, Wild und Füchse. Emily dagegen steht erst nach sieben Uhr auf. Das üppige Frühstück wird um 8.30 Uhr in der Halle serviert: Kuchen, Waffeln, Maisbrei, Wei-



zenbrot, hartgekochte Eier, Brombeer-marmelade, Apfelgelee.

Danach folgt das Morgengebet, und Emily sitzt mit den anderen noch so lange in der Halle zusammen, bis die Kutsche für einen morgendlichen Ausflug an die Tür gebracht wird. Ein schlichtes, zweisitziges Modell, genau wie es der jungen Frau gefällt.

Überhaupt „ist die ganze Equipage comme il faut“, wie Emily ihren Eltern in Philadelphia schreibt: „wie es sich gehört“. Das schließt die zwei Kutschpferde ein, das Gefolge aus zwei Windhunden und die beiden Terrier. Dann gibt es noch Diener Sampson, der die Kutsche zu Pferd begleitet und die Gatter öffnet. Es ist ein Leben ohne Hindernisse.

Und es bleibt angenehm, als Emily und Charles rund sechs Jahre nach ihrer Hochzeit im Januar 1848 auf die unweit gelegene Plantage „Belvidere“ ziehen. Drei Kinder hat Emily zur Welt gebracht, sechs werden es einmal sein.

„Belvidere“ liegt direkt am Ufer des Santee River. Die Einrichtung ist ein Geschenk von Emils Eltern aus Philadelphia. Die Lieferungen mussten einen Teil der Strecke in einem offenen Kanalboot und schließlich rund 20 Kilometer über schlammige Straßen transportiert werden.

Eines der wichtigsten Möbelstücke steht im Speisezimmer, ein großer Esstisch aus Zypressenholz mit Platz für zwölf Gäste. Denn die Bewohner der Plantagen besuchen sich häufig gegenseitig.

Vornehm geht es auf „Belvidere“ zu. Die Dinner sind opulent, für die Gäste wird der Tisch elegant eingedeckt. Zum Essen gibt es Truthahn, Omelette soufflée, Plumpudding, Wildente und natürlich Desserts. Anschließend reicht man selbst gemachten Brombeerwein, Ananas-Champagner oder mit Kräutern, Orangenschale und Rosenwasser gewürzten Whiskey.

Fast alles, was die in einem Nebengebäude untergebrachte Küche braucht, wird auf der Plantage angebaut oder gezüchtet: Reis, Weizen, Hafer, Süßkartoffeln, Gemüse, Obst. Schafe und Schweine liefern Fleisch, Kühe die Milch und Butter, Bienen den Honig. Im Santee River stehen Brassen und Forellen, von der Jagd bringen die Männer Wildente oder Reh mit.

Nach dem Essen musizieren die Damen, denn auch in „Belvidere“ steht ein Flügel.

Wenn der Besuch auf seine eigenen Plantagen zurückgekehrt ist, muss Emily sich selber beschäftigen. Sie liest am Kamin oder im Schein der Öllampen. Sie hat eine Vorliebe für Liebesromane, etwa Charlotte Brontës gerade erschienenes Buch „Jane Eyre“. Aber sie schätzt auch Goethe und Schiller: 600 Bücher



Ein Plantagen-Anwesen in Mississippi

umfasst die Heimbibliothek schon kurz nach dem Umzug.

Tagsüber geht sie spazieren, reitet aus oder widmet sich dem Garten. Sie pflanzt Rosenhecken und Iris, bestellt bei ihrer Familie in Philadelphia Samen, für Reseda und für wilde Stiefmütterchen, bittet bei Nachbarn und Freunden um Wurzeln und Stecklinge.

Ein Sklave hilft ihr im Garten und sorgt dafür, dass die Anlage im Frühling ihre ganze Pracht entfaltet. „Das ist die Zeit, in der man den Süden sehen muss“,

schreibt Emily nach Hause. Die Zeit, wenn der Holzapfel und der Holunder blühen und sich der Geruch von Flieder und den hohen Sträuchern wie ein Parfum über die Landschaft legt.

Es sind schöne Tage, warm und angenehm. Doch bald schon wird die Hitze unerträglich. Schwärme von Moskitos steigen aus den Sümpfen und Tümpeln auf. Sie sind lästig – und lebensgefährlich:

Nur wenige Monate nach dem Umzug stirbt Emilys Baby Ella, vermutlich an von Mücken übertragenem Gelbfieber oder Malaria. Wohl deshalb kauft die Familie die Sommerresidenz „Woodford“ in den Hügeln. Sechs Monate im Jahr verbringen sie fortan dort, verlassen „Belvidere“ im Mai und kommen nicht vor Oktober zurück, wenn der erste Frost alle Moskitos getötet hat.

Genauso halten es viele andere Plantagenbesitzer, und so nutzen auch die Sinklers den Sommer, um aus dem abge-

**Meist wohnen die Schwarzen abseits des Herrenhauses.
Doch viele Pflanzer sind stolz darauf, die Familien ihrer Sklaven genau zu kennen**



schiedenen Leben auf „Belvidere“ auszubrechen. Die Gesellschaft vergnügt sich in der Sommerfrische vor allem auf Bällen. An den beliebten Virginia Springs, einer Reihe von Kurorten mit heißen Quellen, lässt sich in der Saison fast jeden Abend eine Tanzveranstaltung besuchen. Es gibt Damen, die mit 19 Koffern und 75 Kleidern anreisen und ihre Garderobe fünfmal täglich wechseln, um stets etwas Neues vorzuführen.

Auch Emily liebt Kleider, vor allem in Blau, aus Seide, Musselin, Batist. Ihre Garderobe lässt sie in Philadelphia nähen, und sie liest regelmäßig „Leslie's Fashion Monthly“, um sich über die neueste Mode im Norden zu informieren.

Wenn die Familie nach Charleston fährt, etwa zu den Pferderennen, dann besucht Emily Geschäfte wie jenes von Mrs. Osborn, die mit einer „großen Auswahl modischer und bewährter Damenhauben für Herbst und Winter, französische Blumen, Federn etc.“ wirbt.

Denn Emily kleidet sich wie viele *southern belles* stets elegant mit voluminösen, langen Röcken, Halsbändern und Ärmelstulpen, im Sommer einen mit Bändchen verzierten Sonnenschirm in der Hand. Und nirgends kann sie ihre Mode im Empire-Stil nach europäischem Vorbild besser vorführen als auf den Bällen.

Seit Jahrzehnten sind diese Veranstaltungen, auf denen man speist, tanzt und höfliche Konversation pflegt, unverzichtbarer Teil des gesellschaftlichen Lebens. Wer sie besucht, schreibt danach schwärmerische Briefe. Berichtet von den köstlichen Krabben, den farbigen Laternen und den Stühlen, die für leichte Plaudereien und Flirts auf den Rasenflächen aufgestellt waren.

Auch Emily nutzt ihre Besuche der Pferderennen in der Stadt, um abends mit ihrem Mann ausgelassen und unbeschwert zu tanzen. Doch so gelöst und heiter die Stimmung in den Tanzsälen ist, so strikt sind die Regeln, die es zu be-

achten gilt. Ein Besucher muss nicht nur elegant gekleidet sein und ausgezeichnete Manieren besitzen, sondern auch tadellos tanzen können: Menuett, Figurentanz, Polka, Walzer und Volkstänze.

Männer müssen zudem wissen, wie sie eine Dame formvollendet um einen Tanz bitten. Frauen hingegen, wie sie eine Aufforderung annehmen oder höflich ablehnen, ohne zu kränken. Bälle vermitteln den jungen Südstaatlern alle Fähigkeiten, die sie für ein Leben in der vornehmen Plantagengesellschaft brauchen. Nicht tanzen zu können heißt, kein Behnemen zu haben.

Die Männer halten sich viel zugute auf ihre Ritterlichkeit, nicht nur gegenüber Damen. Angriffe auf die Ehre werden im Duell gelöst. Dabei reagieren die Gentlemen besonders empfindlich auf jede Beleidigung, die sie abwertet: Feigling, Dieb – und Lügner. Denn nur Schwarze sagen vermeintlich von Natur

aus ständig die Unwahrheit. Einen Ehrenmann der Lüge zu bezichtigen heißt, ihn einem Sklaven gleichzusetzen.

Daher ist das Gleichgewicht erst wieder hergestellt, wenn sich die Gentlemen im Pistolenduell begegnen sind, ihr Leben riskiert haben. Anschließend können beide Duellanten den Platz als freie, ehrenhafte Herren verlassen.



»Stanton Hall«, Mississippi, erbaut im Jahr 1858

nur zwei Prozent der Pflanzer, also die Besitzer von knapp 1000 der etwa 50 000 Plantagen zwischen Maryland und Texas. Die meisten Farmer leben in wesentlich bescheideneren Häusern und besitzen nur eine Handvoll Sklaven. Sie schicken ihre Söhne nicht nach Oxford und können ihren Frauen keine Pariser Mode kaufen. Doch fühlen auch

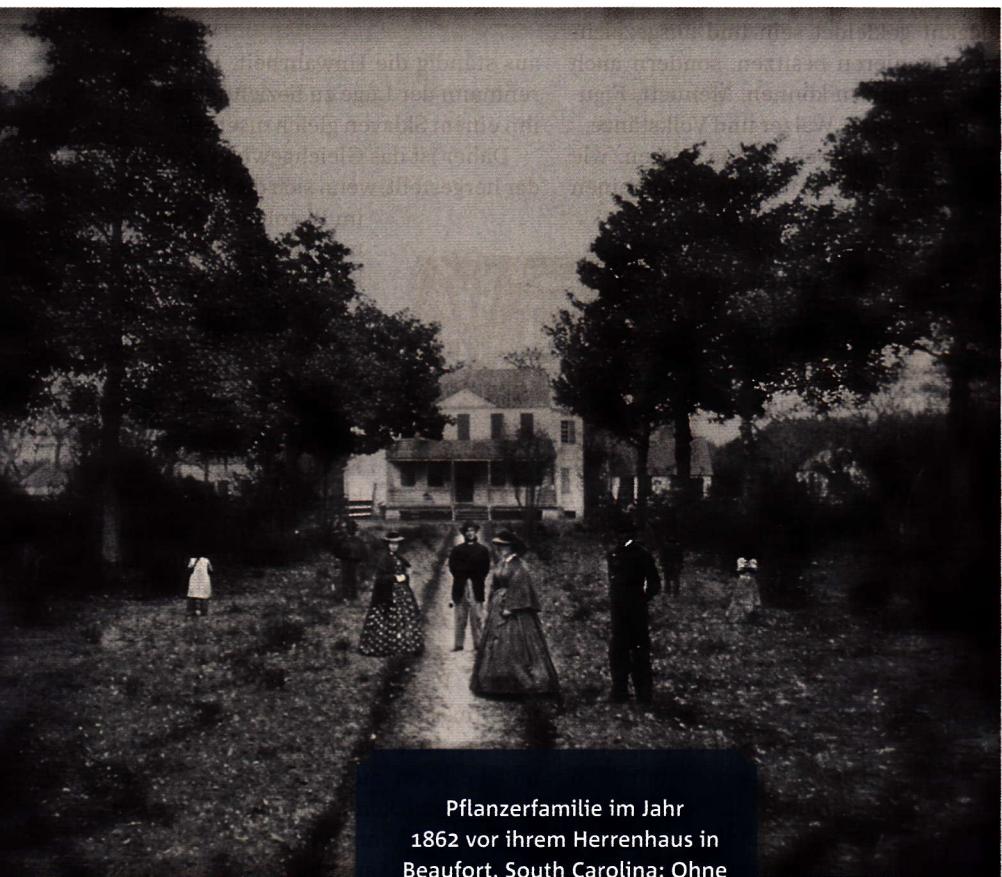
sie sich zugehörig zu der Herrenklasse, die auf den großen Anwesen wohnt.

Und wie die Nordstaatler tun auch sie selbst so, als sei diese kleine Schicht repräsentativ für den Süden: jene ausgewählte Elite, die die Geschichte dieser Region lenkt.

Doch anders als der Norden – wo Industrielle und Eisenbahnbarone zu Geld und Macht kommen, Fabrikarbeiter und Einwanderer in die Städte strömen, sich die Gesellschaft rapide verändert, Frauen für das Wahlrecht streiten – scheinen die Südstaaten im frühen 19. Jahrhundert stehen geblieben zu sein.

Zwar steigen auch hier immer wieder Familien auf, durch Heirat oder durch Geschäftssinn. Muss ein erfolgreicher Plantagenbesitzer ebenso weltoffen wie gebildet sein und unternehmerisches Geschick besitzen. Aber er muss sich eben auch den

Mädchen werden zu southern belles erzogen: zu braven und kultivierten Frauen, die ihre Zeit mit Büchern, Tanz und Mode verbringen



Pflanzerfamilie im Jahr
1862 vor ihrem Herrenhaus in
Beaufort, South Carolina: Ohne
Sklavenarbeit wäre solcher
Wohlstand undenbar

strengen Regeln unterwerfen, einem überhöhten Ehrbegriff, einem Frauenbild, das Damen auf einen Sockel stellt. Und vor allem einem rückwärts gewandten Verständnis von Politik.

Denn manchen Pflanzern schwebt als ideales System eine quasi feudalistische Regierung aus wohlhabenden Männern vor. Und auch die Wählerschaft würden sie gern streng begrenzen.

So wäre die Gefahr gebannt, die sie am meisten fürchten: dass „Volksverhetzer“ ihren Status anzweifeln und die armen Weißen in Dixieland gegen sie aufbringen. Denn die Gesellschaft des Südens ist bestimmt von krassen Gegensätzen. Neben den wenigen Reichen gibt es viele Arme. Sie sind weitaus schlechter gebildet als die Arbeiter im Norden,

viele können weder lesen noch schreiben. Und anders als das städtische Proletariat haben sie keine Partei, die ihre Interessen vertritt.

Dass dieses Gefüge trotzdem zusammenhält, liegt vor allem am Führungsanspruch der reichen Pflanzer, die die armen Weißen insgeheim als *white trash* verachten, sich ihnen gegenüber aber als gütige, ritterliche Patriarchen geben – ein Anspruch, den ihre besitzlosen Nachbarn akzeptieren. Denn auch sie hoffen entgegen aller Wahrscheinlichkeit, eines Tages im Herrenhaus zu wohnen.

Und sie profitieren von dem rassistischen Weltbild, das dazu führt, dass selbst ein reicher, freier Schwarzer gesellschaftlich unter dem ärmsten weißen Tagelöhner steht. So kann sich jeder noch so ungebildete und mittellose Weiße gegenüber einem Afroamerikaner wie ein Herr fühlen.

Der Süden, so vermittelt es die Elite ihren Mitbürgern, ist das Land der Freien, die nicht wie die Lohnsklaven des Nordens in Fabriken schuften müssen. Das Land der Ritterlichen, deren Frauen rein sind und ehrbar. Und das Land, in

dem jeder Mann seinen Wert kennt – er muss sich nur mit Sklaven vergleichen.

Und so ruht nicht nur der Wohlstand der Pflanzer auf der Sklaverei: Vielmehr baut die gesamte Gesellschaft im Süden auf der rücksichtlosen Ausbeutung von Millionen Schwarzen auf.

AUCH AUF „BELVIDERE“ ist man auf die Zwangsarbeit angewiesen. Die prosperierende Baumwollplantage wächst unter Charles Sinkler auf eine Größe von mehr als 400 Hektar an, auf denen fast 200 Sklaven arbeiten. Charles beschäftigt keinen Aufseher, sondern leitet diese Plantage und eine zweite selbst.

Die Leibeigenen von „Belvidere“ leben in Sklavenhütten etwas abseits vom Herrenhaus. Nur wenige von ihnen arbeiten in jenem Prachtbau selbst, als Diener und Kutscher, als Zimmermädchen und Waschfrau, als Köchin.

Diese „Haussklaven“ bereiten die Mahlzeiten zu, räuchern Fleisch, waschen, bügeln, wischen, wachen über die Kinder. Andere arbeiten im Stall oder als Handwerker. Auf „Belvidere“ ist ein Sklave nur für das Hacken und Sortieren von Holz zuständig, dessen Scheite unterschiedlich dick sein müssen – je nachdem, ob sie zum Kochen oder Heizen verwendet werden.

Auf „The Eutaw“ dürfen die Sklaven an Weihnachten drei Tage lang auf der Piazza vor dem Haus singen und tanzen, auf „Belvidere“ spielen Emils Kinder mit den Söhnen und Töchtern der Leibeigenen. Die Hausherrin lädt ihren Prediger ins Haus, um für die Haussklaven Gottesdienste abzuhalten. Sie übernimmt Rezepte ihrer schwarzen Dienstbotinnen, preist sie in Briefen nach Hause für ihre Kochkünste und behandelt mit ihren Hausmitteln weiße Familienmitglieder ebenso wie die Sklaven.

Gern würde sie den schwarzen Kindern Lesen und Schreiben beibringen, schreibt sie ihrer Familie im Norden, doch sei das unmöglich: „Die Gesetze South Carolinas verbieten es, und es wäre sehr falsch von mir zu versuchen, sie zu unterrichten. Vor allem, weil Mr. Sinkler es vollkommen missbilligt.“

So passt sich auch diese Tochter der Nordstaaten der Gesellschaft des Südens an: Emily Sinkler bleibt die „Missus“.

Literaturempfehlungen: Anne Sinkler Whaley LeClerq, „An Antebellum Plantation Household“, University of South Carolina Press; die Briefe Emily Wharton Sinklers. William K. Scarborough, „Masters of the Big House“, Louisiana State University Press: gut recherchierte Werk über das Leben der reichen Elite im Süden.

Und stellt die Sklaverei nicht infrage.

Vermutlich hat sie im Laufe der Zeit die Einstellung ihrer Nachbarn übernommen. Für die Pflanzer gehören ihre Sklaven zur Familie: als minderwertige Mitglieder zwar, die ihnen Arbeit und Gehorsam schulden – die aber auch unter dem Schutz ihrer Herren stehen, von ihnen versorgt und angeleitet werden.

Die meisten Sklavenhalter kennen die Namen aller ihrer Schwarzen, oft leben sie, vor allem auf kleineren Plantagen, eng mit ihnen zusammen. Sie malen sich ein Weltbild, in dem die vermeintlich rassistisch unterlegenen Sklaven dankbar sind dafür, dass man sich um sie kümmert. Und verloren wären wie kleine Kinder, ließe man sie frei.

KNAPP 20 JAHRE nach Emily Sinklers

Hochzeit sagt sich South Carolina als erster Staat von den USA los, zieht ihre neue gegen ihre alte Heimat in den Krieg: für jene Werte, die ihr Mann und ihr Schwiegervater leben; für jenes System der Knechtschaft, das auch Emily mitträgt.

Ihr Sohn Wharton, der als Kind begeistert den Paraden der US Army in Charleston zugeschaut hat, meldet sich mit 16 Jahren freiwillig zur konföderierten Armee. Emily schickt ihm regelmäßig Pakete mit Proviant an die Front und einen Sklaven, der für ihn sorgen soll. Ihrer Familie in Philadelphia aber kann sie nur einen einzigen Brief durch die Linien zukommen lassen, im April 1865, kurz vor Ende des Krieges. Darin schreibt sie,



EMILY SINKLER
verbringt ihr Leben in zwei Welten: Aufgewachsen ist sie im Norden, in den Süden hat sie eingehieratet. 1842 zieht sie von Philadelphia nach South Carolina. In Briefen nach Hause berichtet sie von ihrem neuen Leben



Die Antike als Vorbild: »Dunleith Plantation«, Mississippi

dass Wharton gefangen genommen wurde: „Betet für ihn und für mich.“

Zur gleichen Zeit, an einem dieser duftenden Frühlings-tage, die Emily so liebt, wird „Belvidere“ von Soldaten der Nordstaaten geplündert: das Räucherhaus, die Vorratskammern, die vergrabenen Truhen mit Wertsachen.

Es sind schwarze Truppen, die das Anwesen stürmen. Sie tun den Besitzern keine Gewalt an. Doch die Sinklers müssen den Preis zahlen für ein angenehmes Leben, das auf Unrecht gründet war.

Eine Revolution aber bleibt aus. Charles hat seine Sklaven kurz vor Kriegsende freigelassen, ihnen Vorräte gegeben und ihnen geraten, in ihren Hütten zu bleiben. Und so werden die Schwarzen auch nach dem Krieg weiter

für jene Familie arbeiten, die sie zuvor als Eigentum behandelt hat.

Die Sinklers erwirtschaften nie mehr die Profite der Vorkriegszeit, sie leben nie mehr im gleichen Luxus. Doch sie bleiben wohlhabende Pflanzer.

Emily Sinkler stirbt 1875 bei einem Kutschunfall. Ihre Nachfahren aber leben bis in die frühen 1940er Jahre auf „The Eutaw“.

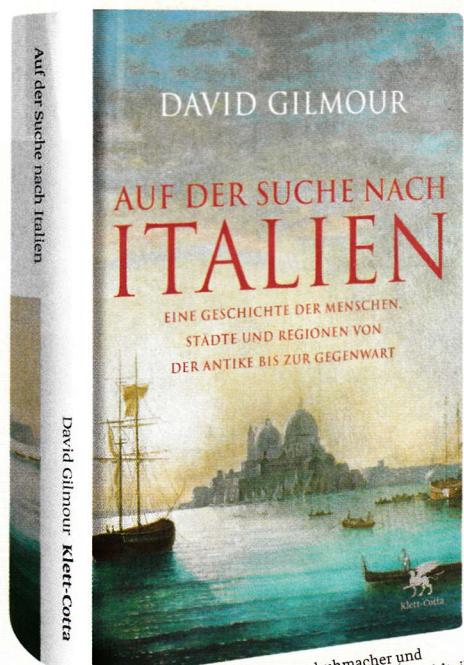
Dann aber wird das Anwesen, das einen Krieg überstanden hat, dem Fortschritt zum Opfer fallen.

Und in einem Stausee versinken. □

Markus Wolff, 42, ist GEO-Redakteur. Seine mangelnden Tanz- und Reitkenntnisse hätten ihn als Mitglied der Südstaaten-Oberschicht völlig disqualifiziert.

»Ein erstaunliches Werk, das dieselbe belebende und aufmunternde Wirkung wie die heitere Ouvertüre zu einer Verdi-Oper hat.«

Jonathan Keates, *The Literary Review*



David Gilmour Klett-Cotta

Aus dem Englischen von Sonja Schuhmacher und Rita Seuß, 464 Seiten, gebunden mit SU, farbiger Tafelteil, Lesebändchen, € 27,95 (D), ISBN 978-3-608-94770-0

Elegant und kenntnisreich führt David Gilmour seine Leser durch die Geschichte der Halbinsel. Er reichert seine Darstellung an mit prächtigen Anekdoten, sinnlichen Eindrücken und interessanten Gesprächen. Ein kluges und inspirierendes Buch.

»David Gilmours Prosa ist wie ein geselliges Mahl unter einer Laube in den Hügeln von Pisa.«

Lucy Hughes-Hallet, *Sunday Telegraph*



Klett-Cotta

Ware MENSCH

\$500, REWARD.

**Ran away from the undersigned, on
Sunday the 9th inst., a negro boy nam-
ed**

AARON OR APE.

He is about 20 years old, six feet high, with rather unusually large legs and arms; walks bent forward with one foot turned out more than the other. I will give \$150.00 reward for him if taken in the county; \$100.00 reward if taken in the counties south of this and \$200.00 if taken in any of the Mississippi counties or \$500 if taken out of the State.

**O. M. HARRIS,
Three miles south of Middle Grove
Monroe County, Missouri.**

Mit Plakaten wie diesem aus Missouri fahnden Sklavenhalter nach Entlaufenen. 500 Dollar Fangprämie werden geboten – mehr als das Jahresgehalt eines Arbeiters

Vier Millionen Schwarze schuften vor allem auf Plantagen und in Herrenhäusern des Südens: Sklaven, die vor dem Gesetz kaum mehr zählen als Vieh – und oft genug nicht viel besser behandelt werden. Doch die Entrichteten wehren sich. Sie fliehen zu Tausenden auf lebensgefährlichen Wegen

von Constanze Kindel



Sein Besitzer nennt diesen 1850 in South Carolina fotografierten Sklaven »Jack«. Er ist noch aus Guinea verschleppt worden – die meisten Unfreien jedoch werden zu dieser Zeit bereits in Amerika geboren

Zwei Welten existieren im Süden der USA. Eine sichtbare, in der weiße Herrenhäuser stehen und die Hütten der Sklaven; in dieser Welt ist offensichtlich, wohin jemand gehört und wohin jemand gehen darf.

Und eine unsichtbare. In der werden nachts geheime Botschaften weitergegeben, versteckt in Liedern. Halten Sklaven Gottesdienste ab, von denen ihre Herren nichts wissen. Und in der verkehrt eine Eisenbahn, die keine Wagons hat und keine Fahrpläne.

Immer wieder überquert sie die Grenze zwischen Freiheit und Unfreiheit: die Mason-Dixon Line. Südlich davon liegen Sklavenhalterstaaten. Wer sie aber in Richtung Norden überschreitet, gelangt in Gebiete, in denen die Knechtschaft abgeschafft ist.

Die Mason-Dixon Line wird so zu einer Markierung, die jeder Sklave überqueren muss, wenn er die Chance haben will, sich die Freiheit zu erzwingen.*

Zwar wirtschaften zwei Drittel der gut fünf Millionen Weißen in den Südstaaten so bescheiden, dass sie sich nicht

einen einzigen Sklaven leisten können. Doch leben 1860 in keinem Land der westlichen Welt so viele Unfreie wie in den USA südlich der Mason-Dixon Line: fast vier Millionen Menschen.

Sie arbeiten als Holzfäller und Zimmerleute, in den Kohleminen Kentuckets oder als Heizer auf Raddampfern. Vor allem aber auf den Plantagen und Farmen des Südens. Sie pflanzen Reis, Tabak und Zuckerrohr an. Und Baumwolle, Amerikas wertvollstes Exportgut.

„King Cotton“ ist der Motor der Industriellen Revolution, mindestens so wichtig wie Kohle und Eisen. Die englische Textilindustrie, die bedeutendste der Welt, führt 70 Prozent ihrer Importe aus den Südstaaten ein.

Die Baumwolle ist Wohlstandsquelle und Fluch zugleich: Die Südstaaten waren 1860 mit einem Pro-Kopf-Jahreseinkommen von 103 Dollar (in den Nordstaaten sind es 141 Dollar) rein statistisch gesehen das viertreichste Land der Welt – vor Frankreich und Preußen. Für die Plantagenbesitzer ist die Sklaverei also ökonomisch durchaus sinnvoll.

Andererseits hemmt gerade die Konzentration auf eine Ware und eine Produktionsweise – Baumwollanbau auf Plantagen durch Leibeigene – viele technische und wirtschaftliche Neuerungen,

von den moralischen Abgründen der Sklaverei ganz abgesehen.

So wachsen im Norden die großen Städte, Laboratorien neuer Industrien und des Handels, geradezu explosionsartig heran. New York und das benachbarte Brooklyn zählen um 1860 zusammen schon mehr als eine Million Einwohner. Chicago, 1830 praktisch inexistent, hat bereits 109 000 Bürger.

Im tiefen Süden hingegen hat keine einzige Stadt – Ausnahme: die Hafenmetropole New Orleans – auch nur 50 000 Einwohner. Nur fünf Prozent aller Sklaven leben in Städten; die große Mehrheit verlässt niemals das flache Land.

Ihre Besitzer lassen sie schuften von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang – und manchmal länger. Bis zu 18 Stunden am Tag sind sie auf dem Feld, in der Hitze, mit gebeugtem Rücken. Kontrolliert von Antreibern, oft selber Schwarze, deren Werkzeug die Peitsche ist.

Die scharfkantigen Kapseln der Baumwolle schneiden in die Finger, es gibt kaum Erleichterungen für Schwangere. Wer zu alt ist, um die Tortur durchzustehen, wird als Hilfe in die Pferdeställe oder Küchen geschickt.



* Die Mason-Dixon Line war eigentlich eine Vermessungslinie, benannt nach den englischen Astronomen Charles Mason und Jeremiah Dixon, die seit den 1760er Jahren die Grenze zwischen den Kolonien Pennsylvania, Maryland und Delaware bildete. Später einigte sich Pennsylvania mit Virginia auf die westliche Verlängerung der Linie als gemeinsame Grenze. Im 19. Jahrhundert wurde die Mason-Dixon Line zum Synonym für die Trennlinie zwischen freien und Sklavenhalterstaaten: Der Name bezeichnete im allgemeinen Sprachgebrauch fortan nicht mehr nur die ursprüngliche Vermessungslinie, sondern weiter westlich auch den Grenzfluss Ohio, der die Sklavenstaaten Virginia und Kentucky im Süden von Ohio, Indiana und Illinois im Norden schied. Im Osten allerdings war die neue Bedeutung des Namens ungenau: Sowohl in Maryland südlich der Mason-Dixon Line als auch in Delaware nördlich davon blieb die Knechtschaft erlaubt.

Picking cotton: Bei der Baumwollernte müssen selbst Kinder mitarbeiten (undatiertes Foto). Allein 1859 exportiert der Süden mehr als fünf Millionen Ballen – und hält damit fast das Weltmarktmonopol

Auf den Farmen arbeiten die Schwarzen neben dem Bauern. Großplantagen sind die Ausnahme. Nur wenige Sklaven dienen auf Besitzungen mit mehr als 200 Unfreien.

Wenn sie arbeiten, sagen die Weißen, sind die Sklaven am glücklichsten.

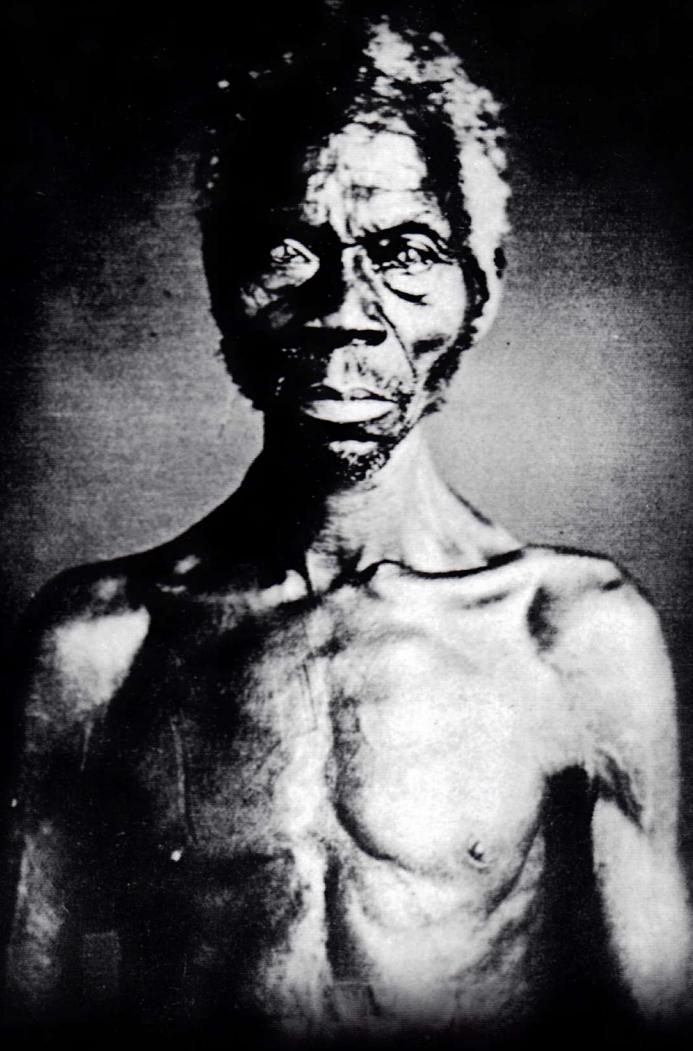
Im Herrenhaus ist die Arbeit weniger anstrengend. Doch die männlichen Sklaven dort sowie die Köchinnen, Hausmädchen, Wäscherinnen und Kinderfrauen müssen der Familie ständig zu Diensten sein, sind deren Launen Tag und Nacht ausgeliefert. Häufig vergewaltigen Sklavenhalter schwarze Frauen. Für die möglichen Folgen solcher Taten haben die Gesetzgeber Vorsorge getroffen: Kinder einer Sklavin bleiben Leibeigene, auch wenn ihr Vater ein Weißer ist.

Andererseits ist jeder Sklave eine bedeutende Investition: Ein unfreier Mann kann 1000 Dollar kosten. Ein derartiger Wert wird auch von fanatischen Rassisten selten leichtfertig zerstört.

Sklavenhalter wie Bennet H. Barrow aus Louisiana, der gelegentlich all seine Arbeiter auspeitschen lässt, manche zur Strafe in Ketten legt oder unter Wasser taucht und mindestens einen Mann erschießt, sind daher die Ausnahme. Und selbst ein Gewaltmensch wie Barrow gibt seinen Sklaven zuweilen gönnerhaft freie Tage, belohnt besonderen Arbeits-einsatz mit einem Geldbonus – und beschenkt die Schwarzen zu Weihnachten.

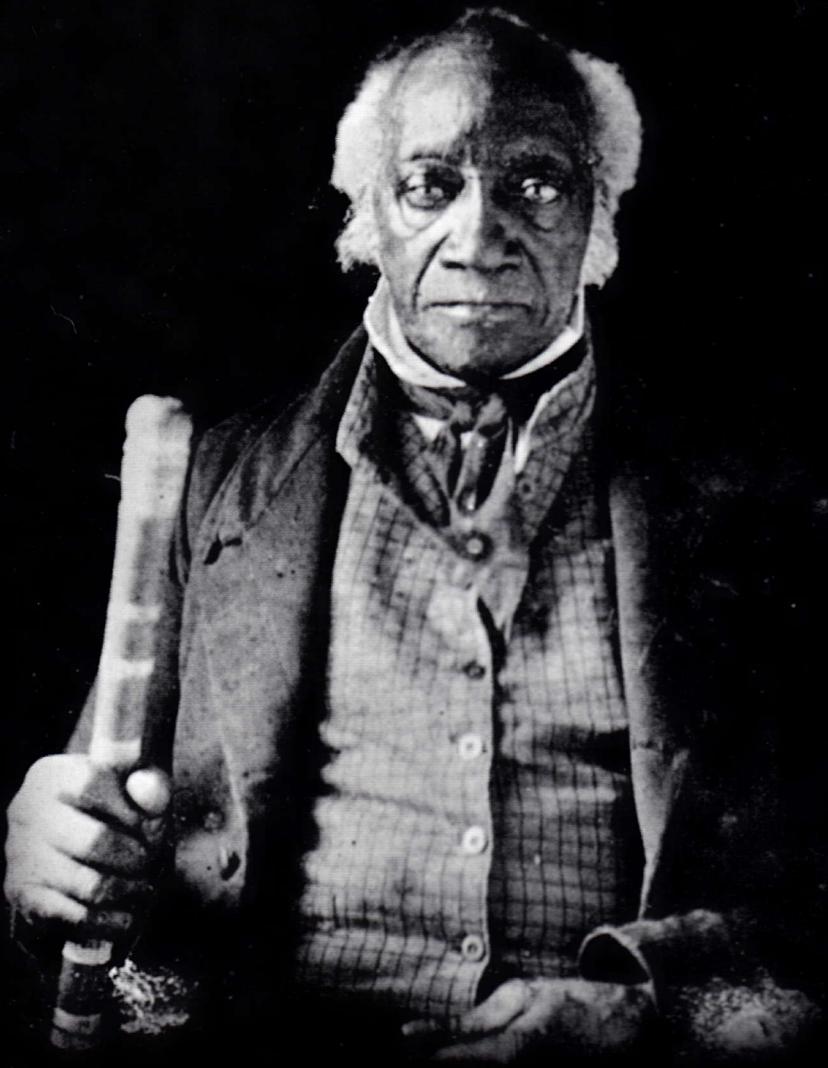
Nur wenn deren Lebensbedingungen nicht ins Unerträgliche kippen, kann der Plantagenbesitzer sein Ziel erreichen: mit seinem menschlichen Besitz die maximale Leistung zu erzielen.

DENN DIE SKLAVEN sind „menschlicher Besitz“, in aller Ambivalenz des Begriffs. Die *slave codes* der Südstaaten sind Auswüchse einer ebenso zynischen wie detailversessenen Gesetzgebung: Einerseits ist jeder Sklave ein Eigentum, ähnlich wie Vieh; er kann verkauft, vererbt, verschenkt, verliehen und sogar verpfändet werden. Er hat kein Recht auf eine anerkannte Heirat (daher dürfen Familien getrennt werden) oder auf persönliche Habe. Er kann auch nicht als Zeuge vor Gericht gehört werden.



Ein Arbeiter namens Renty, 1850: Im Alter kann den Schwarzen die Freiheit zum Fluch werden. Manche Besitzer lassen ihre Sklaven gehen, wenn sie ausgelaugt sind – um sie nicht unterstützen zu müssen

**Es ist den SKLAVENHALTERN
verboten, den Schwarzen Lesen
und Schreiben beizubringen**



Dieser Mann namens »Caesar«, in den 1850er Jahren fotografiert, ist einer der letzten Sklaven im Staat New York. Im industrialisierten, oft puritanisch geprägten Norden verschwindet die Knechtschaft nach und nach in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Ohne **HILFE** ist die
Flucht in den Norden
kaum zu schaffen

Andererseits gilt er offenbar auch als Mensch, da die Slave Codes berücksichtigen, dass ein Sklave fliehen, stehlen oder rebellieren könnte. Dagegen sind eigens Gesetze erlassen worden.

Kurz: Dort, wo es den Besitzern nutzt, werden Sklaven wie Dinge angesehen. Dort aber, wo sie die Herrschaft bedrohen könnten, werden sie als potenziell gefährliche Menschen behandelt.

Zwar sieht das Gesetz auch Geld- oder Gefängnisstrafen vor für Besitzer, die ihre Sklaven nicht angemessen ernähren, einkleiden oder unterbringen. Doch in der Realität sind diese Regeln oft bedeutungslos. Denn wer sollte klagen, wenn Sklaven nicht einmal als Zeugen aussagen dürfen? Und wann bekämen sie vor weißen Richtern je Recht?

In einem der seltenen Prozesse wird 1855 eine junge Schwarze angeklagt, die als 14-Jährige von einem verwitweten Weißen allein zu dem Zweck gekauft wurde, sie jederzeit vergewaltigen zu können. Nach fünf Jahren (und zwei Schwangerschaften) erschlägt sie ihren Peiniger – und wird zum Tode verurteilt.

Auch wie man aus der Sklaverei entlassen wird, regeln Gesetze, freilich unterschiedlich von Staat zu Staat. Manchmal schenken Herren nach ihrem Tod den Sklaven die Freiheit, manchmal gewähren sie dieses Privileg schon zu Lebzeiten – was den so Beschenkten in einigen Staaten, etwa in Virginia, eine Reise ins Ungewisse einbringt.

Denn die dortigen Weißen fürchten den aufrührerischen Einfluss von freien Schwarzen und schreiben vor, dass jeder entlassene Sklave den Staat verlassen muss. Auch deshalb gibt es im Süden große Unterschiede: Während 1860 in Delaware bereits neun von zehn Schwarzen frei sind, sind in Mississippi noch 99,8 Prozent aller Schwarzen Sklaven.

Doch selbst die in einen freien Staat geflohenen Schwarzen sind nicht sicher: Ein Gesetz erlaubt es jedermann, mutmaßliche Flüchtlinge festzunehmen und mit Zustimmung eines Richters in den Staat zurückzubringen, aus dem sie kommen. Oft aber werden auch freie Schwarze entführt – bevorzugt Kinder, manche erst neun Jahre alt.

Sklaven dürfen sich nicht in Gruppen versammeln, Waffen tragen oder ohne schriftliche Erlaubnis ihres Besitzers reisen. Patrouillen überwachen in Sklavenhalterstaaten die Schwarzen, schlagen sie brutal zusammen, wenn sie etwas stehlen, ohne Papiere angetroffen werden oder einem Entflohenen helfen.

Widerstand? Um 1800 ist es im heutigen Haiti zu einer Sklavenrebellion gekommen, gelang es den Unfreien, ihre Herren zu vertreiben. Für die Weißen im Süden der USA ein Menetekel.

Tatsächlich jedoch sind Aufstände selten, allein schon, weil die Sklaven meist voneinander isoliert leben. Sabotage, Arbeitsverzögerung sind möglich, doch hinterlassen sie wenige Spuren. Sichtbarer schon ist die GegeFnkultur der Schwarzen, ihr Glaube, ihre Musik, gespeist aus dem Christentum und den Resten westafrikanischer Kulturen.

Noch spürbarer jedoch ist eine andere Form des Widerstands: die Flucht.

Sie fliehen zu Zehntausenden. Manche finden Unterschlupf bei den Seminolen in Florida, einem Indianervolk, das sich aus den Überlebenden diverser Stämme und Schwarzen gebildet hat. Andere gründen Siedlungen in den unzugänglichen Wäldern und Sümpfen des Südens und verbringen ihr Leben in der Wildnis. Wieder andere mischen sich in den Städten des Südens unter die freien Schwarzen.

Die meisten aber folgen auf ihrem nächtlichen Weg dem Polarstern nach Norden, in die freien US-Staaten. Doch selbst dort sind sie Bürger zweiter Klas-

se: Sie dürfen vielerorts nicht wählen, kein Amt bekleiden, nicht in den Staatsdienst eintreten. Und sie sind dort noch weniger sicher, seit der Kongress 1850 den „Fugitive Slave Act“ erlassen hat.

Dieses Gesetz erlaubt es professionellen Sklavenfängern, Entflohe zu auch in den Nordstaaten festzunehmen und die dortigen Behörden zur Kooperation zu zwingen. Jeder, der die Häscher dabei behindert oder einen Flüchtling unterstützt, muss mit einer hohen Geldstrafe und Gefängnis rechnen.

Seit das Regelwerk verabschiedet worden ist, kommen so viele Sklavenjäger wie nie zuvor über die Mason-Dixon Line und verschleppen selbst Menschen, die schon seit Jahren im Norden leben.

Daraufhin fliehen Tausende Schwarze weiter: Sie versuchen, sich bis nach Kanada durchzuschlagen. Denn dort sind sie sicher, erhalten zudem Land und – anders als in den meisten Nordstaaten – volle Bürgerrechte.

Nur wenige aber kommen so weit. In den 1850er Jahren laufen zwar jedes Jahr rund 50 000 Sklaven ihren Besitzern davon, doch nur rund 1000 von ihnen erreichen je den Norden. Die Chance, es dorthin zu schaffen und dauerhaft die Freiheit zu gewinnen, haben fast ausschließlich junge Männer aus

grenznahen Staaten. Für die große Mehrheit der Flüchtenden jedoch ist die Freiheit nur von kurzer Dauer: Hunger und Erschöpfung zwingen sie zur Aufgabe, andere werden aufgespürt.

Aus Louisiana oder Mississippi müssen Fliehende mehr als 1000 Kilometer bis zur Mason-Dixon Line zurücklegen. Patrouillen bewachen Straßen und Wege, vor allem in den Städten machen Sklavenfänger Jagd auf Entflohe – wer gefangen wird, muss mit schwerem Auspeitschen rechnen, mit Verkauf oder sogar mit dem Tod. Ohne Hilfe ist der Weg in den Norden kaum zu schaffen.

Weil trotzdem immer wieder Sklaven die Flucht gelingt, glauben Südstaatler an eine Verschwörung. An eine mysteriöse Bande von Sklavereigegnern, die mitten unter ihnen agiert und ihr Eigentum in die Nordstaaten entführt.

UND TATSÄCHLICH gibt es Helfer: die „Underground Railroad“, ein Netz von Unterstützern. Schon vor 1800 haben erste Sklavereigegner und freie Schwarze begonnen, sich im Verborgenen zu organisieren. Es sind zumeist einzelne Frauen und Männer, die Entlaufenen



Schwarze vor ihrer Hütte in South Carolina, 1862. Da weder Ehe noch Elternschaft rechtlich anerkannt sind, können Sklavenbesitzer, etwa durch Verkäufe, Familien jederzeit auseinanderreißen

heimlich weiterhelfen; die sie versteken, versorgen und an weitere Helfer höher im Norden verweisen.

Diese Bewegung des zivilen Ungehorsams ist ein loses Netz von Tausenden, die jeweils nur wenige Gleichgesinnte kennen: ohne zentrale Leitung, ohne Statuten, ohne Ideologie außer der Abscheu vor der Sklaverei. Einzig die Quäker – Angehörige einer christlichen Gemeinschaft, die sich schon früh für die Abschaffung der Knechtschaft eingesetzt hat – sind über ihre Gemeinden besser organisiert.

Doch irgendwann erkennen manche der Sklavereigegner in der Fluchthilfe eine Lebensaufgabe. Und tun sich in der Underground Railroad zusammen.

So nehmen *stationmasters*, „Stationsvorsteher“, Entflohbene auf und versorgen sie mit Essen und Kleidung. Danach stellen sie Kontakt zu einem *conductor* her, einem „Schaffner“, der sichere Wege von einem Ort zum anderen kennt, meist zu Fuß oder mit Pferdewagen in Etappen von zehn bis höchstens 30 Meilen – so weit kommt man in einer Nacht. Durch die freien Staaten leiten die Fluchthelfer ihre Schütz-

linge häufig auch per Eisenbahn und Dampfschiff.

Dennoch sind Flüchtlinge auf dem ersten Wegstück meist auf sich gestellt. Denn nur die furchtlosesten Helfer der Underground Railroad wagen sich in die Region südlich der Mason-Dixon Line.

Eine von ihnen ist Harriet Tubman.

Bei Versammlungen von Gegnern der Sklaverei taucht sie häufig auf, diese kleine schwarze Frau, deren Vorderzähne fehlen und die oft einschläft, sobald sie sich hingesetzt hat. Und die vielleicht die Mutigste von ihnen allen ist.

Harriet Tubman, Analphabetin, etwa 40 Jahre alt, aber Jahrzehnte älter aussehend, ist die wohl erfolgreichste Schaffnerin des Netzwerks. Sie hat die derbe Ausdrucksweise und die ungeschliffenen Manieren einer Feldarbeiterin, doch ihre gebildeten Freunde im Norden sind verblüfft über ihren Scharf sinn. Und über ihren Mut: In Maryland, schreibt einer von ihnen, sei eine Belohnung von 12000 Dollar auf sie ausgesetzt, „und sie wird wahrscheinlich bei lebendigem Leibe verbrannt, wann immer sie gefangen wird“.

Geboren wird Harriet um 1820 als Araminta Ross auf der Farm eines

Sklavenhalters im Dorchester County, Maryland. Sie hat vermutlich acht Geschwister und bleibt früh sich selbst überlassen. Wenn sie hungrig ist, kämpft sie manchmal mit den Schweinen um deren Futter. Aufgewachsen sei sie wie ein vernachlässigtes Unkraut, sagt sie später, ohne eine Vorstellung davon, was bedeutet: Freiheit.

Schon als Kind vermietet ihr Besitzer sie an Familien in der Nachbarschaft. Mal watet sie im Winter durchs kalte Wasser eines Flusses, um BisamrattenFallen zu prüfen, mal muss sie sich um ein weißes Baby kümmern und die Nächte über an der Wiege sitzen. Wenn es zu weinen beginnt, weil sie eingeschlafen ist, wird sie ausgepeitscht.

Manchmal erhält sie siebenmal am Tag Prügel, deren Narben sie fürs Leben zeichnen. Nie schreit sie. Aber wenn die weiße Familie ihre Gebete spricht, so berichtet sie später einer Biografin, steht Araminta allein auf dem Treppenabsatz und bittet Gott, dass er sie stark machen solle und fähig zum Kampf.

Als ein Aufseher im Dorfladen ein schweres Eisengewicht nach einem Schwarzen wirft, wird stattdessen das Mädchen am Kopf getroffen und bricht bewusstlos zusammen. Zwei Tage später, die unbehandelte Wunde blutet noch, schickt man es wieder zur Arbeit.

Seither leidet Araminta unter Anfällen, verliert häufig plötzlich das Bewusstsein, Minutenlang, und scheint in Tiefschlaf zu verfallen. In ihren Träumen glaubt sie nun, die Zukunft voraussehen zu können.

So trotzig sie die Schläge erträgt, so groß ist ihre Angst vor Sklavenhändlern.



In großen Betrieben – hier die Hopkinson-Plantage in South Carolina während der Süßkartoffelaussaat – ist Sklavenarbeit hochprofitabel. Kaum ein Weißer stellt deshalb Lohnarbeiter ein

Jedes Mal, wenn sie einen fremden Weißen sieht, fürchtet sie, verkauft zu werden. Denn der Baumwollboom im tiefen Süden hat die Vermietung oder den Verkauf überschüssiger Arbeitskräfte zu einem lukrativen Geschäft gemacht.

Maryland und Virginia gelten gar als „Züchter-Staaten“, in denen Menschen für die Märkte herangezogen werden wie Vieh. In Verkaufsanzeigen beschreiben Halter junge Sklavinnen als „gute Erzeugerinnen“. Ihr erstes Kind bringen sie meist mit 19 Jahren zur Welt – und bis zum Alter von 40 Jahren durchschnittlich acht weitere.

So groß ist die Zahl der Unfreien, dass Sklavenhalter schon lange nicht mehr auf Importe aus Afrika angewiesen sind. Seit 1808 ist der transatlantische Menschenhandel ohnehin verboten – nicht aber der Verkauf im Inland.

Zusammengekettet in langen Reihen, ziehen die Sklaven zu den Märkten im Süden der USA. Auf Auktionen werden Männer, Frauen und Kinder versteigert, auf Marktplätzen stehen sie zusammengepercht, lautstark angepriesen von Händlern, eingehend gemustert von Kaufinteressenten, die die Qualität der menschlichen Ware genau untersuchen.

Sie befühlen Muskeln und biegen Finger, um festzustellen, ob sie beweglich genug sind, um schnell Baumwolle zu pflücken. Sie schieben einen Daumen in den Mund, um den Zustand von Zähnen und Zahnfleisch zu prüfen. Sie suchen nach Zeichen von Krankheiten und nach Narben von Schlägen, die auf einen rebellischen Charakter hinweisen.

Fast zwei Millionen Menschen werden zwischen 1820 und 1860 südlich der Mason-Dixon Line verkauft, davon mehr als 650 000 in einen anderen Staat. Oft zerstören diese Verkäufe eine Familie, werden Kinder von den Eltern getrennt.

AUCH ARAMINTA verliert früh zwei Schwestern an die Händler, eine muss zwei eigene Kinder zurücklassen. Das Mädchen hat den Widerstand bereits seit der frühen Kindheit geübt. Immer wieder verweigert Araminta den Gehorsam, lehnt sich gegen Regeln und Be-



Von diesem Mann wird nicht einmal der Vorname überliefert, doch für seinen Besitzer ist er wertvoll: Gesunde Sklaven können mehr als 1000 Dollar kosten – eine Summe, die sich auch im Süden nur wenige Weiße zu leisten vermögen

**Vor manchen FLÜCHTLINGEN
liegt ein mehr als 1000
Kilometer langer Weg**



Der ehemalige Sklave Gordon aus Louisiana mit Peitschennarben: Manche Weiße züchtigen Schwarze mit sadistischer Gewalt. Dieser Mann kämpft nach seiner Befreiung als Corporal für den Norden

fehle ihrer Besitzer auf. Und vielleicht heiratet sie ganz bewusst einen Mann, den ihr die Händler nicht wegnehmen dürfen: John Tubman, einen freien Schwarzen aus der Nachbarschaft. Nach der Hochzeit nimmt sie den Namen „Harriet“ an – bleibt aber Eigentum ihres Besitzers.

Im Frühjahr 1849 erfährt sie aus Gerüchten, dass ihr der Verkauf droht. Gegen den Willen ihres Mannes unternimmt sie einen Fluchtversuch mit ihren Brüdern, bricht ihn jedoch ab.

Im Herbst darauf macht sie sich erneut auf den Weg, diesmal allein, und schlägt sich bis ins mehr als 150 Kilometer entfernte Philadelphia durch.

Dort findet sie Arbeit in Hotels und als Haushaltshilfe. Und sie beginnt, andere nachzuholen: ihre drei Brüder, mehrere Schwestern sowie Nichten und Neffen. Und Dutzende andere. In dieser Zeit trifft sie auf einflussreiche Sklavengegner und Frauenrechtlerinnen, die sie mit Geld und Kontakten in der Underground Railroad versorgen.

Bis nach Kanada führt sie die Flüchtlinge und siedelt mit ihren Verwandten auch selbst dorthin um. Weihnachten verbringt sie stets mit den Angehörigen, doch sobald es im Frühling taut, geht sie in die USA, arbeitet ein halbes Jahr als Haushaltshilfe, um im Herbst, wenn genug Geld beisammen ist, erneut loszuziehen und Sklaven zu befreien.

Auf neun Reisen führt sie rund 50 Menschen nach Norden. 1857 kann sie endlich ihre Eltern nach Kanada bringen. Doch da die den eisigen Winter dort nicht ertragen, kehrt Harriet zwei Jahre später mit ihnen in die USA zurück und kauft eine kleine Farm in Auburn, New York.

Sie glaubt fest an Omen und daran, dass sie Gefahren erspüren kann. Ihre hellseherischen Fähigkeiten, sagt sie, habe sie von ihrem Vater geerbt, der das Wetter vorhergesagt habe und den Krieg der USA gegen Mexiko 1846.

Den Auftrag aber, Sklaven zu befreien, den habe ihr Gott gegeben.

IM SPÄTERBST 1860, als die Nächte lang und dunkel werden, kehrt Harriet Tubman erstmals nach drei Jahren wieder in ihre frühere Heimat zurück, nach Dorchester County. Sie will die letzten

Sklaven befreien, die der Familie ihres einstigen Besitzers geblieben sind: ihre Schwester Rachel und deren zwei Kinder. Doch Rachel ist kurz zuvor gestorben. Und auf Nichte und Neffen wartet sie vergebens, zuletzt eine Nacht lang, im Schneesturm mitten im Wald.

Doch sie findet über Mittelsmänner andere, die bereit sind zur Flucht: Stephen und Maria Ennals, deren drei Kinder und zwei weitere Sklaven.

Die gefährliche Reise beginnt in einer Samstagnacht, wie immer. Denn sonntags haben Sklaven frei, oft ist es Montagnachmittag, bis ihr Verschwinden bekannt wird.

Diesmal aber hat der Trupp Maryland noch nicht verlassen, als die Flucht zu scheitern droht. In den frühen Morgenstunden erreicht er im Regen das Haus eines schwarzen Conductors der Underground Railroad.

Harriet gibt das vereinbarte Klopfzeichen, mehrmals, ohne Antwort, als plötzlich ein weißer Mann am Fenster steht: Was sie wolle? Ihr Freund, erfährt Harriet kurz darauf, ist gezwungen gewesen, die Gegend zu verlassen, weil er Entflohenen Unterschlupf gewährt hat.

Eilig bringt Harriet die Gruppe aus dem Ort hinaus auf eine kleine Insel im nahen Sumpf. Hier wollen sie sich nach ihrer Flucht durch die kalte Nacht den Tag über verbergen. Reglos liegen sie im hohen Gras. Ihre Kleider sind klamm vom Regen, die Schuhe durchweicht vom Waten durch das modrige Wasser.

Patrouillen sind ihnen auf den Fersen, durchsuchen Häuser und Umgebung nach den Entflohenen – und ihnen bleibt nur zu beten, gegen die Verzweiflung, gegen Hunger und Kälte. Die vergangenen Tage haben Schnee und Sturm gebracht. Der erste Frost kommt oft schon im Herbst in diesen Teil von Maryland am Ostufer der Chesapeake Bay.

Acht Menschen sind gefangen auf der Insel im Sumpf. Darunter zwei kleine Mädchen und ein drei Monate altes Baby, mit Opiumtinktur betäubt, damit sein Weinen sie nicht verrät.

Doch jetzt steht, ein paar Meter nur entfernt, ein Mann, dunkel gekleidet,

**GEWALT ist
alltäglich – und
vom Gesetz
erlaubt**

DER SPIEGEL

NR. 2 | 2013

GESCHICHTE

DIE
GERMANENEuropas
geheimnisvolles
Urvolk

SPURENSUCHE
Woher kamen die
Barbaren?

ARMINIUS
Sieger über das
römische Heer

NIBELUNGENLIED
Die Mär von
deutschen Helden



Jetzt auch digital
für iPad, Android und PC/Mac.

[www.spiegel-geschichte.
de/digital](http://www.spiegel-geschichte.de/digital)



Ostereich € 8,70 Schweiz CHF 15,50 Bosnien € 5,- Finnland € 12,10 Frankreich € 10,- Griechenland € 12,10 Italien € 10,20 Irland € 10,20 Portugal € 10,20 Spanien € 10,20 Tschechien € 10,20 Ukraine € 10,20 - Polen 7,5,- Niederlande € 11,-

PRINTED IN GERMANY

RELIGION Heilige Haine und bizarres Göttergewimmel

MOORLEICHEN Glücksfälle für die Archäologen

GOTEN Lange Wanderschaft ins Mittelalter

allein. Geht langsam über den festen Pfad am Rande des Sumpfs und spricht mit sich selbst. Sie pressen sich tiefer ins feuchte Gras.

Die anderen wird man wohl auspeitschen, falls sie erwischt werden, vielleicht voneinander trennen und verkaufen. Harriet Tubman aber droht der Tod.

Ängstlich beobachten sie den Fremden, der am Rande des Sumpfs seine Selbstgespräche führt.

Endlich erkennt Harriet, dass er die Antwort auf ihre Gebete ist: ein Quäker, ein Agent der Underground Railroad, der ahnt, dass sich entflohenen Sklaven in seiner Nähe verstecken. Was er da murmelt, sind Anweisungen, wie sie zu seiner nahe gelegenen Scheune kommen. Dort stehen ein Pferd sowie ein Wagen mit Proviant.

Sie fahren in den nächsten Ort, wo sie ein anderer Helfer aufnimmt. Zu Fuß flüchten sie weiter. Eine alte Decke, einen Korb mit Anmachholz - mehr tragen sie nicht bei sich.

Sie gehen die ganze Nacht hindurch, die Kinder auf dem Arm, und breiten bei Tagesanbruch in irgendeinem Dickicht die Decke auf dem gefrorenen Boden aus. Dann holt Harriet ihr Nährzeug hervor.

Schwäche aber duldet sie nicht, weder bei sich noch bei anderen. Das hat sie auf früheren Fluchtaktionen bewiesen: Als sie einmal Zahnschmerzen hatte, schlug sie sich den Zahn kurzerhand aus. Und als ein anderes Mal ein Mann aufgehen wollte, weil seine Füße wund gelaußen waren, drohte sie, ihn zu erschießen. Bis er aufstand und weiterlief.

Literaturempfehlungen: Kate Clifford Larson, „Bound for the Promised Land“, One World/Ballantine: bewegende Biografie Harriet Tubmans. Peter Kolchin, „American Slavery“, Penguin: fundierter Überblick über die Geschichte der Sklaverei in den USA.

Manchmal schleicht sich Harriet Tubman aus dem Versteck, um Essen zu beschaffen. Wenn sie in der Dunkelheit zurückkehrt und ihre Schützlinge nicht finden kann, singt sie als Erkennungszeichen Kirchenlieder.

Am Abend des 30. November klopft sie an die Tür eines Backsteinhauses in Wilmington, Delaware, rund 100 Kilometer entfernt von dem Beginn ihrer Flucht in Maryland. Das Haus gehört dem Quäker Thomas Garrett. Tausende Flüchtlinge hat Garrett von hier aus schon weitergeschleust nach Pennsylvania und New Jersey. Manche steckt er in die Kleider seiner Ehefrau, samt Haube und Schleier, und spaziert Arm in Arm mit ihnen durch die Straßen ins nächste Versteck.

Ein Geheimnis macht Garrett aus seiner Arbeit nicht. 1848 ist er wegen Fluchthilfe zu einer Geldstrafe von 1500 Dollar verurteilt worden, was ihn fast ruiniert hat. Er sagt

vor Gericht aus, in den 25 Jahren zuvor mehr als 1400 Flüchtlingen geholfen zu haben. Die Strafe betrachte er als Freibrief für den Rest seines Lebens: Wenn also einer der Zuhörer einen armen Sklaven kenne, der Unterstützung brauche, möge er diesen zu ihm schicken.

Harriet Tubman steht fast immer ohne Vorwarnung vor seiner Tür. Mal hängen ihr die Schuhe in Fetzen von den Füßen, mal ist sie so heiser, dass sie kaum sprechen kann. Meist wartet irgendwo in der Nähe eine Gruppe Entflohter im Versteck. Diesmal hat sie ihren Trupp geteilt: Die Männer warten einige Meilen südlich der Stadt, Maria Ennals und die Kinder verbergen sich 30 Meilen entfernt.

Garrett schickt einen Helfer zu den Männern und gibt Harriet Geld, damit sie Maria und die Kinder in einer Kutsche nachholen kann. Über einen Umweg durch Pennsylvania bringt Harriet die Gruppe nach Wilmington und weiter nach Philadelphia, auf die andere Seite der Mason-Dixon Line. Wie genau

es dann weitergeht, ist nicht bekannt. Nur das Ziel: Kanada.

Kurz vor Jahresende verbreitet sich unter den Agenten der Underground Railroad die Nachricht, dass die sieben Flüchtlinge in Sicherheit sind und Harriet Tubman pünktlich zu Weihnachten zu Hause in Auburn eingetroffen ist. Mit halb erfrorenen Füßen.

Es ist Harriets letzte Mission: Monate später beginnt der Krieg zwischen Nord und Süd.

MINDESTENS 30 000 Menschen konnten dank der Underground Railroad in den Jahrzehnten ihres Bestehens fliehen - 30 000 von vielen Millionen. Dies habe dem Versuch geglichen, bilanziert der Abolitionist Frederick Douglass, einen Ozean mit einem Teelöffel auszuschöpfen.

Doch als am 20. Dezember 1860 South Carolina aus der Union austritt, begründen die dortigen Volksvertreter die Abspaltung unter anderem damit, dass die Underground Railroad Tausende Sklaven ermutigt habe, „ihr Zuhause zu verlassen“.

Während des Bürgerkriegs dient Harriet Tubman der Unionsarmee als Krankenschwester, Spionin und Kundschafterin. Nach 1865 unterstützt sie Schulen für Schwarze, nimmt Alte, Kranke und Waisen bei sich auf. Unbekannt ist, ob sie die Kinder ihrer Schwester je wiedersehen hat, die sie auf ihrer letzten Mission hatte retten wollen.

Sie stirbt 1913. Nach ihrem Tod hängen die Bürger ihrer Heimatstadt eine Bronzetafel mit ihrem Bild an den Eingang des Bezirksgerichts: „Im Gedenken an Harriet Tubman, geboren als Sklavin in Maryland ungefähr 1821, gestorben in Auburn, New York, am 10. März 1913“.

Darunter steht ein Satz von Harriet Tubman: „Auf meiner Underground Railroad ist mir nie ein Zug entgleist, und ich habe nie einen Passagier verloren.“ □

Constanze Kindel, 34, wünschte sich bei ihrer Recherche oft, Harriet Tubman hätte eigene Aufzeichnungen hinterlassen - aber um Lesen und Schreiben zu lernen, mutmaßen Biografen, hat ihr wohl auch nach dem Ende der Underground Railroad die Zeit gefehlt.



Harriet Tubman, selber einst entflohen, organisiert einige der gewagtesten Sklavenbefreiungen

GEO-MAGAZINE IM ABO

Besser als jeder Telefonjoker.

Lesen oder verschenken Sie spannendes Wissen zum Vorzugspreis.



11 %
Ersparnis

GEO EPOCHE

Die spannendsten Seiten unserer Geschichte. 6x im Jahr.
Selbst lesen: 944 967/Verschenken: 944 968



5 %
Ersparnis

GEO

Die Welt erkennen, die Welt verstehen: in großartigen Fotoreportagen. 12x im Jahr.
Selbst lesen: 944 705/Verschenken: 944 706



8 %
Ersparnis

GEO kompakt

Alle Bausteine für Ihre Bibliothek des Wissens. 4x im Jahr.
Selbst lesen: 944 946/Verschenken: 944 947



10 %
Ersparnis

GEO SAISON

Das multithematische Reisemagazin für Entdecker. 12x im Jahr.
Selbst lesen: 944 765/Verschenken: 944 766



12 %
Ersparnis

GEO SPECIAL

Länder, Städte und Regionen: das Magazin für fundiertes Reisewissen. 6x im Jahr.
Selbst lesen: 944 748/Verschenken: 944 749



11 %
Ersparnis

GEO WISSEN

Relevante Bereiche der Wissenschaft – 2x im Jahr.
Selbst lesen: 946 005/Verschenken: 946 006



Fast 10 %
Ersparnis

GEO lino

Deutschlands größte Kinderzeitschrift. Für alle ab 8 Jahren.
Selbst lesen: 944 965/Verschenken: 944 966



11 %
Ersparnis

GEO lino extra

Ein Heft, ein Thema. Für Jungen und Mädchen ab 8 Jahren.
Selbst lesen: 946 007/Verschenken: 946 008



Fast 10 %
Ersparnis

GEOmini

Das Magazin für neugierige Erstleser ab 5 Jahren.
Selbst lesen: 944 947/Verschenken: 944 948



GRATIS
dazu

Lieferung ohne iPod

- Ein Geschenk GRATIS
- Lieferung frei Haus
- Ein oder mehrere Magazine zur Wahl
- Ideale Geschenkidee

GEO-MAGAZINE BESTELLEN

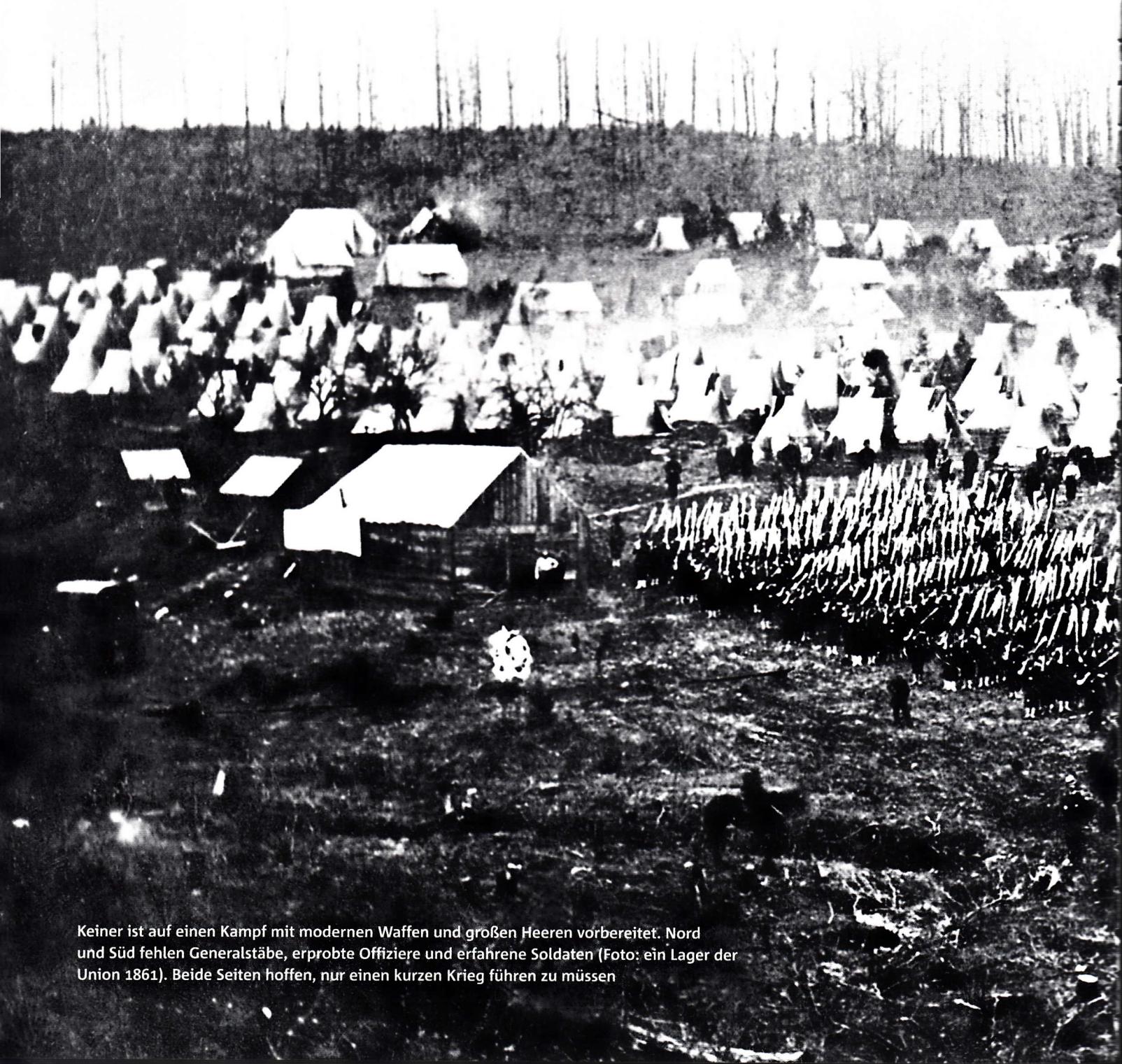
Online mit noch mehr Angeboten:

www.geo.de/familie

Per Telefon: (bitte die Bestell-Nr. angeben)
01805/861 80 03*

DIE ERSTE

Nach der Wahl des Sklavereigegners Abraham Lincoln zum Präsidenten treten mehrere Südstaaten aus die Nordstaaten sie zurück in die Union zwingen. Unweit von Washington treffen die Armeen im Juli



Keiner ist auf einen Kampf mit modernen Waffen und großen Heeren vorbereitet. Nord und Süd fehlen Generalstäbe, erprobte Offiziere und erfahrene Soldaten (Foto: ein Lager der Union 1861). Beide Seiten hoffen, nur einen kurzen Krieg führen zu müssen

SCHLACHT

den USA aus und gründen Anfang 1861 eine eigene Konföderation. In einem schnellen Feldzug wollen 1861 zum ersten Mal aufeinander: in der Schlacht am Bull Run

von RALF BERHORST UND CAY RADEMACHER





J

efferson Davis sitzt im Zug und hört die dumpfen Schläge der Kanonen. Der 53-jährige Präsident der Konföderierten Staaten von Amerika – ein asketischer, entschlossener, kampferfahrener Mann – fährt an diesem 21. Juli 1861, einem feuchtwarmen Sonntag, mit der Eisenbahn hinein in ein Blutbad. Hinein in eine Schlacht, die möglicherweise bereits den Bürgerkrieg entscheiden und Davis selbst an den Galgen bringen könnte.

Sein Sonderzug hält in Manassas Junction, einem Bahnhof in Virginia. Er liegt inmitten von Feldern, Wiesen und Wäldern auf sanft geschwungenen Hügeln, umstanden von Schuppen, einem Hotel, einer Talgfabrik, einem Telegraphenbüro – und bloß 40 Kilometer entfernt von Washington, 140 Kilometer von der Südstaaten-Kapitale Richmond.

Damit wird das Dorf am Fluss Bull Run, in dem sich Bahnlinien und Straßen treffen, zum strategischen Tor zwischen der Hauptstadt der Union und jener der Konföderierten.

Unweit der Bahnstation sind an diesem Tag mehr als 60 000 Soldaten aufmarschiert. Eine Armee aus dem Norden will hier den Durchgang erzwingen, um nach Richmond zu marschieren.

Ein Heer aus dem Süden verteidigt Manassas – und könnte im Falle eines Triumphes umgekehrt innerhalb von zwei, drei Tagen Washington besetzen.

Doch als Jefferson Davis aus dem Waggon steigt, wirkt diese Hoffnung wie ein Hirngespinst: Konföderierte Soldaten drängen sich um den Zug, erschöpft, demoralisiert, offenbar in Panik vom

nahen Kampfplatz geflohen. „Unsere Linie ist durchbrochen“, meldet ein Uniformierter. „Die Schlacht verloren.“

Davis und sein Adjutant besorgen sich Pferde, galoppieren dem Lärm entgegen. Wenn

Weil die US-Armee im Krieg mehr Kommandeure benötigt, können Offiziere im Norden nun leichter Karriere machen, darunter **ULYSSES S. GRANT:** Bei Kriegsbeginn Colonel, steigt er bis zum Oberbefehlshaber auf

jetzt nicht noch etwas Entscheidendes geschieht, wird die Rebellion der Südstaaten nach nicht einmal einem halben Jahr schmählich kollabieren, dann werden die verhassten Politiker in Washington triumphieren.

Gut 15 Monate zuvor zählte Jefferson Davis noch selbst zur Elite der Hauptstadt, denn er saß für seinen Heimatstaat Mississippi im US-Senat.

Der Absolvent der Militärakademie West Point, ein ehemaliger Offizier, Politiker der Demokratischen Partei und Verteidigungsminister a. D. war einer der Wotfürher des Südens in der Frage, die das Land immer tiefer entzweite: Soll die Sklaverei in den neuen Territorien im Westen erlaubt werden? Oder soll sie auf die Staaten im Süden begrenzt bleiben und vielleicht eines Tages sogar ganz abgeschafft werden?

Für Jefferson Davis, selber Plantagenbesitzer, ist es das natürliche Vorrecht der Weißen im Süden, sich Schwarze als Leibeigene zu halten. Doch sogar die Demokraten, traditionell die Partei der Sklavereibefürworter, sind inzwischen gespalten. Einige wollen zumindest zugestehen, dass die Bürger in den „Territorien“ – den riesigen Gebieten im Westen, die noch keine Staaten sind, den USA eines Tages aber noch beitreten könnten – selber entscheiden können, ob die Sklaverei eingeführt wird oder nicht (siehe Seite 32).

Für die Unbeugsamen, unter ihnen Jefferson Davis, ist selbst dieses Zugeständnis nichts als Verrat. Für sie ist das Recht, ihr menschliches „Eigentum“ ungehindert in die Territorien mitzunehmen, unverzichtbar. Deshalb treten die Demokraten bei der Präsidentschaftswahl von 1860 mit zwei rivalisierenden Kandidaten an – und erleichtern so den Sieg jenes Mannes, den sie am meisten fürchten: Abraham Lincoln.

Der 51-jährige Anwalt aus Illinois stammt aus einfachen Verhältnissen und hat sich hochgearbeitet (siehe Seite 134). Lincoln ist Republikaner, zwar kein radikaler Gegner der Sklaverei, kein Abolitionist, doch will er die Leibesegenschaft schrittweise und über einen langen Zeitraum abschaffen.

Schon 1858 hat er verkündet: „Jedes Haus, das in sich uneins ist, wird nicht bestehen. Ich glaube, dass diese Regierung nicht auf Dauer überleben kann,

und Giftanschläge. Vieles ist vollkommen frei erfunden.

„Was auch immer die Folgen sein mögen“, schreibt ein Journalist aus Georgia, „ob der Potomac sich nun rot färbt von Menschenblut und ob die Pennsylvania Avenue zehn Fuß hoch mit verstümmelten Leichen gepflastert ist, nie wird der Süden eine solche Schmach und Erniedrigung wie die Amtseinführung von Abraham Lincoln dulden.“

DOCH DIE WAHL vom 6. November 1860 öffnet Lincoln die Tür zum Weißen Haus: Zwar erhält er nur 40 Prozent aller Stimmen. Im amerikanischen System aber gewinnt der Kandidat, der in einem Einzelstaat die meisten Stimmen auf sich vereint, alle Wahlmänner dieses Staates.

Diese *electors* wiederum bestimmen den Präsidenten, und da Lincoln in vielen Staaten eine relative Mehrheit erreicht, fallen ihm die entscheidenden Wahlmännerstimmen zu.

Dennoch ist dies ein gefährlicher Triumph: Abraham Lincoln gewinnt zwar fast den gesamten Norden, doch in den meisten Staaten des Südens ist er gar nicht erst angetreten. Dort stimmen die Wähler fast geschlossen für den kompromisslosen der beiden demokratischen Kandidaten.

Zwischen Wahl und Amtseinführung eines neuen Präsidenten liegen allerdings vier Monate, so haben es die Gründerväter festgelegt.

Das sind vier lange Monate, in deren Verlauf das scheidende alte Kabinett unter dem demokratischen Präsidenten James Buchanan die Regierung in Washington bloß noch kraftlos verwaltet.

Vier Monate, in denen die fanatischen Lincoln-Gegner im Süden fast ungestört handeln können.



Späher der US Army warten auf ihren Einsatz. Oft bewegen sie sich hinter den feindlichen Linien, um die Truppenbewegungen der Konföderierten zu erkunden

wenn sie halb für die Sklaverei ist und halb für die Freiheit.“

Für viele Weiße im Süden ist Lincoln damit zum Feindbild geworden. Er sei, kolportieren sie wütend, „besessen allein von seinem tief verwurzelten Hass auf die Sklaverei und seinem sattsam bekannten Faible für die Gleichstellung der Neger“.

Hysterische Gerüchte vergiften den Wahlkampf. „Wenn ihr so schwach seid und euch beugt“, erklärt etwa ein Geistlicher aus South Carolina, „dann werden im Nu die Abolitionistenprediger bei der Hand sein, um Ehen zwischen euren Töchtern und schwarzen Männern zu stiften.“

Zeitungen im Süden verbreiten Meldungen über geplante Sklavenaufstände, über Brandstiftungen, Vergewaltigungen

Lincolns von den Stimmen des Nordens getragener Sieg ist für sie ein Fanal: In einer Union mit einem solchen Präsidenten scheint die Zukunft der Sklaverei nicht mehr sicher, der Lebensstil der Weißen in den Südstaaten akut bedroht.

Eine gütliche Einigung, davon sind sie überzeugt, ist von nun an gänzlich ausgeschlossen.

Und so leiten die Parlamente einer Reihe von Südstaaten schon bald Wahlen zu speziellen Konventen ein, die über eine Sezession entscheiden sollen.

Über einen Austritt aus den Vereinigten Staaten von Amerika.

UND TATSÄCHLICH: Bereits am 20. Dezember 1860 beschließt die Versammlung von South Carolina einstimmig, „die gegenwärtige bestehende Union zwischen South Carolina und anderen Staaten“ aufzulösen.

Damit hat sich zum ersten Mal in der Geschichte der USA ein Staat von der Union losgesagt. Das ist ein Vorgang, der in der Verfassung weder erlaubt noch verboten wird – das Dokument erwähnt die Möglichkeit einer Sezession überhaupt nicht. (Gut möglich, dass sich die Gründerväter einfach nicht festlegen wollten.)

Bis zum 1. Februar 1861 erklären auch die Staaten Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana sowie Texas den Austritt. Führende Politiker fordern nun bereits die Gründung eines neuen Bundes dieser Südstaaten.

An einer Rückkehr in die Union haben die Sezessionisten kein Interesse – gleichgültig, unter welchen Bedingungen. Verhandlungsangebote des Nordens schlagen sie konsequent aus.

Am 4. Februar kommen Delegierte aus den abtrünnigen Staaten in der Stadt Montgomery in Alabama zusammen. Innerhalb von nur vier Tagen einigen sie

sich auf eine Verfassung der „Konföderierten Staaten von Amerika“.

Den Text kopieren sie weitgehend aus der US-Konstitution, weichen aber in entscheidenden Punkten ab: Ausdrücklich schützt ihr Dokument unter anderem die Sklaverei und betont zudem die Souveränitätsrechte der Einzelstaaten.

Die Delegierten wählen einen Übergangskongress und bestimmen einen vorläufigen Präsidenten. Nach kurzen Verhandlungen einigen sie sich am

Regierung „abzuschaffen, wenn sie sich als zerstörerisch erweise hinsichtlich der Zwecke, für die sie geschaffen wurde“. Er beruft sich dabei auf die Unabhängigkeitserklärung von 1776. Die neue Konföderation wolle den Frieden, sei aber auch bereit, ihre „Ehre und Sicherheit“ mit allen Mitteln zu verteidigen.

Davis ernennt Minister – und geht sofort daran, eine Streitmacht des Südens aufzubauen.

Zwar gehen viele Sezessionisten davon aus, dass es nicht zu einer militärischen Auseinandersetzung kommen wird. Ein Satz macht die Runde: „Der Fingerhut einer Dame wird groß genug sein, alles Blut, das vergossen werden wird, aufzufangen.“

Doch der politisch erfahrene Davis befürchtet einen baldigen Krieg mit dem Norden. Denn dort halten Politiker ebenso wie die große Mehrheit der Bevölkerung die Sezession für eine glatte Rebellion – also für einen Bruch mit dem Geist der Verfassung, die von den Amerikanern mit fast religiöser Inbrunst verehrt wird.

Präsident James Buchanan erklärt vor dem US-Kongress, die Union sei kein „freiwilliger Staatenverbund, der sich nach

Gutdünken von einem der Vertragspartner auflösen“ lasse.

Die Sezession ist in den Augen des Nordens der Versuch einer Minderheit, der großen Mehrheit ihren Willen aufzuzwingen. Mehr noch: Der eigenmächtige Austritt ist ihnen ein Verrat an den demokratischen Idealen der amerikanischen Republik (siehe Interview Seite 154).

Der Supreme Court, der Oberste Gerichtshof der USA, wird in einer Entscheidung 1868 diese Ansicht bestätigen und die Sezession eines Einzelstaats für verfassungswidrig erklären. Und auch die meisten modernen Völkerrechtler gestehen Volksgruppen zwar ein Selbst-



Die 1838 gegründete Einheit dieser Artilleristen aus New Orleans ist eine Ausnahme: Die meisten Regimenter entstehen erst mit Kriegsbeginn

9. Februar auf einen Kandidaten, der bei der Versammlung gar nicht anwesend ist: Jefferson Davis.

Der Politiker aus Mississippi ist der ideale Mann für diesen Posten. Ein überzeugter Sklavenhalter. Ein prominenter Demokrat, doch nicht zu tief verstrickt in jenen bitteren Disput, der die Partei vor der Wahl spaltete.

Das Telegramm mit seiner Ernennung erreicht Davis auf seinem Besitz, als er seiner Frau im Garten beim Rosen schneiden hilft. Er wirkt bedrückt, als er die Nachricht überfliegt: Er hatte darauf gehofft, zum höchsten General der neu aufzustellenden Armee der Konföderierten berufen zu werden. Doch ohne zu zögern nimmt er an.

In einer Rede einige Tage darauf erklärt er, es sei das Recht des Volkes, eine

bestimmungsrecht zu, gleichzeitig aber gilt die Staatlichkeit eines Landes als schützenswert. Nur bei schwersten Verbrechen gegen die Menschenrechte wäre demnach eine Sezession erlaubt.

Am 6. März 1861 bewilligt der Übergangskongress der rebellischen Staaten Jefferson Davis, insgesamt 100 000 freiwillige Rekruten für eine Dienstzeit von zwölf Monaten anzuwerben. Innerhalb weniger Wochen quittieren fast ein Drittel aller US-Offiziere den Dienst – und melden sich anschließend als Freiwillige im Süden. So formt sich unter den Sezessionisten blitzschnell die Elite einer neuen Streitmacht.

DIE DRÄNGENDSTE SORGE von Jefferson Davis sind vier Militärposten der Union auf dem Gebiet der Konföderation – vor allem das strategisch bedeutsame Fort Sumter, gelegen auf einer Insel in der Bucht vor Charleston im Südstaat South Carolina.

Gleich nach seiner Wahl entsendet er eine Delegation nach Washington und fordert von dem noch amtierenden US-Präsidenten Buchanan die Übergabe der Festung. Zugleich beordert er den energischen, ehrgeizigen, aufbrausenden General P. G. T. Beauregard mit 1000 eilig zusammengerufenen Milizionären nach Charleston. Der Offizier soll Fort Sumter einkreisen.

Präsident Buchanan ist ein Staatsoberhaupt auf Abruf und bleibt seltsam passiv. Weder schickt er Truppen in den Süden (ohnehin sind die 16 000 Soldaten der regulären Armee über Tausende Kilometer verstreut und besetzen 79 Forts, vor allem westlich des Mississippi), noch beruft er Freiwillige ein.

Er rüstet nicht auf, bereitet die Union nicht im Geringsten auf einen Konflikt vor. Wahrscheinlich will er in seinen letzten Amtstagen als Präsident den zunehmend unver-

ROBERT E. LEE
ist einer der besten
Offiziere der Kon-
föderation. Ab April
1861 komman-
diert er die Truppen
seines Heimat-
staats Virginia, spä-
ter gewinnt er an
der Spitze einer
Armee zahlreiche
Schlachten





meidlich erscheinenden Krieg nicht beginnen - die Verantwortung für ein mögliches Blutvergießen soll sein Nachfolger übernehmen.

ALS ABRAHAM LINCOLN am 4. März 1861 vor dem Kapitol in Washington vereidigt wird, erklärt er die Union für „unzerbrochen“. Und fügt dann hinzu: Er werde dafür Sorge tragen, dass ihre Gesetze weiterhin „in allen Staaten getreulich beachtet“ werden.

Das ist zwar milde im Ton, aber unmissverständlich: Ohne dass bislang von einer der beiden Seiten formal der Krieg erklärt worden ist, befinden sich Norden und Süden nun in einem Konflikt, der sich nach Logik der Dinge nur noch gewaltsam lösen lässt.

Allerdings ist Lincoln anfangs nahezu ohnmächtig, obwohl die Union etwa zweieinhalbmal so viele waffenfähige Männer zählt wie die Konföderierten. Es ist nicht nur so, dass die meisten seiner Soldaten Tausende Kilometer entfernt stationiert und ein Drittel aller Offiziere desertiert sind: Im Verteidigungsministerium kann er sich kaum noch auf erfahrene Beamte stützen, denn die letzten vier Minister waren allesamt Südstaatler.

Und der Oberbefehlshaber der Unionsarmee ist der 74 Jahre alte Veteran Winfield Scott, der unter Schwindelanfällen leidet und bei Besprechungen gelegentlich einnickt. Andere Offiziere sind kurzerhand von ihren eigenen Einheiten gewählt worden. Und mehrere Generäle werden von Lincoln nur deshalb ernannt, weil sie Politiker sind, deren Klientel er unbedingt als Unterstützung braucht.

Viele der neu ernannten Offiziere wissen kaum etwas über Strategie und Taktik; ihre Lehrbücher orientieren sich noch an Napoleons Kriegen. Kaum einem von ihnen ist bewusst,

Colonel
WILLIAM TECUMSEH SHERMAN
wird in der Schlacht am Bull Run verwundet und später zum General befördert. 1864 führt er einen gnadenlosen Feldzug gegen Zivilisten in Georgia

wie bedeutsam die technischen Entwicklungen der vergangenen 50 Jahre für die militärische Strategie und Taktik sind – etwa, dass moderne Gewehre deutlich treffsicherer sind als ein halbes Jahrhundert zuvor und man mit der Eisenbahn nun Truppen und Vorräte binnen weniger Stunden über Hunderte Kilometer transportieren kann.

Schon am Morgen nach seiner Vereidigung erreicht Präsident Lincoln eine Depesche aus Fort Sumter: Der Proviant reicht nur noch für einige Wochen. Die Nordstaaten müssen die Festung entweder aufgeben – oder fortan gewaltsam versorgen.

Abraham Lincoln ist fest davon überzeugt, dass es in einem Bürgerkrieg moralisch wichtig ist, nicht derjenige zu sein, der den ersten Schuss abgibt. Also entsendet er mehrere Segelschiffe mit Proviant nach Fort Sumter, eskortiert von Kriegsschiffen der Navy. Deren Kapitäne haben den klaren Befehl, erst dann ihre Kanonen abzufeuern, wenn sie selber beschossen werden.

Tatsächlich zwingt dieser Konvoi Jefferson Davis zu einer Entscheidung. Will er ihn stoppen, muss er das Feuer freigeben. Lässt er die Schiffe passieren, bleibt Fort Sumter in der Hand der Union – und die Konföderierten müssen vor ihren eigenen Bürgern und der Welt zugeben, dass sie kein souveräner Staat sind. Für Davis ist dies keine Option.

Da er also ohnehin derjenige sein wird, der den ersten Schuss abgibt, entschließt sich der Südstaatenpräsident dazu, die Festung zu erobern, noch ehe der Konvoi sie erreicht hat. „Wenn wir die Gelegenheit haben, unser Territorium und unsere Gerichtsbarkeit von der Anwesenheit einer ausländischen Garnison zu befreien, überwiegt das andere Erwägungen“, teilt er einem seiner

Kommandeure mit. General Beauregard soll die Kapitulation des Forts verlangen, andernfalls das Feuer eröffnen.

AM 12. APRIL 1861 blitzten um 4.30 Uhr morgens Kanonenschüsse der Konföderierten über die Bucht von Charleston. Es sind die ersten Salven dieses immer noch unerklärten Krieges. 4000 Kugeln und Granaten schlagen nach und nach in die zwölf Meter hohen und bis zu dreieinhalf Meter mächtigen Backstein-



Die Konföderation besitzt nur eine einzige Gießerei für große Kanonen. Doch auch der Norden muss Geschütze im Ausland einkaufen

wälle der Festung ein, zerstören die Gemäuer, entfachen Brände.

Die Zahl der Verteidiger ist derart gering, dass die Soldaten der Festung nur einige ihrer 48 Geschütze bedienen können, um sich zu wehren. Nach 33 Stunden Bombardement kapitulieren sie.

General Beauregard gestattet es ihnen, in Richtung Norden abzuziehen. Trotz des Trommelfeuers ist wie durch ein Wunder noch niemand gestorben.

Doch als die abziehenden US-Soldaten ihrer Fahne einen letzten Salut entbieten wollen, detoniert eine Pulverladung vorzeitig und reißt dem Kanonier einen Arm ab. Wenig später stirbt der Mann – er ist der erste Kriegstote.

Am 14. April holen die Konföderierten die US-Flagge über der Festung ein

und hissen ihr Banner: „Stars and Bars“, sieben Sterne auf blauem Grund, mit rot-weißen Streifen.

„Der ganze aufgestaute Hass der letzten Monate und Jahre bricht sich mit diesem Kanonendonner Bahn, und die Menschen scheinen ganz außer sich vor Jubel über die Freiheit, die sie schon errungen glauben“, notiert ein Augenzeuge in Charleston.

Über Telegraphenleitungen verbreitet sich die Nachricht rasch auch im Norden und löst Empörung aus. An der New Yorker Wall Street kollabiert das Geschäftsleben, Angestellte verlassen ihre Büros und Geschäfte, strömen in Bars, Hotellobys und auf die Plätze, um die neuesten Nachrichten zu hören.

Eine Welle patriotischer Begeisterung erfasst den Norden des Landes. In Städten und Dörfern versammelt sich die Bevölkerung unter der Nationalflagge und schwört den Rebellen Rache. „Alles ist außer Rand und Band“, schreibt ein Gelehrter der Eliteuniversität Harvard. „Ich habe bisher gar nicht gewusst, wie sehr das Volk in Rage geraten kann. Alle Welt, Männer, Frauen und Kinder, scheint sich, geschmückt mit Unionsabzeichen, auf den Straßen versammelt zu haben.“

Vielen erscheinen die Schüsse auf das US-Fort wie eine Epochewende. „Mit Sumter“, schreibt der Dichter Walt Whitman, „lassen wir alle Vergangenheit hinter uns.“

Präsident Lincoln erlässt am 15. April eine Proklamation, mit der er für die Dauer von 90 Tagen insgesamt 75 000 Freiwillige zu den Waffen ruft, um eine „Revolte“ niederzuschlagen, die „zu stark ist, um auf dem üblichen Gerichtswege unterdrückt zu werden“.

Später wird die Union Freiwillige in der Regel für einen Zeitraum von drei Jahren rekrutieren. Doch einige Einzel-

staaten des Nordens werben selber auch Soldaten an, für zwei Jahre Dienstzeit. Die Folge ist ein Durcheinander von Regimentern, was dazu führt, dass manche Einheiten gerade erst aufgestellt werden, während man andere fast schon wieder auflösen muss.

Der Drill ist schlecht. Viele Soldaten – Farmerjungen, Einwanderer, Abenteurer – erhalten kaum Schießtraining. Manöver, in denen etwa komplizierte Bewegungen während eines Gefechts geübt werden, sind fast unbekannt.

Um Gewehre zu kaufen, schicken Gouverneure der einzelnen nördlichen Staaten Agenten nach Großbritannien zu den dortigen Waffenschmieden – wo sie dann auf Agenten anderer Gouverneure treffen und prompt mit ihnen um die knappe Produktion konkurrieren.

Selbst die Uniformen im traditionellen Blau der US Army sind billig, schäbig und rasch verschlissen. Manche Einheiten scheren sich eh nicht darum – ein Regiment mit aus Schottland stammenden New Yorkern trägt Highland-Kilts als Paradeuniform.

Am 19. April verhängt der Präsident eine Schiffsschließung über die konföderierten Häfen, um die Südstaaten an ihrem empfindlichsten Punkt zu treffen – dem Export der Baumwolle. Allerdings kreuzen zwei Drittel der 42 einsatzbereiten US-Kriegsschiffe in weit entfernten Gewässern. Daher lässt Lincoln für die Blockade Handelssegler chartern und bewaffnen.

IN DEN WOCHEN nach dem Verlust von Fort Sumter muss der Präsident nicht nur aus militärischer Schwäche behutsam reagieren, sondern auch aus politischer Rücksicht. Die sieben rebellischen Staaten sind das Herz des tiefen Südens, ein Block von South Carolina bis Texas. Die sklavenfreien, zum Kampf wütend

entschlossenen Unionsstaaten liegen im Norden, von Maine im Osten bis Illinois im Westen.

Dazwischen erstrecken sich jedoch acht Sklavenhalterstaaten, in denen die Menschen persönliche, politische, wirtschaftliche und sentimentale Verbindungen sowohl nach Norden als auch Süden haben. Politiker dieser Region werden von Lincoln und Davis heftig umworben – so verzichtet Lincoln anfangs beispielsweise darauf, eine umfas-

zionen Schwarzen) gegenüber. Doch die Grenze der Konföderation – immerhin ein Territorium so riesig wie Russland westlich von Moskau – ist nun der Potomac, Virginias nördlichster Fluss. Das feindliche Gebiet reicht damit fast bis an den Garten des Weißen Hauses.

Und die Konföderierten kommen viel schneller mit der Mobilmachung voran. Schon bald nach der Sezession hat jeder Südstaat begonnen, Milizen aufzustellen. Als Lincoln nach den Schüssen auf Fort Sumter überhaupt erst die neuen Truppen einberuft, stehen bereits 60 000 Soldaten in Diensten der Rebellen. Und schon bald werden weitere 400 000 Freiwillige für eine Dienstzeit von drei Jahren geworben.

Trotzdem kann Jefferson Davis ebenso wenig wie Lincoln davon ausgehen, einen Krieg schnell zu gewinnen. Im Süden produziert nur eine Gießerei große Kanonen, und es gibt kaum Fabriken, um Schießpulver herzustellen. Die Regierung in Richmond ordnet daher an, Salpeter, den wichtigsten Bestandteil des Explosivstoffs, in Kalksteinhöhlen von den Wänden zu kratzen sowie aus dem Inhalt von Nachttöpfen zu gewinnen.

Über eine Marine verfügen die Konföderierten anfangs gar nicht, auch nicht über Werften, auf denen man Kriegsschiffe bauen lassen kann. Davis bietet daher jedem willigen Reeder Kaperbriefe an, wie Piraten dürfen sie nun Segler des Nordens aufbringen.

Die Uniformen, die eigentlich das Grau der Kadetten der US Army zeigen sollen, sind abenteuerlich zusammenge näht, etliche Soldaten marschieren barfuß. Viele Freiwillige aber beküm mern diese Schwierigkeiten nicht: Ihnen erscheinen die kommenden Kämpfe als ein verlockendes Abenteuer.

Ein Zivilist, der den Marsch der Truppen begleitet, berichtet: „Alle waren so



Der Schock kommt schnell: In der Schlacht am Bull Run sterben mehr als 1000 Soldaten, Tausende werden verwundet (hier ein späterer Verbandsplatz)

sende Abschaffung der Sklaverei zu fordern, um potenzielle Verbündete in diesen Grenzstaaten nicht zu verschrecken.

Schließlich scheitern die Sezessionisten in Delaware, Maryland, Kentucky und Missouri: Diese Staaten bleiben der Union treu. In den anderen vier jedoch – in North Carolina, Arkansas, Tennessee und dem besonders großen und wichtigen Staat Virginia – werden Konvente einberufen oder eine Volksabstimmung abgehalten, und alle beschließen den Anschluss an die Konföderation. Virginias Hauptstadt Richmond wird vom Süden zur neuen Kapitale erklärt.

Damit wird die Lage für Lincoln schlagartig bedrohlicher: Zwar stehen nun 23 nördliche Staaten mit 22 Millionen Einwohnern elf südlichen Staaten mit 5,5 Millionen Weißen (und 3,5 Mil-

ausgelassen und vergnügt, als zögen sie auf ein Volksfest.“

IM FRÜHJAHR 1861 versammeln sich an mehreren Orten der langen Grenze zwischen Nord und Süd nach und nach Zehntausende schlecht ausgerüstete, schlecht gedrillte, aber überaus kampfesdurstige Soldaten. Allein bei Washington lagern Ende Mai 1861 gut 35 000 Mann der Nordstaaten in Zelten. Der General dieser Armee ist Irvin McDowell, ein 42-jähriger Absolvent der Militärakademie West Point, der noch nie mehr als ein Dutzend Soldaten in ein Gefecht geführt hat. Er zögert, mit seinen unerfahrenen, wie er sagt „grünen“ Truppen ins Feld zu ziehen – ebenso wie Oberbefehlshaber Winfield Scott.

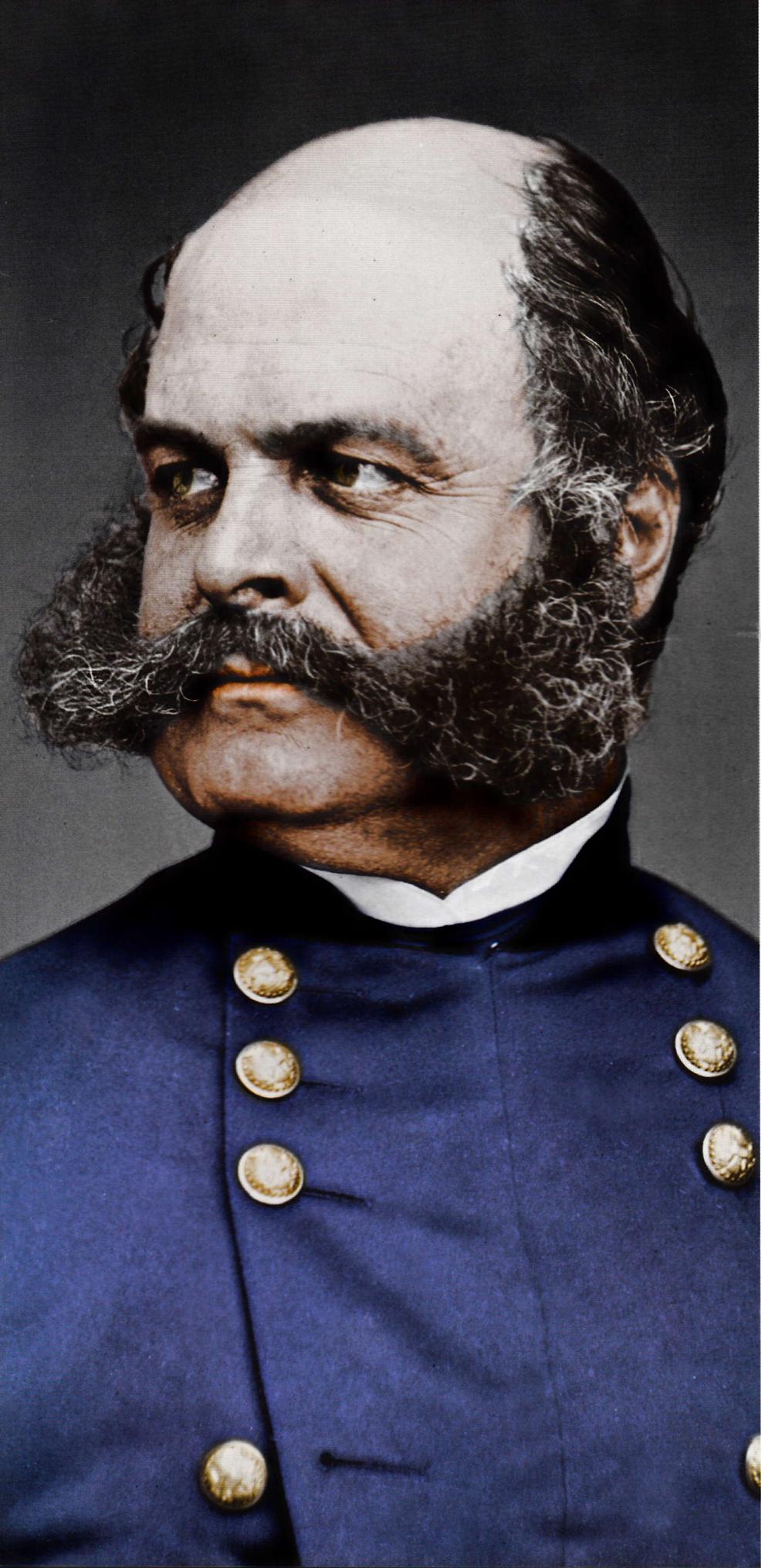
Die beiden Offiziere wollen lieber abwarten: Die bereits verhängte Seeblockade soll die wirtschaftlich unterlegenen Konföderierten ohne großes Risiko in den Zusammenbruch treiben. „Anakonda-Plan“ wird Scotts vorsichtige Strategie genannt, nach jener Würgeschlange, die ihre Beute tötet, indem sie sie umschlingt und langsam erstickt.

Auch Jefferson Davis würde am liebsten passiv bleiben. Er hofft auf einen längeren Abnutzungskrieg ohne große Verluste, darauf, dass sein Gegner sich in den riesigen Weiten des Südens in Feldzügen zermürbt, bis die Yankees schließlich kriegsmüde sind und den Süden aus der Union gehen lassen.

Doch ein Bürgerkrieg, dies lernen Lincoln und Davis sowie ihre jeweiligen Generäle rasch, ist mehr als jeder andere militärische Konflikt auch ein politischer Kampf. Die Strategie von Davis, den Raum selbst als Waffe zu benutzen, würde ja bedeuten, dass man den angreifenden Nordstaatnern zeitweise Territorium überlässt, in dem sich deren Attacken totlaufen sollen. Das aber ist undenkbar

General GEORGE PICKETT schließt sich den Südstaaten an. Berühmt wird er durch einen selbstmörderischen Angriff, in den er seine Männer auf Befehl Lees während der Schlacht von Gettysburg 1863 führt





für die stolzen Konföderierten, die keine Yankee-Armee in ihrer Heimat dulden wollen. Zudem sind viele Südstaatler so sehr von der überlegenen Kampfkraft ihrer Truppen überzeugt, dass ihnen der Gedanke an eine defensive Kriegsführung unerträglich ist. Deshalb drängen sie darauf, mit einer Attacke über den Potomac den Krieg zu beenden.

Im Norden wiederum dürstet die Öffentlichkeit nach Rache. „Forward to Richmond!“ titelt die einflussreiche „New York Tribune“. Dem Druck können Lincoln und seine Generäle nicht lange standhalten. Also Angriff!

Lincoln ermuntert General McDowell schließlich Ende Juni 1861: „Ihr seid grün, das stimmt, aber die anderen sind auch grün; ihr seid alle gleich grün.“

DAVIS UND SEIN STAB wissen jedoch, dass die Unionsarmee auf zwei Wegen nach Richmond marschieren kann: entlang der direkten Route auf Straßen und neben Eisenbahntrassen durch Virginia oder etwas weiter westlich durch das Shenandoah-Tal (siehe Karte Seite 6).

Jefferson Davis, der als ehemaliger Militär persönlich den Oberbefehl führt, beordert 11 000 Mann ins Shenandoah-Tal sowie 20 000 Soldaten an den Eisenbahnknoten von Manassas Junction. Von dort aus führt eine Straße direkt nach Richmond, diesen Ort müssen die Konföderierten also unbedingt halten.

Zudem verläuft von Manassas aus eine Eisenbahnlinie nach Westen ins Shenandoah-Tal. Bei einem Angriff des Nordens könnten die beiden Hälften der konföderierten Armee rasch wieder vereinigt werden. Es ist eine kühne und moderne Idee: Kaum jemals zuvor haben Strategen die Eisenbahn derart in ihre Planungen einzogen.

AMBROSE BURNSIDE, bei Kriegsausbruch Geschäftsmann, steigt rasch zum General auf. Als Kommandeur der Army of the Potomac verantwortet er die Niederlage der Union bei Fredericksburg (1862)

Den Befehl über die 20 000 Mann in Manassas führt General Beauregard, der Eroberer von

Fort Sumter. Der 43-Jährige zählte in West Point zum gleichen Jahrgang wie sein Kontrahent McDowell.

Am späten Nachmittag des 16. Juli 1861 setzen sich McDowells 35 000 Mann von Washington aus auf der direkten Route nach Richmond in Bewegung. Aber was heißt schon in Bewegung?

Unter Gesängen ziehen die Soldaten gen Südwesten, schnell aber verwehen die Lieder. „Die Hitze und der erstickende Staub machten sich bald bei den Männern bemerkbar, die nicht zäh genug waren für solch einen Marsch“, erinnert sich einer der Soldaten später. „Viele ließen sich aus den Reihen zurückfallen, suchten nach Schatten und einer Atempause.“ Bei jedem Halt streifen die undisziplinierten Männer Brombeeren von den Büschen am Wegesrand.

Zwei Tage ist der Lindwurm der Armee auf den 40 Kilometern zwischen Washington und Manassas unterwegs – lange genug, um die Soldaten zu erschöpfen. Und lange genug, dass viele Männer schon all ihre Vorräte verbraucht haben.

Kaum geschickter geht eine weitere Unionsarmee von 18 000 Mann vor, die zum Shenandoah-Tal abrückt. Sie soll dort die 11 000 von Davis abkommandierten Konföderierten aufhalten, damit sie nicht nach Manassas durchbrechen können. Allerdings kommt kein Unionsoffizier auf die Idee, die Eisenbahnlinie zu blockieren, die aus dem Tal hinausführt: Kein Nordstaatler erkennt deren strategische Bedeutung.

General Beauregard hat drei Verbündete: die Hitze, einen Fluss und die Eisenbahn. Seine Truppen lagern bei Manassas, sind ausgeruht und gut versorgt, während sein Opponent sich in der Julialut verausgabt. Zudem lässt ihm der langsame Aufmarsch des Gegners Zeit, sich eine scheinbar perfekte Verteidigungsstellung aufzubauen.

Der Fluss Bull Run läuft in einem Bogen bei Manassas durch die hügelige, von Feldern, Wiesen und kleinen Wäl dern bedeckte Landschaft. Kein großes Gewässer – aber ein Fluss mit steilen Ufern. Die Böschungen sind wie ein Graben, den Angreifer nur mühsam überwinden können (siehe Karte Seite 81).

Zudem führt nicht mehr als eine einzige steinerne Brücke über den Bull Run; andernorts lässt er sich nur auf wenigen Furten queren. Das ist ideal,

Shenandoah verstärkt werden, während die 18 000 anrückenden Soldaten der Union in dem Tal nutzlos zurückbleiben.

Beauregards Gegenspieler kämpft derweil mit zunehmenden Schwierigkeiten: So schickt Irvin McDowell einen Stoßtrupp gegen eine große Furt des Bull Run, die Männer geraten in heftiges Feuer der Verteidiger, 19 Angreifer kommen ums Leben. McDowell weiß jetzt, dass er keinen Frontalangriff auf die Stellung der Konföderierten riskieren kann.

Was nun? Er studiert mit seinem Militäringenieur die Landkarten. Eine Furt ist dort verzeichnet, etwa anderthalb Kilometer nordwestlich der lang gestreckten Stellungen Beauregards vor der Eisenbahnstation Manassas.

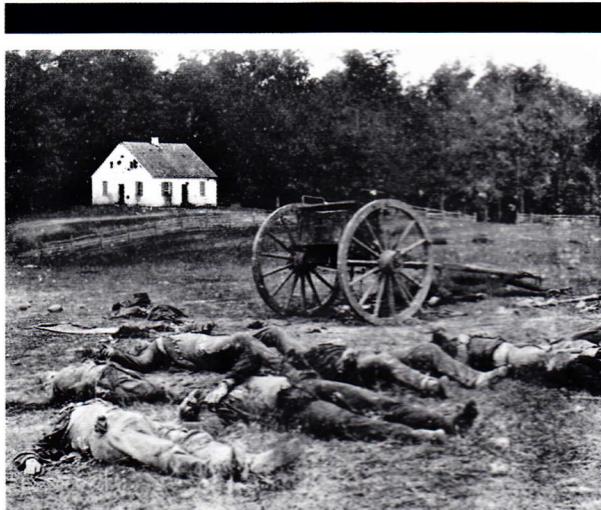
McDowell denkt sich eine Finte aus: Mit einigen Tausend Mann will er am nächsten Morgen das Zentrum der Konföderierten attackieren, um sie in ihren Stellungen festzunageln; zuvor aber sollen sich nachts 13 000 Soldaten heimlich bis zu jener Furt im Norden schleichen, dort den Bull Run überqueren – und die überraschten Gegner am Morgen an der offenen Flanke angreifen.

Entscheidend ist dabei, dass die Männer sich so schnell bewegen, dass die Südstaatler sie überhaupt nicht bemerken und keine Zeit mehr haben, sich neu zu formieren. Ein diffiziles Manöver, schon mit erfahrenen Einheiten nicht leicht auszuführen.

Aber mit Anfängern?

Unterdessen sammeln sich Politiker, Reporter, überhaupt die höhere Gesellschaft Washingtons auf einem Hügel in der Umgebung, um bei der vermeintlichen Entscheidungsschlacht des Bürgerkrieges zuzuschauen, als sei sie ein Unterhaltungsprogramm.

Doch McDowells Vorbereitungen haben bereits 90 Tage gedauert – und nun



Nach der Schlacht am Bull Run ist der Norden ernüchtert, der Süden siegesgewiss. Doch das Sterben wird noch fast vier Jahre weitergehen: Gefallene, 1862

um sich auf den Anhöhen dahinter zu verschanzen und abzuwarten, bis der Gegner an diesem natürlichen Hindernis stoppt – und ein leichtes Ziel für Kanonen und Gewehre abgibt.

In den Wochen zuvor haben die Konföderierten die Übergangsstellen auf der südlichen Seite mit Erdwällen gesichert. Ihre Stellungen erstrecken sich nun über eine Länge von fast 13 Kilometern.

Und schließlich bemüht sich Präsident Davis noch darum, Beauregard Verstärkung aus dem Shenandoah-Tal zukommen zu lassen. Sein Plan: Die Konföderierten sollen sich unbemerkt von der gegnerischen Armee aus dem bewaldeten Tal zurückziehen und per Eisenbahn nach Manassas eilen.

Auf diese Weise sollen Beauregards Streitkräfte um die 11 000 Mann aus

lösen sich zu allem Unglück auch noch zwei Einheiten auf, weil die für eben diese drei Monate verpflichteten Soldaten nach dem Ende ihrer Dienstzeit einfach nach Hause gehen – am Vorabend der Schlacht.

Immer wieder dringt von der Station Manassas Junction der Lärm rangierender Züge bis zum Hauptquartier der Union herüber. McDowell und sein Stab schöpfen jedoch keinen Argwohn. Sie wissen nicht, dass die konföderierten Soldaten im Shenandoah-Tal ihren Bewachern bereits entwischt sind und mit der Eisenbahn nach und nach zum Bull Run gebracht werden.

DER 21. JULI 1861 ist ein Sonntag. Nachts um 2.30 Uhr formieren sich in der Dunkelheit jene Verbände der Union, die auf einem mehr als 16 Kilometer langen Gewaltmarsch die Stellung der Konföderierten von Norden her umgehen sollen. Doch ihr Tempo ist zerstörend langsam. So wird etwa eine steinerne Brücke auf dem Weg vorsorglich verstärkt, um das Gewicht der mitgezerrten 20 Kanonen zu tragen; anderthalb Stunden gehen auf diese Weise verloren.

Etwa 7000 Mann bereiten derweil den Scheinangriff auf das Zentrum der Konföderierten vor. 1500 Meter vor dem Fluss verteilen sie sich im Gelände.

Um 6.00 Uhr feuern sie mit einem Dreißigpfunder – es ist der erste Schuss der Schlacht am Bull Run.*

Um 8.30 Uhr bemerkt ein Signalposten der Konföderierten nördlich ihrer Stellungen einen Lichtblitz in seinem Fernglas: der Reflex der Sonne auf einer Kanone der Union. Dann macht der Posten Gewehrläufe und Bajonette aus. McDowells Flankierarmee ist entdeckt, seine Kriegslist gescheitert.

* Der Süden wird sie „Schlacht von Manassas“ nennen – beide Seiten haben für mehrere Gefechte unterschiedliche Namen. GEOEPOCHE verwendet die Unions-Bezeichnung, außer bei Schlachten, für die sich der konföderierte Begriff auch im Norden durchgesetzt hat

Sofort alarmiert der Posten von einem Signalmast aus mit einer Flagge einen Kommandeur – es ist das erste Mal, dass dieses von beiden Seiten benutzte einfache und mehrmals schlachtenentscheidende System zum Einsatz kommt.

900 Südstaatler eilen daraufhin in Richtung Furt, um den Vormarsch der Union so zu verlangsamen, dass sich der Hauptteil der konföderierten Truppen neu verschanzen kann. Die Vorhut

ist Sonntag, einige Gläubige strömen zur Messe, geradezu unfassbar ahnungslos, denn sie wissen nicht, dass sie zwischen Tausende zum Töten bereite und schwer bewaffnete Männer geraten sind.

Einen Hügel hoch. Vielleicht noch 270 Meter bis zur Anhöhe. Plötzlich bricht die Hölle los: Ungeschützt laufen die Nordstaatler in eine Salve der Verteidiger. „Ich erinnere mich, dass mein erstes Gefühl ein Erstaunen war beim Schwirren der Kugeln“, berichtet später ein Soldat.

Die Männer feuern blind in Richtung Kuppe, lassen sich dann auf den Rücken fallen, um umständlich ihre Gewehre zu laden und in diesen quälend langen Sekunden kein allzu gutes Ziel abzugeben. Weiter! „Jeder schien sich zur selben Zeit in Bewegung zu setzen“, schreibt ein Beobachter, „alle warfen ihre Provianttaschen und Decken fort und rannten.“

Ein Weidezaun. Beim Überklettern zerbricht ein Infanterist sein Bajonett. „Das rief einige Belustigung hervor, denn selbst jetzt begriffen wir nicht, dass wir uns in eine Schlacht warfen“, so einer der Männer.

Die Anhöhe: Blei und Eisen aus 900 Gewehren und zwei Kanonen. „Ein wahrer Hagelsturm aus Kugeln und Granaten ging auf uns nieder, er wütete in unseren Reihen, verbreitete Tod und Konfusion“, schreibt später ein Soldat. In verzweifelter Hast schaffen Unionskämpfer einige Geschütze den Hügel hinauf.

Pulverdampf. Tote und Verwundete werden von den Rädern der Geschütze überrollt. Dann feuern auch die Kanonen der Union, die Batterien beider Seiten trennen nur wenige Hundert Meter.

„Granaten explodierten, und der Donner der Kanonen verursachte solchen Lärm, dass er das Geschrei der Verwundeten übertönte“, so ein Überlebender. Die Geschosse enthaupten Männer, reißen ihnen Hände oder Beine weg.



Zerstörtes Eisenbahnkreuz nahe dem Ort Manassas (1862): Das neue Transportmittel hilft dem Süden, die Schlacht am Bull Run zu gewinnen

postiert sich hinter einem Hügel, um die Angreifer zu erwarten.

Um 9.30 Uhr erreicht die Unionsarmee die Furt am Bull Run. Erschöpft von dem siebenstündigen Marsch, werfen sich viele Männer in den Fluss, um ihren Durst zu stillen, einige kollabieren. Wertvolle Zeit vergeht, bis die Soldaten wieder in Kolonnen stehen.

Staubwolken auf der anderen Seite des Flusses verraten Truppenbewegungen der Konföderierten. Den führenden Offizieren, unter ihnen der 41-jährige Colonel William Tecumseh Sherman, wird klar, dass sie ihr Überraschungsmoment verschenkt haben.

Gegen 10.00 Uhr setzen die Männer über die Furt. Noch immer kein Abwehrfeuer. Eine Straße entlang, an deren Rand eine kleine, helle Holzkirche steht – es

Schließlich ziehen sich die Konföderierten von dem Hügel zurück. Etwa zur selben Zeit gelingt es anderen Regimentern aus dem Norden, den Bull Run an einer zweiten Furt zu durchqueren.

Nun hat Irvin McDowell insgesamt 18 000 Mann im Zentrum des Schlachtfeldes. Eine gewaltige Übermacht.

Unionssoldaten schwingen triumphierend ihre Hüte: „Sie laufen weg. Sieg! Der Tag gehört uns!“

KURZ DARAUF erreicht Jefferson Davis per Zug die Station Manassas, vielleicht acht Kilometer vom Schlachtfeld entfernt. Ihn umbranden die Versprengten, die Verwundeten, die Verstörten jenes ersten Gefechts. Er fürchtet, dass alles verloren ist, als er mit dem Zug zum nahe gelegenen Hauptquartier seiner Armee weiterfährt und dort für sich und seinen Adjutanten Pferde organisiert, um näher zur Front zu kommen.

Und selbst die Reporter, Abgeordneten und Bürger aus Washington, die aus etwa drei Kilometern Entfernung den Kampf verfolgen, jubeln.

Die Schlacht – der Bürgerkrieg! – scheint bereits nach gut zwei Stunden für die Union gewonnen zu sein.

Ein schrecklicher Irrtum.

Denn das Scharmützel am ersten Hügel hat Beauregard Zeit gegeben, seine Soldaten aus den ursprünglichen Stellungen abzuziehen. Außerdem wirft er weitere Verstärkung aus dem Shenandoah-Tal direkt vom Bahnhof Manassas aus an die Front. Er verschanzt sich mit seiner Armee – die durch die Verstärkungen aus Shenandoah viel mächtiger ist, als McDowell ahnt – auf Henry House Hill, einem Hügel, kaum 500 Meter von jenem ersten entfernt, den die Unionssoldaten am Morgen erobert haben.

Mittag. Gluthitze. Zwei quälende Stunden lang zögert McDowell, seine

P. T. G. BEAUREGARD leitet vor Kriegsbeginn die US-Militärakademie in West Point, legt jedoch das Amt nieder, als sein Heimatstaat Louisiana aus der Union austritt. Er kommandiert am Bull Run die Konföderierten



Truppen gegen diese neue Stellung der Konföderierten anstürmen zu lassen.

Warum? Niemand weiß es – vielleicht ist er geistig erschöpft. Vielleicht hält er die Schlacht schon für entschieden und unterschätzt die Stärke seines Gegners sträflich.

Erst um 14.00 Uhr befiehlt der Unionsgeneral den erneuten Angriff. Kanonen donner. Qualm. Tausende seiner Soldaten sind da bereits seit 14 Stunden auf den Beinen, haben 16, 17 Kilometer Marsch in den Knochen.

Konfusion. Immer wieder feuern Männer auf ihre eigenen Kameraden, weil die improvisierten Uniformen verwechselt werden. Zudem sieht die Flagge der Südstaaten im Rauch jener der Nordstaaten sehr ähnlich. (Beauregard persönlich wird, um solche fatalen Verwechslungen zukünftig zu vermeiden, nach der Schlacht am Bull Run dafür sorgen, dass eine Kriegsflagge der Konföderation entworfen wird. Sie ist ab Dezember im Einsatz und zeigt auf rotem Grund ein blaues Andreaskreuz mit den Sternen der konföderierten Staaten.)

Angriff der Union den Hang hinauf. Doch inzwischen hat Beauregard 13 Geschütze auf Henry House Hill in Stellung gebracht, die auf die ungeschützten Blauröcke feuern. Zudem stehen dort frische Einheiten, darunter eine Brigade aus Virginia, die zuvor im Shenandoah-Tal postiert war. Ihr Kommandeur ist Thomas J. Jackson, ein Professor an der Militärakademie Virginias: exzentrisch, gnadenlos hartherzig – ein frömmelnder Presbyterianer, für den die Yankees Kreaturen des Teufels sind.

Jacksons Truppe weicht nicht einen Zoll aus ihren Stellungen. Ein anderer Südstaatenoffizier, der diese Unerschütterlichkeit sieht, feuert seine eigenen Leute an: „Da steht Jackson wie eine Steinmauer!“ (Nach anderen Augenzeugen ist dieser Ausruf nicht als Lob gemeint, sondern als verzweifelter Aufschrei über die Unbeweglichkeit der Einheit aus Virginia.)

Einerlei: General „Stonewall“ Jackson wird am Nachmittag des 21. Juli 1861

zum Mythos – und zum Symbol dafür, dass der Süden nicht weicht.

Im rauchenden Durcheinander nähert sich nun ein Regiment der Konföderierten einer Batterie am rechten Rand der Unionsstellungen. Die Kanoniere wollen schon auf sie feuern, wenden im letzten Moment die Geschütze ab, weil sie plötzlich glauben, eigene Leute seien da im Anmarsch – und dann schießen die Südstaatler auf sie und erbeuten die ersten zwei Kanonen. Um

Laut hinausbrüllt, der sich nun von Mann zu Mann und Regiment zu Regiment fortpflanzt. Auf einmal schrillt ein nie zuvor gehörter Kampfruf in der Luft. „Rebel Yell“ wird er bald genannt.

„Diesen besonderen Schauder, den dir dieser Schrei den Rücken hinunterjagt, kann man nicht beschreiben“, wird sich ein Unionssoldat noch Jahre später erinnern. „Das muss man fühlen.“

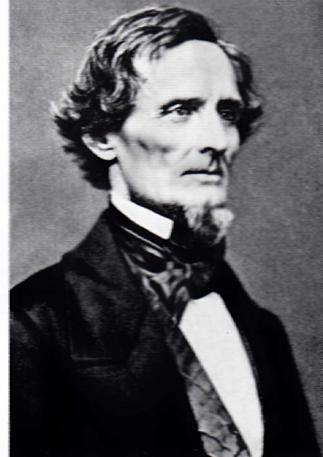
Schnell kollabieren McDowells Einheiten. Erschöpft, desorientiert, in Terror vor dem unmenschlichen Gebrüll, fliehen die Blauröcke. Sie fliehen von Henry House Hill, sie fliehen über den Bull Run, sie fliehen und fliehen und wollen nur so schnell wie möglich die Befestigungsanlagen von Washington erreichen.

Fassungslosigkeit bei den Schaulustigen. Eben noch haben sie den Sieg über die Rebellen bejubelt und sich vielleicht schon überlegt, wie sie dies am Abend feiern wollen. Nun umströmen sie Tausende schmutzige, waffenlose Soldaten.

„Wir schimpften sie Feiglinge, verhöhnten sie in den schlimmsten Tönen“, erinnert sich später ein Kongressabgeordneter. „Wir zogen unsere schweren Revolver und drohten, sie alle zu erschießen. Alles vergebens. Eine grausame, verrückte, idiotische, hoffnungslose Panik beherrschte sie.“

Nur wenige Einheiten halten noch ihre Ordnung, werfen sich zwischen ihre Kameraden und die Konföderierten, die ihrerseits so erschöpft sind, dass sie den Fliehenden nur wenige Hundert Meter nachsetzen. Shermans Brigade gehört zu jenen Truppen, die besonders lange kämpfen – keine Einheit erleidet an diesem Tag so hohe Verluste wie sie. Und keiner der beteiligten Unionsoffiziere wird nach der Schmach am Bull Run eine solche Karriere machen wie William Tecumseh Sherman (siehe Seite 118).

JEFFERSON DAVIS REITET da schon triumphierend über das Schlachtfeld. „Man konnte gut die Spuren einer Flucht erkennen“, schreibt er später in seinen Memoiren. „Hier lag ein Gewehr,



Jefferson Davis, seit Februar 1861 Präsident der Konföderation, trifft am Ende der Kämpfe am Bull Run auf dem Schlachtfeld ein

15.30 Uhr haben Beauregards Männer bereits acht Geschütze der Union erkämpft und kontrollieren wieder den Hügel. Es ist die Wende der Schlacht.

„Die Schreie der Kämpfer, das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden und die Explosionsgeräusche der Granaten schufen ein wahrhaftes Pandämonium“, berichtet ein Südstaatler. „Die Luft war schwarz vom Rauch.“

Das ist Beauregards Augenblick: Gegen 16.00 Uhr befiehlt er vom Henry House Hill aus einen Gegenangriff. Alle Mann den Hügel hinunter!

Für diese Attacke kann er 18 000 Mann zusammenrufen – und die beginnen plötzlich zu schreien. Niemand weiß, wer als Erster diesen animalischen

da eine Munitionskiste, dort eine Decke oder ein Mantel, ein Proviantbeutel etc., so als hätte der Fliehende alles Hinderliche abgestreift, um schneller zu sein. Als wir uns dem linken Flügel näherten, waren die Anzeichen für eine Niederlage des Feindes unzweideutig und rechtfertigten den Schluss, dass aus der Parole „Auf nach Richmond“ ein „Ab nach Washington“ geworden war.“

Mehr als 1000 Soldaten sind insgesamt gefallen, davon 625 auf der Seite der Union, Tausende wurden verwundet; dazu sind 1200 Nordstaatler gefangen genommen worden.

Der Sieg des Südens hat in sich widersprüchliche Folgen, auf beiden Seiten: Die Konföderierten sehen sich im Glauben an ihre Überlegenheit bestätigt, der Triumph stärkt ihre Kampfmoral – führt aber auch dazu, dass sie sich in den folgenden Jahren immer wieder überschätzen werden.

Im Norden wiederum macht die Niederlage führende Offiziere übervorsichtig. Acht Monate lang wird sich keine Unionsarmee mehr nach Virginia wagen, und auch danach werden Generäle dort lange nur zögerlich agieren.

Gleichzeitig aber stachelt die Schmach, vielleicht mehr noch als die eigentliche Rebellion, ihren Kampfgeist an. Und führt zu der Erkenntnis, dass die Union ihre Armeen vergrößern und besser trainieren muss: Nur einen Tag nach der Schlacht beruft Präsident Lincoln weitere 500 000 Soldaten ein. Und drei Tage darauf noch einmal eine halbe Million.

Er überträgt dem jungen General George McClellan die Aufgabe, eine neue Armee zu organisieren und aus-

zubilden: die Army of the Potomac, die Virginia einnehmen soll.

Erst die Schlacht am Bull Run zeigt Unionssoldaten wie Konföderierten, zeigt beiden Präsidenten und ihren Offizieren, Abolitionisten und Sklavenhaltern, Gelehrten wie Farmersjungen, dass dieser Krieg lange andauern wird und dass er blutig sein wird und bitter. „Der Schrecken dieser Schlacht lässt sich nicht mitteilen“, schreibt ein Überlebender aus South Carolina.

Fast exakt ein Jahr nach dem ersten Treffen ringen Union und Konföderierte in der zweiten Schlacht am Bull Run wieder um den strategisch wichtigen Eisenbahnknotenpunkt. Und erneut siegen die Südstaatler, nun unter dem Kommando des höchst begabten Generals Robert E. Lee. Insgesamt 22180 Tote, Verletzte und Gefangene sind der Preis, fast fünfmal so viele wie im ersten

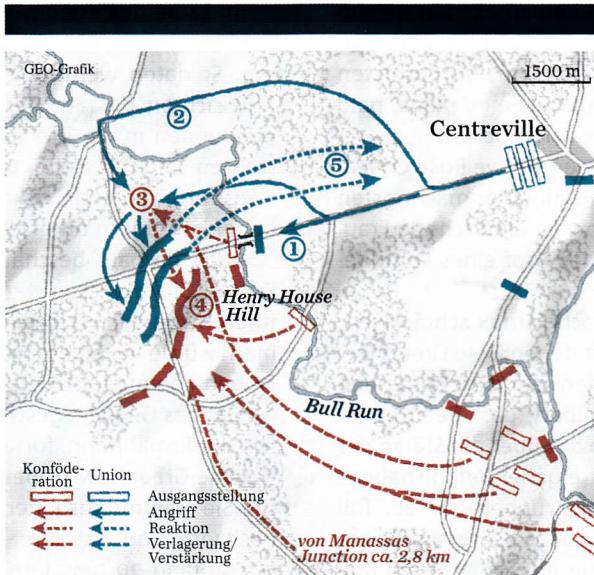
Waffengang am gleichen Ort.

Lee geht anschließend in die Offensive, dringt nach Maryland vor und damit erstmals ins Gebiet des Nordens. Nur zwei Wochen nach der zweiten Schlacht am Bull Run wird er bei dem Fluss Antietam von der Army of the Potomac unter George McClellan aufgehalten, die ihm doppelt überlegen ist. Am Ende dieses blutigsten Tages in der amerikanischen Militärgeschichte sind 3600 Soldaten tot – und Lee muss sich geschlagen mit seiner Armee ins Shenandoah-Tal zurückziehen.

Im Dezember 1862 aber stellt er sich in Fredericksburg erneut der Army of the Potomac – diesmal unter McClellans Nachfolger Ambrose Burnside. Der lässt seine Männer immer wieder gegen Lees verschanzte Südstaatler anrennen. Und erleidet trotz seiner Übermacht eine vernichtende Niederlage.

Am Ende des Jahres 1862 ist die Illusion eines kurzen Krieges endgültig verflogen, die Öffentlichkeit im Norden von den hohen Verlusten tief erschüttert.

Doch wohl nur die wenigsten ahnen, dass das Sterben noch zweieinhalb Jahre weitergehen wird – und dass die größte Schlacht noch vor ihnen liegt. □



Ein Scheinangriff der Union auf die Brücke am Bull Run (1) lenkt von der eigentlichen Attacke (2) ab. Dennoch gelingt es den Konföderierten, den Vorstoß aufzuhalten (3). Nach zähen Kämpfen auf Henry House Hill (4) schlagen sie die Unionstruppen in die Flucht (5) – auch weil gegen Mittag weitere Verstärkung per Zug in Manassas Junction eintrifft

TATSÄCHLICH ABER treffen beide Seiten bald in Gefechten aufeinander, gegen die selbst der Schrecken am Bull Run verblasst.

Bei Shiloh in Tennessee etwa führt Beauregard am 6. April 1862 seine Armee gegen die Truppen des rasch in der Union aufsteigenden Generals Ulysses S. Grant. Nach zweitägigen Kämpfen endet das Duell mit einem Sieg des Nordens, beide Armeen verlieren insgesamt 23 746 Mann. Allein in dieser Schlacht fallen mehr Amerikaner als in allen Kriegen bis dahin zusammen.

Literaturempfehlung: James M. McPherson, „Für die Freiheit sterben“, Anaconda: Dieses Standardwerk zum Amerikanischen Bürgerkrieg erhellt auch die Vorgeschichte zur Schlacht am Bull Run.

Ralf Berhorst, 46, Autor in Berlin, schrieb für GEOPOCHE zuletzt über die Eroberung der letzten Kreuzfahrerhochburg Akkon durch Muslime im 13. Jahrhundert.

Die ROSE von

Hunderte Frauen spionieren für die Armeen beider Seiten. Sie schmuggeln Botschaften, flirten mit Soldaten, um an

Elf Tage vor der ersten großen Schlacht dieses Krieges steht ein 16-jähriges Mädchen im Hauptquartier von Brigadegeneral Milledge L. Bonham in Fairfax, Virginia, einem Vorposten der Südstaatenarmee. Betty Duvall zieht einen Kamm aus ihrem Haar und lässt „die längsten und schönsten Locken herniederfallen, die ich je gesehen habe“, erinnert sich der Offizier später.

Dann überreicht Betty einen Seidenbeutel, den sie im Haar versteckt über die feindlichen Linien geschmuggelt hat. Die kodierte Botschaft darin ist für Bonhams Vorgesetzten bestimmt, General P. G. T. Beauregard: Der Feind plane, bald über den Potomac in Richtung Süden vorzurücken.

Der Brief stammt von der 46-jährigen Witwe Rose O'Neal Greenhow. In ihrem Haus verkehren einige der mächtigsten Männer Washingtons. Rose Greenhow ist eine schöne Frau, eine charmante Gastgeberin – und der Kopf eines konföderierten Spionagerings.

Die Nachricht, die Betty Duvall nach Fairfax schmuggelt, ist die erste von drei Botschaften, mit denen Rose Greenhow den General über die Pläne des Nordens auf dem Laufenden hält. Ihre Angaben sind derart detailliert, dass Beauregard später erklären wird: „Ich war fast so gut über die Stärke der feindlichen Armee informiert wie ihr eigener Befehlshaber.“

Tatsächlich setzen sich die Unionstruppen am 16. Juli 1861 in Bewegung – und werden fünf Tage später von Beauregards gut vorbereiteten Männern in der Schlacht am Bull Run geschlagen. Es ist Rose Greenhows größter Erfolg.

DER BÜRGERKRIEG ist auch ein Kampf der Geheimdienste, wie es ihn in der Geschichte der USA noch nicht gegeben hat. Zwar hat George Washington bereits im Unabhängigkeitskrieg 90 Jahre zuvor Agenten eingesetzt. Danach aber verlor die Spionage ihre Bedeutung – unter anderem, weil man sie für ein Land ohne äußere Feinde als unnötig erachtete.

Nach der Wahl Abrahams Lincolns zum Präsidenten aber ändert sich das. Die Konföderierten bauen wohl ab 1862 in Richmond das „Secret Service Bureau“ auf. Es betreibt unter anderem mehrere Spionageringe in Washington und schleust über wechselnde Routen Botschaften und Agenten über die Front.

Im Norden bezeichnet sich der Privatdetektiv Allan Pinkerton aus Chicago als „Geheimdienstchef der Vereinigten Staaten“. Tatsächlich arbeitet er überwiegend für einen einzigen General und beschäftigt einige Agenten, die vor allem in

Washington operieren. Denn anders als der Gegenseite fehlt der Union eine zentrale Aufklärungsorganisation: Will ein Befehlshaber die Pläne des Feindes auskundschaften, muss er seine Agenten eigenständig anheuern. Pinkerton, der Abraham Lincoln auf dessen Reise zur Amtseinführung in Washington vor einem möglichen Anschlag beschützt hat, wird der bekannteste dieser Spione.

Im Laufe des Krieges werden Beobachter Heißluftballons nutzen, um gegnerische Truppen aus der Luft auszuspionieren. Soldaten werden Telegraphenstationen besetzen, um Nachrichten des Feindes abzufangen und ihn mit Falschmeldungen in die Irre zu führen. Und Bauern und Händler werden verschlüsselte Botschaften zwischen den Fronten transportieren – ein riskantes Unterfangen: Spione werden in beiden Lagern oft erschossen oder erhängt.

Auch deshalb beschäftigen die Kontrahenten Hunderte Frauen. Sie erwecken weniger Verdacht als Männer und profitieren von den viktorianischen Sitten der Zeit: Kein Gentleman würde je einen weiblichen Gegner exekutieren. Die Frauen kommen ins Gefängnis oder werden einfach nur ins Gebiet des Gegners geschickt oder gar wieder freigelassen – mit der Ermahnung, fortan die Spionage aufzugeben.

Rose Greenhow ist besser platziert als jede andere Agentin. Sie stammt aus einer verarmten Familie von Plantagenbesitzern und hat ihre Jugend in Washington verbracht. Mit Anfang 20 heiratete sie einen Mitarbeiter des Außenministeriums und wurde schon vor dem Krieg zur beliebten Gastgeberin: Kongressabgeordnete und Offiziere besuchen ihr Haus im Regierungsviertel, Präsidenten gehören zu ihrem Bekanntenkreis. Die Mutter von vier Töchtern pflegt ihre Freundschaften (und nach dem Tod ihres Mannes wohl auch ihre Liebhaber) und ist eine der einflussreichsten Frauen Washingtons.

Nach der Sezession zeigt sie offen ihre Sympathie für die Südstaaten, bleibt jedoch in der Stadt. Im Frühjahr 1861 bekommt sie Besuch von Thomas Jordan, einem Captain der US-Armee, der zu den Konföderierten überlaufen will – und von Rose Greenhows guten Beziehungen zu politischen Kreisen gehört hat.

Jordan will in Washington einen Spionagering aufbauen und bittet die Frau, ihm dabei zu helfen. Als sie einwilligt, bringt er ihr einen einfachen Code zur Verschlüsselung von Botschaften bei. In den folgenden Monaten horcht Rose Greenhow für ihn viele ihrer Politikerfreunde so geschickt aus, dass kaum einer



Rose Greenhow horcht Freunde und Liebhaber aus – und landet mit ihrer Tochter im Gefängnis

Washington

Informationen zu kommen. Eine der besten Agentinnen arbeitet für den Süden: Rose Greenhow VON KRISTINA MAROLDT

Verdacht schöpft. Und sie rekrutiert andere Bekannte – wie die 16-jährige Betty Duvall, eine wohlgezogene Tochter der Washingtoner Gesellschaft, die vermutlich über Jahre für den Süden spioniert.

ERST NACH Beauregards Sieg bei Bull Run gerät Rose mit ihrer Parteinahme für die Sezession in Verdacht. Ihre unionstreuen Nachbarn melden die vielen Besucher in ihrem Haus schließlich den Behörden. Ende Juli 1861 beauftragt das Kriegsministerium Allan Pinkerton, die Dame zu beschatten.

Die bemerkt zwar die Posten vor ihrem Haus, schickt aber dennoch weiterhin Berichte an Jordan – bis Pinkerton sie und ihre jüngste Tochter am 23. August 1861 wegen Spionagetätigkeit und der Weitergabe von militärischen Informationen an aufständische Generäle unter Hausarrest stellt. Etlichebrisante Dokumente kann Rose noch vernichten, acht Berichte aber fallen Pinkerton in die Hände.

Deren Wahrheitsgehalt ist heute schwer nachprüfbar, dennoch belegen sie, wie eifrig die Spionin Informationen sammelt: So macht sie detaillierte Angaben über bestimmte Truppenstärken und zitiert den Vorsitzenden des Militärikomitees mit genauen Zahlen zur Bewaffnung der Soldaten.

Anfang 1862 verlegt die Regierung Mutter und Tochter in das Old Capitol Prison, eine frühere Pension, die nun als Gefängnis für politische Häftlinge dient. Die Betten in den Zellen sind hart, die Wände voller Ungeziefer.

Am unerträglichsten findet Rose Greenhow die Gegenwart ehemaliger Sklaven im Gefängnishof, die „Augen und Nase beleidigen“, wie sie in ihren Memoiren klagt. Sie schreibt Beschwerdebriefe an Familienangehörige und einflussreiche Freunde – und horcht Besucher über die Truppenbewegungen der Union aus.

Die Regierung verzichtet auf einen Prozess wegen Hochverrats; möglicherweise haben ihre mächtigen Freunde interveniert. Stattdessen beschließt eine Kommission, die Gefangene in den Süden zu entlassen, vorausgesetzt, die „Rose von Washington“ schwört, während des Krieges das Gebiet der Union nicht mehr zu betreten. Greenhow weigert sich zunächst, den Eid zu leisten, stimmt schließlich aber zu.



Männlichen Agenten droht der Tod. Frauen wie Belle Boyd aber, die im Krieg dem Süden dient, schützt die Galanterie vor allzu harten Strafen

Am 31. Mai 1862 verlässt sie mit ihrer Tochter Washington – und wird wenige Tage später in Richmond als Heldin empfangen. „Ohne euch hätte es die Schlacht von Bull Run nicht gegeben“, verkündet Präsident Jefferson Davis.

Tatsächlich aber war Rose Greenhow nur eine von vielen Quellen, auf die sich General Beauregard stützte – unter anderem las er einfach Zeitungen aus den Nordstaaten. Dennoch hat ihre in Betty Duvalls Haaren herausgeschmuggelte Warnung wohl entscheidend zum Sieg am Bull Run beigetragen.

Je länger die Kämpfe andauern, desto geschickter wird denn auch die Informationsbeschaffung auf beiden Seiten – und desto klarer erkennen die Nordstaaten die Vorteile eines professionellen Geheimdienstes. Im Januar 1863 gibt der Nordstaaten-General Joseph Hooker den Befehl, in seiner Truppe eine entsprechende Einheit zu gründen. Sein „Bureau of

Military Information“ ist der Vorläufer des ersten dauerhaften US-Militärgeheimdienstes.

EIN JAHR NACH ROSE GREENHOWS Ankunft in Richmond schickt die Südstaatenregierung sie nach Europa: Sie soll bei Briten und Franzosen für die Anerkennung der Konföderation werben. In Paris gewährt ihr Napoleon III. eine Audienz, in London veröffentlicht sie ihre Memoiren. Doch die ehemalige Spionin hat keinen diplomatischen Erfolg. Mit einer Tasche voller Goldmünzen, die sie mit ihren Erinnerungen verdient hat, verlässt sie Europa im August 1864.

Beim Versuch, einem Kanonenboot der Union auszuweichen, strandet ihr Schiff jedoch vor der amerikanischen Küste. Die ehemalige Spionin flieht auf einem Beiboot, die Tasche mit den Münzen um den Hals. Doch sie kentert – und das Gold zieht sie in die Tiefe.

Am 1. Oktober 1864 wird die an Land gespülte Leiche von Rose O’Neal Greenhow in North Carolina beerdigt. Auf ihrem Sarg liegt die Flagge der Konföderierten Staaten von Amerika. □

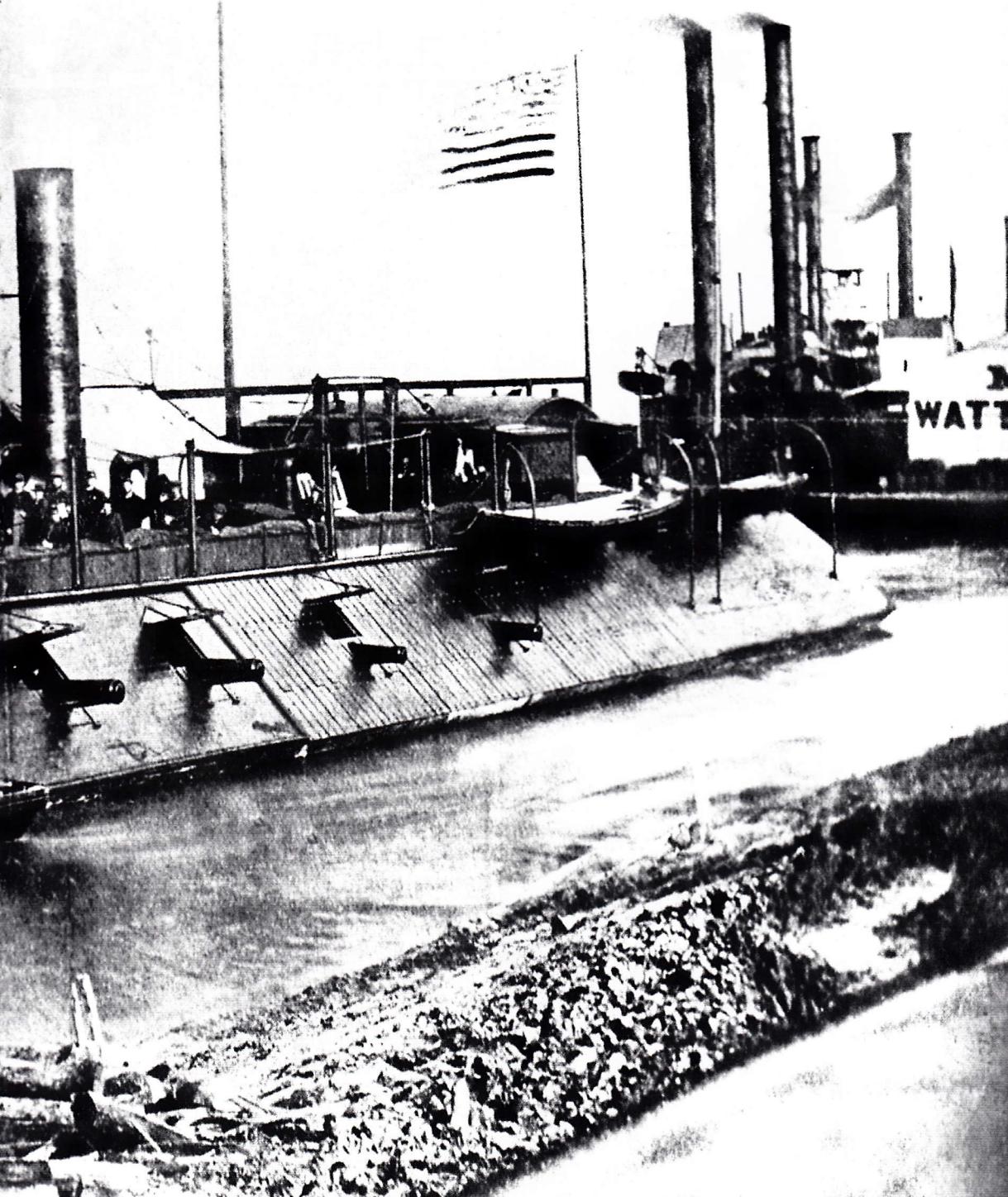
DUEL der PANZER

Schon Mitte des 19. Jahrhunderts konstruieren Ingenieure erstmals schwer gepanzerte Schiffe mit neuen Geschützen und Dampfmaschinenantrieb. Doch erst der Amerikanische Bürgerkrieg wird die Gelegenheit liefern, die *ironclads* zu perfektionieren und im Kampf gegeneinander zu erproben

VON SEBASTIAN KRETZ



SCHIFFE



Die neuen Ironclads – hier die im Januar 1862 für die Nordstaaten in Dienst gestellte »USS Cairo« – sind den Dampfseglern mit Eisenrumpf weit überlegen. Ihr geringer Tiefgang ermöglicht ihnen die Einfahrt in Flüsse, die Panzerung aus mehrere Zentimeter dicken Eisenplatten lässt feindlichen Beschuss meist folgenlos bleiben

Der 8. März 1862 scheint ein ruhiger Tag an der Mündung des James River zu werden. Unter strahlender Sonne ankern hier, nahe der Küste Virginias, einige der eindrucksvollsten Kriegsschiffe der Nordstaaten: der Dreimaster „USS Cumberland“, die schlanke „Congress“, die „St. Lawrence“ sowie die Dampfsegler „Minnesota“ und „Roanoke“.

Ihre Aufgabe ist es, das Gebiet zu überwachen und konföderierte Schiffe abzufangen. Doch mit einem Angriff der Südstaaten, die einen Großteil des umliegenden Territoriums halten, rechnen die Offiziere an Bord nicht. Warum sollten sie sich auch Sorgen machen? Die Rebellen besitzen keine ebenbürtige Flotte.

Um die Mittagszeit aber schiebt sich ein Schiff in ihre Richtung, wie es die Matrosen der Nordstaaten noch nicht gesehen haben.

Einem Schildkrötenpanzer gleich ragt sein Aufbau aus dem Wasser. Es ist ein gedrungenes, schmutziggraues Mons-trum, rundherum mit schweren Eisenplatten verkleidet, übersät mit Nieten, schwarzen Rauch in den Himmel blasend. Aus den Seiten ragen die Rohre gewaltiger 23-Zentimeter-Kanonen. Der Bug des Schiffs, unter der Wasseroberfläche nicht zu erkennen, ist mit einem gusseisernen, 680 Kilogramm schweren Rammbock verstärkt.

Es ist das Panzerschiff „CSS Virginia“: 83 Meter lang, zehn Kanonen, 260 Mann Besatzung.

Als die Matrosen des Nordens das Ungetüm sehen, verlachen sie es als „sehr großen, Rauch rülpsenden Stall“. Doch ihr Spott verstummt, als die „Virginia“ auf die „Cumberland“ zudampft und das Gefecht eröffnet. Salve um Salve feuert das Panzerschiff – an dessen Eisenplatten die Geschosse der Unionsschiffe wirkungslos abprallen – in den Rumpf der Fregatte.

Unbeirrt hält die „Virginia“ auf die „Cumberland“ zu. Als die Schiffe schließlich aufeinanderprallen, donnert ein Krachen über den Fluss, und der



Rammbock der „Virginia“ zertrümmert die hölzerne Flanke des Dreimasters.

Als dessen Rumpf zerburst, bemerken die Matrosen der „Virginia“, dass sich der eiserne Sporn ihres Panzerschiffs in der „Cumberland“ verfangen hat. Die sinkende Fregatte droht sie mit in die Tiefe zu ziehen. Jetzt erweist es sich als Glücksfall, dass der Rammbock beim Bau der „Virginia“ wegen eines Streits unter den Konstrukteuren nicht richtig befestigt wurde – er bricht ab, und die „Virginia“ kann ihren Angriff fortsetzen.

Ihr Kommandant wendet sich der „Congress“ zu. Unter den Einschlägen der glühend heißen Kanonenkugeln geht die Fregatte in Flammen auf.

Bald darauf ist ein weiteres Unionsschiff auf Grund gelaufen, sind eine Fre-



gatte und zwei Schlepper beschädigt, drei Frachter zerstört und mehr als 250 Marinesoldaten gefallen. Nur die „Roanoke“ ist noch voll einsatzfähig.

Bis zum japanischen Angriff auf Pearl Harbor fast 80 Jahre später wird der 8. März 1862 der verheerendste Tag in der Geschichte der US Navy bleiben. Der Tag, an dem ein schmutziges, stinkendes, stampfendes Ungetüm die Ära der stolzen Rahsegler, die aus Kanonenluken Breitseiten aufeinander abfeuern, für immer beendet hat.

Doch auch die Union hat in den Monaten zuvor ein Panzerschiff gebaut: die „USS Monitor“, ein fast vollständig unter der Wasseroberfläche gleitendes Gefährt mit einem kreisrunden, drehbaren Geschützturm und Kanonen, die

Kugeln von Wassermelonengröße verschießen.

An dem Tag, an dem die „Virginia“ die Fregatten zerstört, ist die „Monitor“ bereits auf dem Weg zum James River.

BEIM KRIEGSAUSBRUCH ein knappes Jahr zuvor ist noch keine der beiden Seiten auf einen Seekrieg vorbereitet. Von 90 Kriegsschiffen der US-Marine sind 48 nicht einsatzbereit, 28 befinden sich in Übersee – vor allem, um Handelsschiffe vor Piraten zu schützen: im Mittelmeer, vor Afrika oder China.

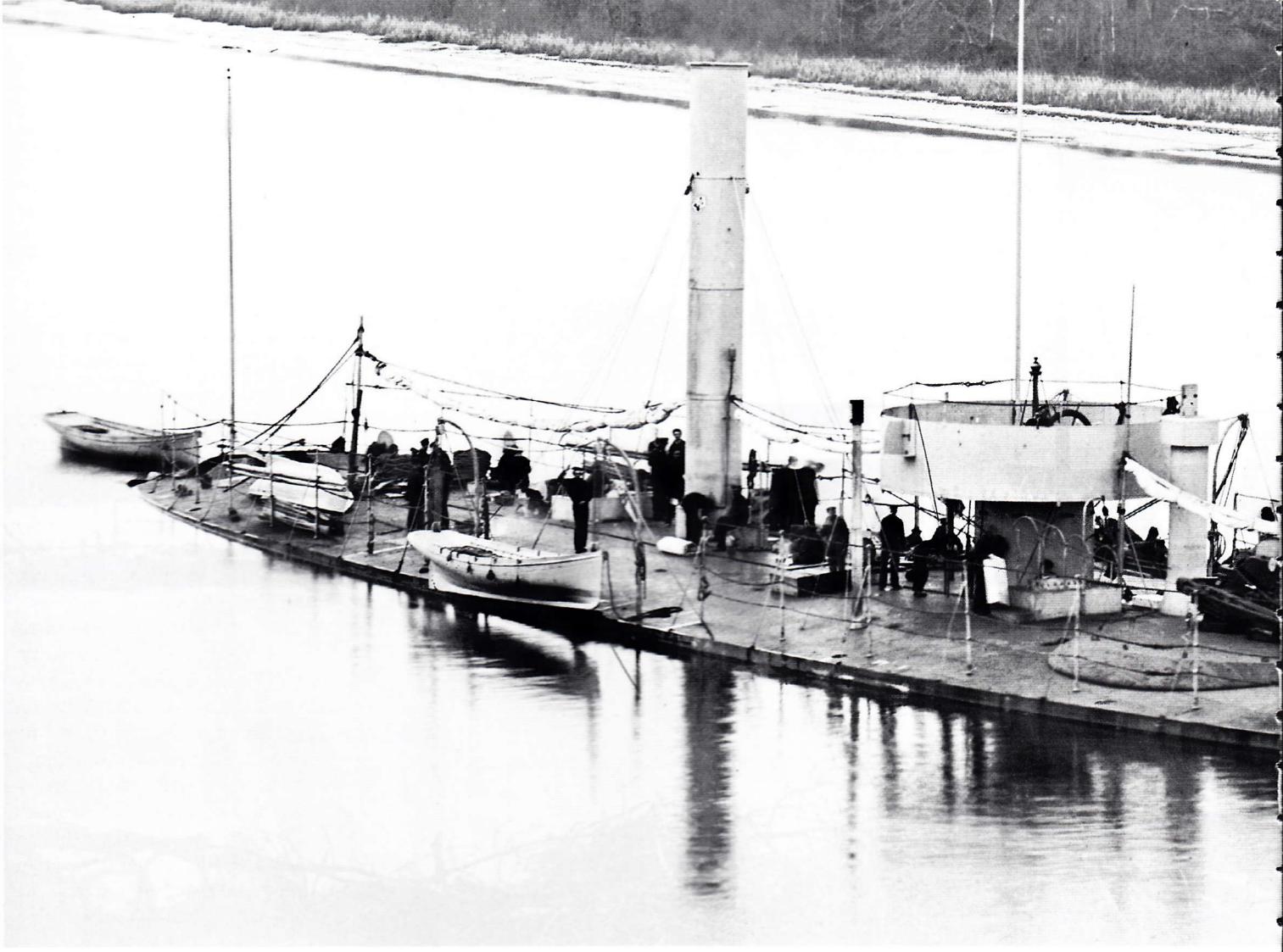
Die meisten Offiziere des Nordens aber rechnen ohnehin mit einem schnellen Sieg. Eine langfristige Strategie halten sie nicht für nötig. Kaum einer von ihnen nimmt die Mahnung des Gene-

Ruhig schwimmt die »USS Mahopac« im Appomattox River. Wie ihr Vorgänger, die »Monitor«, besitzen auch die Schiffe der in den Nordstaaten gebauten »Canonicus«-Klasse drehbare Geschütztürme. Sie können in alle Richtungen feuern

rals Winfield Scott ernst, der voraussagt, dass den Nordstaaten ein langer und verlustreicher Krieg bevorstehe.

Scott, Oberbefehlshaber der Armee, entwirft einen zweiteiligen Plan, um den Süden langfristig zu schwächen. Er will zunächst die wichtigste Einnahmequelle des Gegners

trockenlegen, die Baumwollausfuhr, und den Import von Waffen und Maschinen aus Europa verhindern. Der General schlägt vor, sämtliche Häfen der Konföderation zu blockieren, von den nördlichsten Küstenstreifen am Atlantik bis zum Südzipfel von Texas (siehe Seite 8).



Die in den Nordstaaten konstruierte »USS Casco« ist ein Torpedoschiff. Ein am Bug montierter Sprengsatz kann in ein feindliches Boot gerammt und per Leinenzug ferngezündet werden

Zudem geht Scott anders als die meisten Militärs davon aus, dass die strategisch wichtigen Gebiete nicht in der Region zwischen den Hauptstädten Washington und Richmond liegen, sondern entlang des Mississippi, der das Gebiet beider Kriegsgegner von Nord nach Süd durchströmt. Er will den Fluss daher bis zur Mündung für die Union einnehmen, so den wichtigsten Transportweg der Konföderierten blockieren und ihren bevölkerungsreichen Osten vom Westen trennen, wo Weideflächen und Plantagen liegen.

Viele Offiziere halten Scotts Vorschläge für zu defensiv: Sie wollen kämpfen.

Zeiten vergleichen seine Strategie des langsam wirtschaftlichen Erstickens mit einer Würgeschlange, verspotten sie als „Anakonda-Plan“. Die beiden entscheidenden Männer aber, Abraham Lincoln und Marineminister Gideon Welles, unterstützen das Vorhaben. Am 19. April 1861, eine Woche nach den ersten Schüssen des Bürgerkriegs, verkündet der Präsident: Die US Navy riegelt alle Seehäfen der Südstaaten ab.

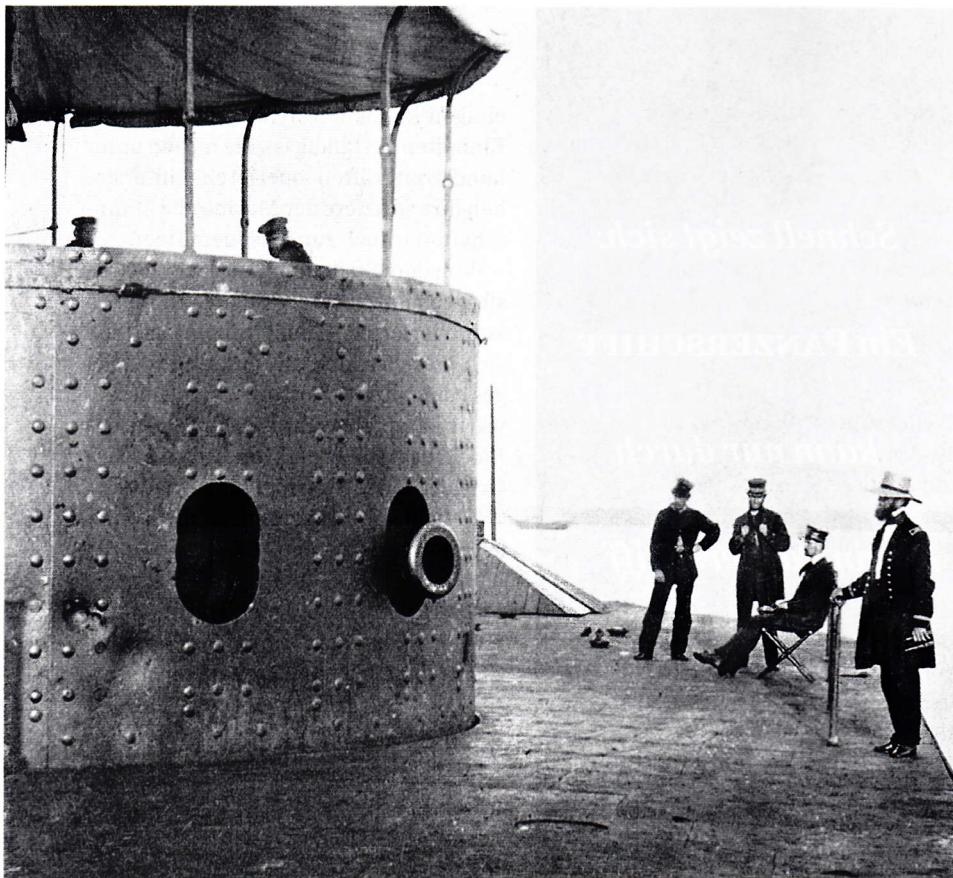
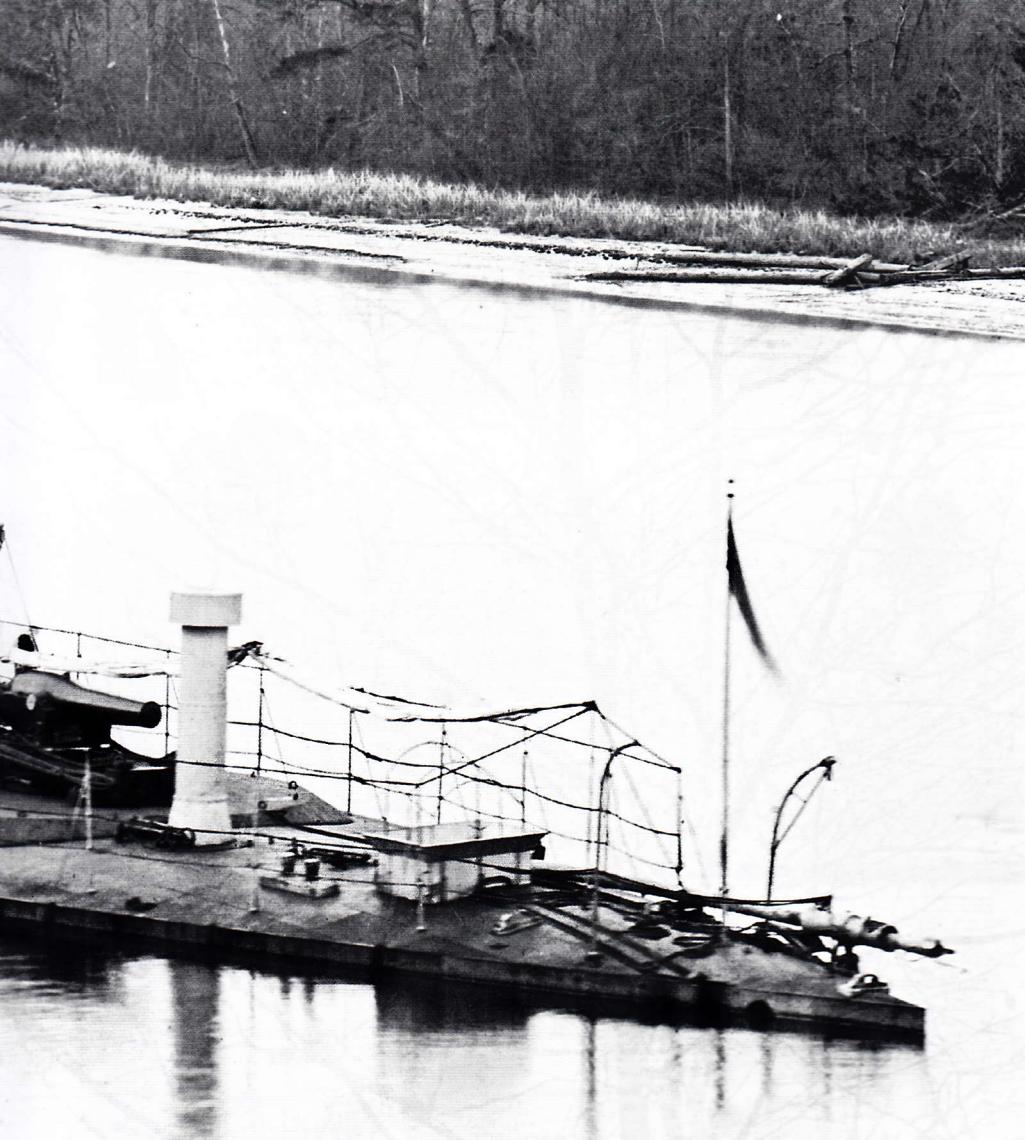
DOCH DIE KETTE der Blockadeschiffe ist nicht dicht genug, um den Handel vollständig zu ersticken. Vor Charleston in South Carolina etwa, einem der wichtigsten Atlantikhäfen der Konföderierten, ist das Wasser derart seicht, dass die

Schiffe der Nordstaaten nur in großer Entfernung zum Festland patrouillieren können. Vor anderen Häfen schützen Forts die Fahrtrinne, oder die Soldaten können die Zufahrt wegen der zerklüfteten Küstenlinie nicht überblicken.

Zudem sind zunächst nur 14 Schiffe einsatzbereit. Daher kauft oder chartert Marineminister Welles Passagierschiffe, Frachtdampfer, selbst Hafenfähren, die er eilig bewaffnen lässt.

Zwei Geschwader werden gebildet, eines für den Golf von Mexiko, eines für den Atlantik. Sie sollen insgesamt 5711 Kilometer Küste überwachen, dazu 180 Buchten, Flussmündungen, Häfen, Lagunen oder Kanaleinfahrten.

Die meisten Schiffe der Flotte der Nordstaaten sind klassische Fregatten



mit hölzernem Rumpf, die allerdings nicht allein auf die Kraft des Windes angewiesen sind, sondern eine Dampfmaschine zuschalten können.

Doch nur sechs dieser Schiffe besitzen bereits einen Propellerantrieb unter Wasser; die restlichen Dampfsegler tragen Schaufelräder an ihren Flanken, die in einem Gefecht schnell zerstört werden können.

Und nur auf den modernsten Freigatten sind großkalibrige Kanonen mit hoher Reichweite montiert. Die anderen Schiffe müssen mit Geschützen auskommen, die schon 50 Jahre alt sind.

Trotz der Lücken aber verknappft die Blockade Kriegsgerät und andere Waren in den Südstaaten so sehr, dass die Preise für viele Produkte stark ansteigen.

Die Aussicht auf Profit lockt britische und konföderierte Geschäftsleute an, die Waffen, Munition, Schießpulver, Salz und Wein, sogar Reifrösche von Europa zunächst auf die Bahamas, die Bermudas oder nach Kuba verschiffen.

Von dort aus bringen Schmuggler – oftmals britische Marineoffiziere außer Dienst – die Waren dann in nebligen oder stürmischen Nächten in die Häfen der Konföderation. Dort warten sie dann, beladen mit Baumwolle, auf eine Gelegenheit, die Blockade auf dem Rückweg erneut zu durchbrechen.

Mit ihren kleinen, wendigen Seglern können die Schleichhändler allerdings deutlich weniger Waren transportieren als die legalen Handelsschiffe, die zuvor zwischen Europa und den Südstaaten verkehrten. In den vier Jahren vor 1861 haben 20 000 Frachter mehr als zehn Millionen Ballen Baumwolle ausgeführt – während des Krieges und der Blockade sind es nur noch 8000 Schiffe, beladen mit weniger als einer Million Ballen.

Um das Embargo besser durchzusetzen, ordnet Marineminister Welles die Eroberung von Stützpunkten an den Küsten der Konföderation an: Alle Schiffe der Nord-

Ein eigener Motor bewegt den 120 Tonnen schweren Gefechtsturm der »USS Monitor«. Ebenso wie Schiffs schraube und Belüftung wird er mit Dampf betrieben

staaten, die Vorräte und Kohle laden oder repariert werden müssen, würden sich so den langen Weg zu den Hauptquartieren der Flotten an der Südspitze Floridas und in Virginia sparen.

Im Herbst 1861 besetzt die Union mehrere vormals konföderierte Häfen und Inseln an der Ostküste, darunter Port Royal in South Carolina. Von dort aus kann die Navy nun mit Kanonenbooten die Flussmündungen und verwinkelten Buchten überwachen.

Im Verlauf des Krieges werden die Nordstaaten derart viele Schiffe neu ausrüsten, dass sie die Blockadelinie immer dichter zusammenziehen können – schon ein Jahr nach Kriegsausbruch sind weitere 300 Wasserfahrzeuge in Dienst gestellt. Bald kontrolliert eine zweite Reihe von Schiffen etwa 80 Kilometer vor der Küste die Routen zu den Bermudas und Bahamas; Patrouillenboote mit wenig Tiefgang überwachen die schwer zugänglichen Häfen des Festlands.

Ab Herbst 1861 versuchen die Nordstaaten zudem, die Kontrolle über die Mündung des Mississippi zu erlangen. Am 29. April 1862 erobern Marine-Infanteristen die Stadt New Orleans im Delta des Flusses. Damit beherrscht die Union die größte Metropole der Konföderation, deren wichtigsten Hafen – und das Tor zum Strom.

Für den zweiten Teil des Anakonda-Plans, die Spaltung der Südstaaten entlang des Mississippi, muss Welles allerdings eine völlig neue Flotte aufbauen. Denn die Segelschiffe der Marine sind für den Einsatz auf hoher See entworfen und wären im Binnenland nutzlos.

Sein Berater, ein New Yorker Schiffsbauder, lässt in Ohio drei Flussdampfer erwerben, sie anschließend mit zwölf Zentimeter starken Eichenplatten panzern und mit Kanonen bestücken. Außerdem bestellt die Armee in Werften am Mississippi sieben eigens für die Belagerung konföderierter Forts am Flussufer entworfene Kanonenboote.

Für die Eroberung des Stroms erschafft Welles zudem eine neuartige Truppe von Kämpfern, eine Art Flussmarine. Da sich Army und Navy nicht



Schnell zeigt sich:

Ein PANZERSCHIFF

kann nur durch

ein Panzerschiff

bekämpft werden

einigen können, wer für schwimmende Einheiten zuständig ist, die mitten unter Landstreitkräften operieren, unterstehen ihre Offiziere der Marine, die Mannschaften jedoch zunächst dem Heer.

Von dem Städtchen Cairo aus, das am südlichsten Zipfel des Staates Illinois in konföderiertes Gebiet hineinragt, soll sich diese Truppe im Verlauf des Krieges auf ihren Panzerbooten flussabwärts kämpfen, während die Schiffe des Blockadegeschwaders am Golf von New Orleans den Mississippi hinauffahren.

Sobald sie sich treffen, ist die Konföderation zerschnitten.

STEPHEN MALLORY, der Marineminister der Südstaaten, weiß, dass er keine Chance hat, in einem Wettrüsten mitzu-



halten: Die Konföderation besitzt bei Kriegsbeginn nicht einmal eine eigene Marine – und zu wenige Werften, um eine Kriegsflotte aufzubauen.

Zwar sind mehr als 200 Offiziere der US Navy zur Konföderation übergetreten. Aber Mallory mangelt es an Matrosen wie an Schiffen. Und die Handelsflotte des Südens ist derart klein, dass er daraus keine ausreichende Zahl erfahrener Seeleute rekrutieren kann.

Stattdessen setzt der Minister auf einen neuartigen Schiffstyp, an dem seit einigen Jahren Ingenieure in Großbritannien und Frankreich arbeiten. Er will einen *ironclad* einsetzen: ein „mit Eisen verkleidetes“ Schiff, von dessen Panzerung herkömmliche Geschosse abprallen – so jedenfalls hoffen die Militärs.

Schon im Krieg gegen das Britische Empire 1812 hatten die USA ein solches Panzerboot entwickelt, um den New Yorker Hafen zu schützen. Noch nie aber wurde ein Ironclad in einer klassischen Seeschlacht erprobt.

Mallory versucht, die in Frankreich gebaute „La Gloire“ zu kaufen. Doch die neutralen Franzosen wollen das wichtigste Schiff ihrer Flotte nicht hergeben.

Trotz seiner beschränkten Mittel entscheidet sich Mallory daher schließlich dafür, selber einen Ironclad zu bauen.

Dass er seine Idee umsetzen kann, verdankt er einem Zufall: Kurz nach Beginn des Krieges hat der unionstreue Kommandant einer Marinewerft in Virginia zu lange gezögert, um zehn dort

**Das Kanonenboot
»USS Massasoit«
der Union dient auf
Flüssen sowie bei
der Seeblockade von
Häfen der Konföde-
ration. Insgesamt
sind 5711 Kilometer
Küstenlinie zu
überwachen**

gerade trockengelegte Schiffe ins sichere Philadelphia bringen zu lassen.

Nachdem am 17. April 1861 die Abgeordneten Virginias für den Austritt aus der Union gestimmt hatten, stürmten gut 1000 konföderierte Kämpfer die Werft und beschlag-

nahmten alle dort liegenden Schiffe, darunter die hölzerne Dampffregatte „USS Merrimack“.

Die soll nun zum Ironclad umgerüstet werden. Zwar reichen die Vorräte des Staates Virginia nicht aus, um die nötigen 800 Tonnen Metall zu beschaffen. Und in der gesamten Konföderation ist nur ein einziges Walzwerk in der



Vier Matrosen bedienen die 1863 erfundenen Dampftorpedoboote der Konföderierten. Die zigarrenförmigen Holzschiffe nähern sich halbgetaucht ihrem Ziel, um dort Sprengladungen zu deponieren

Lage, Eisenplatten in der Dicke von fünf Zentimetern herzustellen. Doch der mit dem Bau beauftragte Leutnant lässt kürzerhand Werkzeuge, alte Kanonen und Schrott einschmelzen, schließlich sogar Bahnschienen ausreißen, um die enorme Menge Eisen für den Umbau der „Merrimack“ zu beschaffen.

Mallory bemüht sich gar nicht erst darum, seinen Plan geheim zu halten. Vielmehr brüstet er sich in einem Brief an den Kongress der Konföderation, die „Merrimack“ werde es allein mit der gesamten Marine der Nordstaaten aufnehmen können.

Welch mächtige Eisenpanzerung die Konföderation da testet, erfährt US-Marineminister Gideon Welles durch die Lektüre einer Südstaatenzeitung. Welles kommt zu dem Schluss, dass er die Produktion von Panzerschiffen (über die auch in den

Nordstaaten schon seit Kriegsbeginn diskutiert wird) beschleunigen muss. Im Juni 1861 bewilligt der Kongress ihm dafür 1,5 Millionen Dollar.

Der Ingenieur John Ericsson, ein gebürtiger Schwede, entwirft daraufhin eine „schwimmende Geschützbatterie“: ein etwa 50 Meter langes Panzerschiff, von dem, anders als bei der „Merrimack“, nur der kreisrunde, mit 20 Zentimeter starken Eisenplatten verkleidete Geschützturm hoch aus dem Wasser ragt.

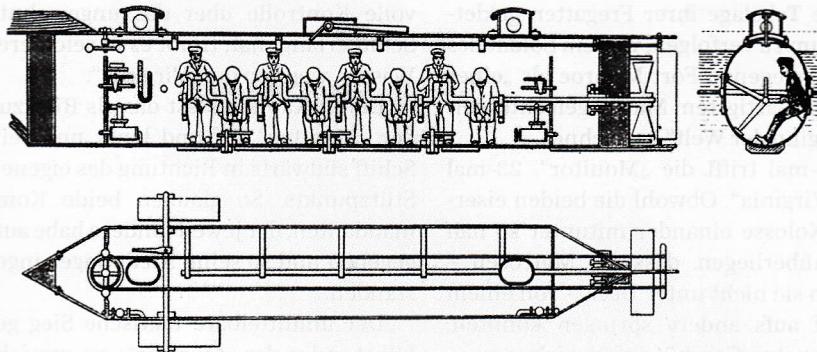
Das Schiff, das Ericsson bauen will, ist kürzer als der Ironclad, an dem die Südstaaten arbeiten, soll nur ein Viertel der Wassermenge verdrängen und mit 58 Mann Besatzung auskommen.

Anders als die zum Panzerschiff umgewandelte Fregatte „Merrimack“, die in ihrer Form noch an das Zeitalter lang gestreckter Segelschiffe mit hohen Bordwänden erinnert, ist Ericssons Entwurf der Schritt in eine vollkommen neue Generation von Kriegsgeräten.

Präsident Lincoln und Marineminister Welles sind begeistert. John Ericsson gelingt es, selbst skeptische Mitglieder des zuständigen Kongressausschusses zu überzeugen, die anfangs daran zweifeln, dass ein derart gepanzertes Schiff überhaupt schwimmen könne.



DIE ERSTE U-BOOT-ATTACKE



Ein privates Konsortium um den Erfinder Horace L. Hunley entwickelt für die Südstaaten das erste U-Boot, das erfolgreich ein anderes Schiff bekämpft. Die »CSS Hunley« besteht aus einem verlängerten Dampfmaschinenkessel; acht Männer treiben die Schraube per Hand über eine Kurbelwelle an, ein neunter steuert das Gefährt. In der Nacht des 17. Februar 1864 versenkt die Crew ein Kriegsschiff der Union im Hafen von Charleston – geht dabei allerdings auch selbst unter. Boot und Besatzung bleiben mehr als 130 Jahre lang verschollen

Allerdings verlangen sie von dem Konstrukteur, das Schiff innerhalb von 90 Tagen fertigzustellen. Und tatsächlich läuft die „USS Monitor“ nach 93 Tagen Bauzeit am 30. Januar 1862 vom Stapel und wird nach einigen Tests am 25. Februar in Dienst gestellt.

Weil ihr Eisenwalzwerk nicht schnell genug produziert, dauert der Umbau der „Merrimack“ zur „CSS Virginia“ bis Mitte Februar. Allerdings muss die Crew des Panzerschiffs keine weite Strecke zurücklegen, um in die Hampton Roads zu gelangen, wie das Mündungsgebiet des James River genannt wird: Die beschlagnahmte Marinewerft liegt nicht weit entfernt.

Die „Monitor“ bricht am 6. März in Richtung James River auf. Für die raue See auf dem Atlantik reichen ihre Maschinen nicht aus, deshalb zieht ein Schlepper das Panzerschiff.

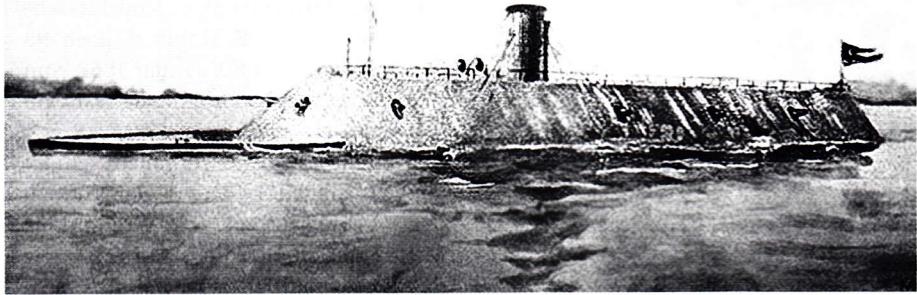
Am zweiten Tag kommt starker Wind auf, die Wellen schlagen derart hoch, dass die tief im Wasser liegende „Monitor“ vom Schlepper aus nicht mehr zu erkennen ist. Unter dem beständig herabprasselnden Regen weicht die Dichtung zwischen Geschützturm und Deck auf. Wasser schießt in die Kojen, die Matrosen werden völlig durchnässt.

Dann fallen auch noch die Ventilatoren im Maschinenraum aus, der sich mit dickem Rauch füllt. Bald darauf erlischt das Feuer im Kessel, und die Motoren versagen, die das hereinströmende Wasser nach draußen pumpen sollen.

Fast scheint es, als würde das Panzerschiff auf dem Weg zu seinem ersten Einsatz sinken. Erst als der Sturm abflaut, gelingt es den Bordingenieuren, die Maschinen wieder anzuwerfen und den Ironclad trocken zu pumpen.

ALS DIE „MONITOR“ am 8. März 1862 in den James River einläuft, hören die Matrosen bereits Gefechtslärm. Und als sie nachts endlich den Ankerplatz der US-Flotte erreichen, sehen sie als Erstes das brennende Wrack der „Congress“. Sie sind zu spät gekommen.

Am folgenden Morgen versammeln sich Zehntausende Zuschauer aus Virginia an den Ufern; sie wollen verfolgen,



wie der Ironclad der Konföderation sein zerstörerisches Werk vollendet. Doch als die „Virginia“ von ihrem Liegeplatz zurückkehrt, hat sich etwas zwischen sie und die vermeintlich sichere Beute geschoben, etwas Dunkelgraues, tief im Wasser Liegendes, das keine Ähnlichkeit mit irgendeinem anderen Schiff hat.

Als „seltsamstes Gefährt, das wir jemals gesehen hatten“, wird ein Matrose der „Virginia“ die „Monitor“ später bezeichnen. „Kein Segel, kein Rad, kein Schornstein, keine Kanonen – was könnte das sein?“, fragt sich ein Lieutenant auf einem anderen Schiff der Konföderation.

Gegen acht Uhr feuert die „Virginia“ den ersten Schuss auf das merkwürdige Monstrum ab. Daraufhin halten die Matrosen der „Monitor“ die Maschinen an und kurbeln den Geschützturm in Position. Dann gibt auch ihr Kommandant das Feuer frei. Nun bewegen sich die beiden Ironclads, unablässig feuерnd, aufeinander zu. Das erste Panzerschiffduell der Geschichte hat begonnen.

„Wir luden und feuerten die Kanonen, so schnell wir konnten. Meine Männer und ich waren völlig schwarz vor Rauch und Schießpulver“, notiert später ein Offizier der „Monitor“.

Auch an Bord der „Virginia“ laden die schwitzenden, mit Ruß bedeckten Männer hastig ihre Kanonen, feuern Schuss um Schuss. Sie hören die Kommandos,

Die »CSS Virginia« ist das mächtigste Panzerschiff der Konföderierten und versenkt zwei Kriegs-fregatten der Union. Doch auf Dauer können die Südstaaten bei dem marinen Wettrüsten nicht mithalten

können ihre Offiziere aber durch den dichten Rauch kaum erkennen.

Die „Monitor“ ist das wendigere Schiff, sie ist zudem mit besseren Maschinen ausgerüstet als die „Virginia“. Da sie darüber hinaus extrem tief im Wasser liegt, bietet sie kaum Angriffsfläche.

Im Maschinenraum der „Virginia“ schaufeln die Heizer fieberhaft Kohlen in den Kessel, um das Schiff zu beschleunigen, während jedes Geschoss, das den Ironclad trifft, sie mit einem dumpfen Knall durch den Raum schleudert.

VIER STUNDEN LANG dauert die Schlacht, an den Ufern sind die Zuschauer inzwischen auf Bäume, die Matrosen in die Takelage ihrer Fregatten geklettert, um zu verfolgen, was ein Soldat des nahe gelegenen Fort Monroe als „eines der großartigsten Marinegefechte seit Anbeginn der Welt“ bezeichnet.

20-mal trifft die „Monitor“, 23-mal die „Virginia“. Obwohl die beiden eisernen Kolosse einander mitunter so nah gegenüberliegen, dass die Matrosen – wären sie nicht unter Deck – von einem Schiff aufs andere springen könnten, bleiben ihre Geschütze fast wirkungslos.

Die zwei 28-Zentimeter-Kanonen der „Monitor“ können sowohl sprengstoff-geladene Granaten als auch massive Bolzen verschießen. Allerdings feuern die Matrosen die knapp 80 Kilogramm schweren Geschosse nur mit einem Drittel der Pulvermenge ab, die sie eigentlich in die Kanonen füllen könnten – die „Monitor“ wurde derart eilig

in Betrieb genommen, dass keine Zeit blieb, um die Belastbarkeit der Geschütze zu testen. Ihr Feuer beschädigt daher kaum die Panzerung des Gegners.

Die „Virginia“ wiederum feuert zwar mit voller Kraft, führt aber ausschließlich Granaten mit, die beim Aufprall explodieren. Sie erschüttern zwar den Rumpf der „Monitor“, aber ihre Durchschlagskraft reicht nicht an die massiven Eisengeschosse heran.

Die Breitseiten der Rebellen haben „nicht mehr Erfolg als von einem Kind geworfene Kieselsteine“, jubelt ein Nordstaatenoffizier. Mit jedem Schuss, dem die „Monitor“ standhält, wächst der Kampfgeist der Unionssoldaten, die zuvor bereits befürchtet hatten, die „Virginia“ werde an diesem Tag nach und nach die gesamte im James River liegende Flotte vernichten.

Jenes revolutionäre Kriegsgefährt, das etliche Schiffe niedergeschossen hat, ist plötzlich wirkungslos – weil sich ihm ein ebenbürtiges Ungetüm in den Weg gestellt hat.

Schließlich landet die „Virginia“ aber doch noch einen wirksamen Treffer: Eine ihrer Granaten explodiert direkt vor dem Sehschlitz, aus dem der Kommandant der „Monitor“ das Gefecht beobachtet.

Von Eisensplittern geblendet, muss der Befehlshaber die Führung an einen anderen Offizier übergeben. In den Minuten, die vergehen, bis dieser Mann die volle Kontrolle über das ungewohnte Schiff erlangt hat, treibt es in seichteres Wasser, weg von der „Virginia“.

Deren Kapitän fasst das als Rückzug der „Monitor“ auf und lenkt nun sein Schiff südwärts in Richtung des eigenen Stützpunkts. So glauben beide Kommandanten, der jeweils andere habe aufgegeben und so seine Niederlage eingestanden.

Der unmittelbare taktische Sieg gebührt indes der „Monitor“; sie erreicht ihr Ziel, die verbliebenen Fregatten der USA zu schützen.

Doch auch die „Virginia“ erzielt einen Erfolg: Da sie ihre Vernichtungskraft bewiesen hat und weiterhin einsatzfähig bleibt, zwingt sie den Norden, einen

Adressen, die selbst die Taxifahrer nicht kennen: Neues in New York!



Großteil seiner Flotte im James River zu lassen, um dem gegnerischen Panzerschiff etwas entgegenzusetzen.

Denn eines haben beide Seiten an diesem Tag bewiesen: Gegen einen Ironclad kann nur ein Ironclad bestehen.

DANACH ABER WERDEN die beiden Panzerschiffe nie wieder aufeinandertreffen. Zwei Monate nach der „Schlacht an den Hampton Roads“ nehmen die Nordstaaten jene Werft weiter südlich ein, in der die „Virginia“ liegt. Damit der Ironclad nicht in die Hände der Union fällt, versenken ihn Soldaten der Konföderation.

Die „Monitor“ kämpft noch in zwei weiteren Gefechten. Im Dezember 1862 gerät sie vor North Carolina in ein Unwetter; derart gewaltige Wellen donnern auf das Schiff herab, dass die Pumpen erneut ausfallen. Doch diesmal ebbt der Sturm nicht rechtzeitig ab, und so muss die Crew dem Begleitschiff signalisieren, dass die „Monitor“ bald sinken wird.

Den meisten Männern gelingt es, sich auf Boote zu retten. Dann, um eine Uhr nachts am Silvestertag 1862, geht die „Monitor“ in den Wellen des Atlantik unter.

Im weiteren Verlauf des Kriegs bauen die Nordstaaten insgesamt 60 Panzerschiffe, viele davon Weiterentwicklungen der „Monitor“, die vor allem auf Flüssen patrouillieren oder als Hindernisse die Blockade der Seehäfen verstärken.

Stück für Stück setzt der Norden nun den Anakonda-Plan um, erobert Hafenstädte und dringt von beiden Seiten auf dem Mississippi vor. Die Blockade – so lückenhaft sie auch ist – lähmmt die Wirtschaft des Südens und behindert den Waffennachschub entscheidend.

Nach und nach wächst die Navy der Nordstaaten auf 671 Schiffe und 4610

Kanonen an. Damit wird sie zur größten Marine der Welt – die Konföderation bringt es dagegen gerade auf ein Fünftel der Schiffe und nicht einmal ein Zehntel der Geschütze. Dieser erdrückenden Übermacht der Union wird sie irgendwann nicht mehr standhalten können.

Zwar versucht der Süden, weitere Ironclads zu bauen. Doch deren Panzerungen vertragen keinen heftigen Beschuss, weil es an hochwertigen Eisenplatten fehlt.

Den Mangel an Schwerindustrie versucht die Konföderation dadurch auszugleichen, dass sie eine Reihe neuartiger, möglichst effektiver Waffen entwickeln lässt. So konstruieren Forscher unter anderem mehrere Typen von Seeminen, darunter knapp unterhalb der Wasseroberfläche treibende Bojen, die im Grund verankert werden und rund 30 Kilogramm Schießpulver enthalten.

Als im Dezember 1862 ein Panzerschiff der Nordstaaten gegen einen solchen Sprengkörper stößt und innerhalb von Minuten sinkt, führt dies dazu, dass die Offiziere der Union nur noch äußerst zögerlich in den Gewässern der Konföderation vorrücken, wenn sie dort Minen vermuten.

Doch die Südstaatenmilitärs wollen den Unionsschiffen nicht bloß Fallen stellen: Sie wollen sie angreifen. Zu diesem Zweck lassen sie zigarrenförmige Dampfboote aus Holz bauen, deren tief im Wasser liegender Rumpf vorn mit einem Sprengsatz auf einer Art Lanze ausgerüstet ist, der in die Bordwand eines feindlichen Schiffes gerammt wird. Anschließend dreht das Boot ab und zündet den Torpedo aus sicherer Entfernung.

Minen und Torpedos sind die erfolgreichsten Waffen der Südstaatenmarine gegen die US Navy, sie versenken oder zerstören 43 Schiffe der Union.

Ein Erfinder aus New Orleans, Horace L. Hunley, entwickelt diese Idee noch weiter: Im Juli 1863 stellt er ein Gefährt fertig, das im Gegensatz zu den herkömmlichen Torpedobooten vollkommen untertauchen kann – das erste Unterseeboot der Konföderation.

Seit zweieinhalb Jahrhunderten schon experimentieren Menschen mit Unterwasserfahrzeugen. Im Jahr 1623 ist ein niederländischer Erfinder erfolgreich in der Themse getaucht, und die Amerikaner haben im Unabhängigkeits-

krieg versucht, ein englisches Schiff mit einem Ein-Mann-U-Boot zu versenken – vergebens. Noch ist es niemandem gelungen, ein derartiges Gefährt militärisch einzusetzen. Hunley will der Erste sein.

Es ist ein waghalsiges Unternehmen. Acht Matrosen, eingepfercht in einen zwölf Meter langen Schiffskörper, müssen ständig kurbeln, um die Schraube anzutreiben, dazu kommt ein Steuermann. Zweimal sinkt die „Hunley“ (die nach ihrem Erfinder benannt worden ist) bei Testfahrten. 13 Männer sterben so noch vor dem ersten Kampfeinsatz des U-Boots, darunter auch sein Erfinder. Trotzdem versuchen die Südstaaten es immer wieder.

In der Nacht des 17. Februar 1864 geht die neunköpfige Crew der „Hunley“ in Charleston, South Carolina, auf die erste Feindfahrt. Diesmal taucht das U-Boot nur halb unter, um ein weiteres Unglück zu vermeiden. Fast unsichtbar nähert es sich den Blockadeschiffen, die den Hafen von Charleston abriegeln, und stößt seinen Torpedo in den hölzernen Rumpf des US-Dampfseglers „Housatonic“. Dann wenden die Matrosen und betätigen in sicherem Abstand den Zünder mit einer Leine. Eine Explosion ist zu hören, wenige Minuten später sinkt die „Housatonic“.

Doch auch die „Hunley“ kehrt nicht in ihren Heimathafen zurück. Was genau nach dem Angriff geschehen ist, bleibt ungewiss. Als das Wrack 136 Jahre später gehoben wird, sitzen die toten Matrosen noch auf ihren Gefechtsstationen, vermutlich erstickt.

Als erste U-Boot-Besatzung in der Geschichte des Seekriegs haben sie ein feindliches Schiff versenkt – doch dafür mit dem Leben bezahlt.

Mit ihren neuartigen Waffen prägt die Marine der Südstaaten die Militärgeschichte. Durch den Einsatz von Torpedos und U-Booten, vor allem aber mit dem Umbau der „Merrimack“ zur „Virginia“, zwingt sie den Norden sowie alle Flotten der Welt in das Zeitalter des modernen Krieges – nun auch zur See. □

Literaturempfehlungen: James M. McPherson, „War on the Waters. The Union and Confederate Navies, 1861–1865“, University of North Carolina Press; aktuelle und anschauliche Studie über sämtliche Aspekte und alle wichtigen Gefechte des Seekriegs zwischen Nord- und Südstaaten. Richard Bak, „The CSS Hunley: The Greatest Undersea Adventure of the Civil War“, Taylor; packend erzählte Geschichte der von Rückschlägen geplagten U-Boot-Erfinder bis zum erfolgreichen Einsatz gegen die US Navy.

Über den Brenner zum Dauerbrenner: Südtirol.

The cover of the magazine features a large, jagged mountain range in the background. In the foreground, there's a small village with several houses and a church. The title 'GEO SAISON Extra' is at the top, followed by 'SÜDTIROL FÜR GENIESSE 2013'. There are several text boxes with headings: 'WANDERN Touren für Fitte und Faule', 'NEUE ARCHITEKTUR Spektakuläre Weingüter, Museen und Kirchen', and 'STADTBUMMEL BRIXEN Wo der Süden beginnt'. At the bottom, it says 'FÜR SIE ENTDECKT UND GETESTET: Wohnen, Essen und Staunen – die besten Tipps'. A red circle in the bottom right corner contains the text 'GROSSE KARTE! Zum Herausnehmen mit über 300 Adressen'. The bottom of the cover has a red bar with the text 'PLUS: Sekt | Museen für Kinder | Rezepte | Musik'.

Aus Sklaven werden

Im Mai 1863 verlässt ein Regiment Boston, das die schlimmsten Ängste der Südstaatler verkörpert: Die

Selten sind in diesem Krieg Soldaten, die noch keinen einzigen Schuss abgegeben haben, derart gefeiert worden. Am 28. Mai 1863 marschiert das 54th Regiment Massachusetts Volunteer Infantry durch die Straßen Bostons. Knapp 1000 schwarze Soldaten nehmen den gleichen Weg, auf dem nur ein Jahrzehnt zuvor Sklaven durch die Stadt geschleift worden sind – schwarze Arbeiter, die ihren Besitzern weggelaufen, aber von Kopfgeldjägern wieder eingefangen worden waren.

Damals hatten viele Bostoner gegen diesen legalen Menschenraub protestiert; sie hatten die Häuser schwarz verhängt, Trauerglocken geläutet, schweigend die Straßen gesäumt.

Nun aber wehen amerikanische Flaggen aus den Fenstern, Damen winken mit seidenen Taschentüchern. Eine Kapelle spielt „John Brown's Body“, den berühmten Marsch zu Ehren eines Fanatikers, der 1859 hingerichtet wurde, weil er versucht hatte, einen Sklavenaufstand anzuzetteln.

Waffen tragende dunkelhäutige Soldaten: Das 54th Regiment verkörpert vieles, was sich die Gegner der Knechtschaft von diesem Krieg erhoffen – und alles, was Südstaatler am meisten fürchten. Niemand symbolisiert besser als sie den Geist eines Dokuments, das Abraham Lincoln am 1. Januar 1863 unterzeichnet hat: die Emanzipationserklärung.

Mit seiner Unterschrift hat der Präsident an jenem Neujahrstag den Krieg verändert und den Streit mit den Südstaaten über deren Sezession in einen Kampf auch zur Befreiung aller Sklaven verwandelt.

DENN OBWOHL DER STREIT um den Besitz von Menschen 1861 zum Zerfall der USA geführt hatte, griffen damals weder Norden noch Süden *offiziell* wegen der Sklaven zu den Waffen.

Die Konföderierten gaben vor, allein für ihre staatliche Unabhängigkeit zu streiten – also dafür, dass ihr Austritt aus der Union anerkannt wird.

Präsident Lincoln andererseits ging es nach außen darum, nur diese Abspaltung zu beenden. Auch wenn er *privat* die Sklaverei verabscheute, fürchtete er *politisch* zwei Konsequenzen eines Verbots der Leibeigenschaft:

- zum einen rein juristisch gesehen gegen die Verfassung zu verstößen, die er doch gerade gegen die Rebellen verteidigte – die aber jedem Amerikaner die Unantastbarkeit seines Eigentums, also auch die seiner Sklaven, garantiert;

- zum anderen wollte Lincoln die Unterstützung der vier Staaten Maryland,

Kentucky, Delaware und Missouri nicht verlieren, in denen die Sklaverei noch erlaubt war, die bislang aber bei der Union geblieben waren.

Der republikanisch dominierte Kongress folgte zunächst dem Präsidenten. Kurz nach der ersten Schlacht des Krieges bei Bull Run im Juli 1861 (siehe Seite 66) verabschiedeten die Abgeordneten eine Resolution, wonach der Krieg ausschließlich um die Verfassung geführt wurde „und nicht zum Zweck, die Rechte oder Institutionen dieser Staaten umzustürzen“.

Doch drei Faktoren führten in den folgenden anderthalb Jahren dazu, dass Lincoln seine Meinung änderte: öffentliche Empörung, politische und militärische Notwendigkeit – und der Druck durch die Sklaven selbst.

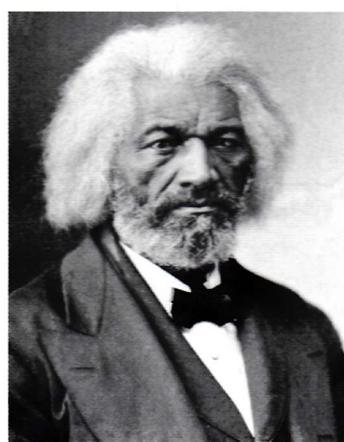
SCHON IN DEN ERSTEN KRIEGSWOCHEN flüchten sich Hunderte Schwarze zu den Unionstruppen. Je länger der Kampf dauert, desto mehr Männer fliehen von den Plantagen in der Nähe der Front. Manche Sklaven schlagen sich mit Frauen und Kindern zu den Forts der Nordstaaten durch, andere versuchen an die Strände zu gelangen, um sich dort auf die Schiffe der US-Marine zu retten.

Viele Offiziere der Union folgen jedoch weiterhin dem „Fugitive Slave Act“ der Vorkriegszeit – und übergeben, wie in diesem Gesetz festgelegt, die Sklaven ihren Besitzern, wenn die in die Stellungen der Nordstaatler kommen, um ihr Eigentum zurückzufordern. Andere Militärs behandeln die Flüchtigen dagegen als menschliche Kriegsbeute und setzen sie zur Arbeit ein, lassen sie Gräben schaufeln und Wäsche waschen. Wieder andere Offiziere erklären alle Schwarzen in den von ihnen kontrollierten Gebieten kurzerhand für frei.

Derart eigenmächtige Aktionen unterbindet Lincoln zwar rasch. Doch er verkündet keine klaren Richtlinien, wie mit den Flüchtigen umzugehen ist. Und mit jedem Sklaven, der sich hinter die Unionslinien rettet, wächst der Druck auf Washington, eine politische Lösung zu finden.

Der Präsident bevorzugt eine allmähliche Abschaffung der Sklaverei, über Jahrzehnte, mit Entschädigung der Besitzer. Als Vorbild für diese Lösung sollen seiner Vorstellung nach die unionstreuen Grenzstaaten dienen. Doch Lincoln scheitert bei den Abgeordneten aus Maryland, Kentucky, Delaware und Missouri mit allen entsprechenden Vorschlägen.

Gleichzeitig wird der Kongress immer radikaler. Die Abgeordneten verabschieden Gesetze, die letztlich die Knechtschaft der Schwarzen aushöhlen. So verbietet



Der Autor Frederick Douglass, ein früherer Sklave, wirbt schwarze Soldaten an – auch seine Söhne

KRIEGER

knapp 1000 Männer des 54th Massachusetts Volunteer Infantry sind allesamt schwarz

VON TIMO BRÜCKEN

das Parlament allen Offizieren, Flüchtlinge ihren Besitzern zurückzugeben. Außerdem erlaubt er der Armee, geflohene Sklaven als Arbeitskräfte in die Truppen aufzunehmen – womit sie de facto frei sind.

Vielleicht noch wichtiger als das Ringen in Washington ist der zähe Kriegsverlauf: Der Union gelingen keine entscheidenden Siege. Im Verlauf des Jahres 1862 erkennt Lincoln, dass er diesen Krieg nicht gewinnen wird, solange er nicht die wirtschaftliche Basis des Feindes zerstört.

Und das heißt: Die Sklaverei muss abgeschafft werden. Denn jeder Schwarze, der für die Konföderierten arbeitet, ermöglicht einem Weißen, an die Front zu gehen.

Am 22. September 1862 veröffentlicht er eine vorläufige Emanzipationserklärung. Darin setzt er dem Süden eine Frist bis zum 1. Januar 1863. Wenn der die Sezession bis dahin nicht beendet hat, erlangen alle Sklaven dort die Freiheit.

Am Neujahrstag macht der Präsident seine Drohung wahr. Er unterzeichnet die „Emancipation Proclamation“. Sie ist kein Gesetz, sondern eine Kriegsmaßnahme, die er als Oberbefehlshaber der Streitkräfte ohne Zustimmung des Parlaments verfügen darf. Deshalb gilt sie nur im Feindesland und betrifft nicht die Mitglieder der Union – auch nicht die vier Sklavenhalterstaaten des Nordens. Zusätzlich nimmt der Präsident viele der besetzten Gebiete von der Bestimmung aus.

Das ist kühle Realpolitik: Denn in den politisch gespaltenen eroberten Staaten wie Tennessee will Lincoln die Unterstützung sklavenhaltender Unionisten nicht verlieren. Dort aber, wo er vom Großteil der weißen Bevölkerung ohnehin keine Loyalität erwartet, in Teilen von Arkansas, Florida, Mississippi, North und South Carolina, werden nun mit einem Federstrich 50 000 Sklaven frei, so viele wie nie zuvor.

Wichtiger noch: Die Armee kämpft künftig ganz offen für die Befreiung der Sklaven – und das nicht nur mit weißen Soldaten: Lincoln erlaubt die Bewaffnung von Schwarzen.

AUF DIESES SIGNAL hat der Gouverneur von Massachusetts gewartet. Kaum vier Wochen nach der Emanzipationserklärung beginnt der überzeugte Gegner der Sklaverei damit,



179 000 Afroamerikaner ziehen für den Norden in den Bürgerkrieg, hier Soldaten in Virginia. Doch sie müssen in eigenen Regimentern dienen, unter weißen Offizieren – und lange Zeit für weniger Sold als ihre Kameraden

ein Regiment von Afroamerikanern aufzustellen. In Neuengland leben jedoch nicht genug Schwarze, und so werden überall im Norden Freiwillige rekrutiert.

Der prominente Ex-Sklave und wortgewaltige Abolitionist Frederick Douglass wirbt auf Versammlungen für das Regiment. Er hat seit Kriegsbeginn gefordert, Afroamerikaner zu bewaffnen: „Ein einziges schwarzes Regiment wäre so viel wert wie zwei weiße. Die Hautfarbe allein würde in diesem Fall fürchterlicher wirken als Pulver und Kugeln.“ Auch die beiden Söhne von Douglass treten der Einheit bei. Sogar aus Kanada, wo Afroamerikaner

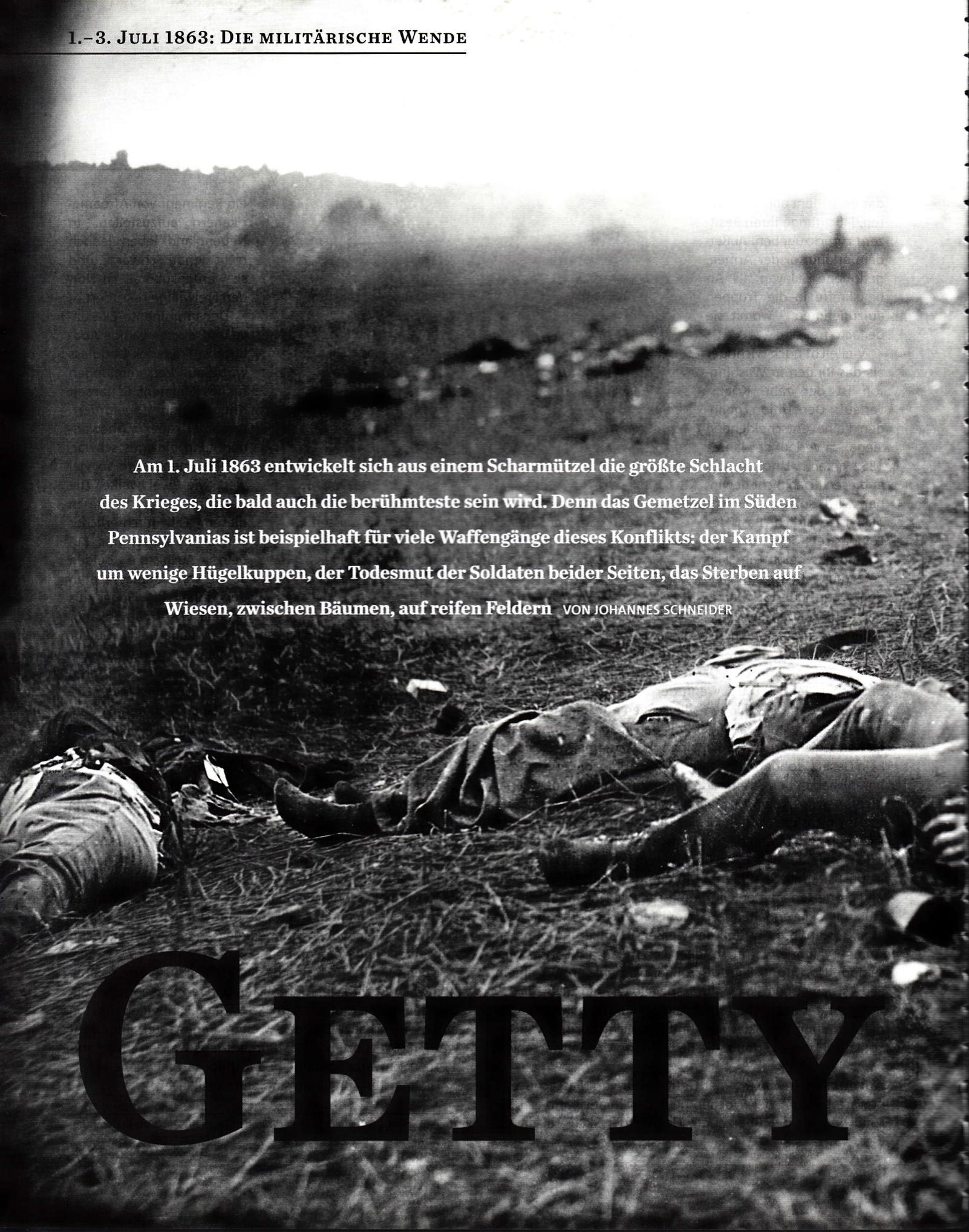
längst frei leben können, kehren Freiwillige in die Gefahr zurück, um für die Nordstaaten in den Krieg zu ziehen.

Trotzdem wird das 54th schließlich von weißen Offizieren befehligt. Damit soll ausgeschlossen werden, dass in der Hitze des Gefechts schwarze Offiziere weißen Soldaten Befehle erteilen könnten. Zudem trauen die meisten Weißen Afroamerikanern taktisches Denken nicht zu – noch sind sich Generalität und Politik nicht einmal sicher, ob die Schwarzen überhaupt mutig genug sind für eine Schlacht.

Das Regiment überzeugt aber die Zweifler: Knapp zwei Monate nach ihrer Abfahrt aus Boston kämpfen die Männer in ihrem ersten großen Gefecht. Am 18. Juli 1863 stürmt das 54th den Unionstruppen voran, die Fort Wagner vor Charleston in South Carolina erobern sollen. Der Angriff verläuft desaströs; die Einheit verliert fast die Hälfte ihrer Männer. Auch der Kommandeur fällt. Als Nordstaatler später seinen Leichnam holen wollen, höhnen die Gegner: „Wir haben ihn mit seinen Niggern begraben.“

Doch so militärisch sinnlos die Schlacht auch war, so politisch wichtig wird sie. Journalisten und republikanische Politiker feiern den Mut des 54th. So trägt die Einheit aus Boston entscheidend dazu bei, dass weitere Regimenter aufgestellt werden: Bis zum Ende des Bürgerkriegs werden insgesamt 179 000 schwarze Soldaten in der Unionsarmee dienen.

Die meisten von ihnen sind befreite Sklaven. □



Am 1. Juli 1863 entwickelt sich aus einem Scharmützel die größte Schlacht des Krieges, die bald auch die berühmteste sein wird. Denn das Gemetzel im Süden Pennsylvanias ist beispielhaft für viele Waffengänge dieses Konflikts: der Kampf um wenige Hügelkuppen, der Todesmut der Soldaten beider Seiten, das Sterben auf

Wiesen, zwischen Bäumen, auf reifen Feldern

von JOHANNES SCHNEIDER

GETTYSBURG



Im Sommer 1863 dringt der Südstaatengeneral Robert E. Lee mit seiner Armee in Pennsylvania ein. Er will eine Entscheidung erzwingen. Nach drei Tagen Kampf vor der Kleinstadt Gettysburg sind 51 000 Männer tot, vermisst oder verwundet

GETTYSBURG

S

seit dem frühen Morgen marschieren Henry und Isaac Taylor mit ihren 300 Kameraden vom 1. Minnesota-Regiment durch die hügelige, dichtbewaldete Landschaft Pennsylvanias. Die Juliluft ist heiß und feucht, die Männer schwitzen in ihren blauen Wolluniformen. Am Horizont sehen sie Rauchwolken aufsteigen, und mit jeder Stunde, die sie laufen, wird das Dröhnen der Artillerie lauter. Der Kampf, der seit Stunden in der 2400-Seelen-Gemeinde Gettysburg tobt, ist nicht mehr weit entfernt.

Die beiden größten Armeen der Nord- und Südstaaten bewegen sich an diesem 1. Juli 1863 auf die Kleinstadt im Süden Pennsylvanias zu, insgesamt rund 170 000 Mann. Dort wird sich in den folgenden zwei Tagen die blutigste Schlacht entwickeln, die je auf dem amerikanischen Kontinent geschlagen wurde.

Noch aber sind viele Einheiten in der ländlichen Umgebung der Stadt verstreut. Beide Armeen sind seit Wochen Richtung Norden marschiert; manche Regimenter sind weiter voraus, andere zurückgefallen. Die Streitmächte bilden keine zusammenhängenden Züge mehr.

Auch das 1. Minnesota-Regiment gelangt an diesem Tag nicht bis nach Gettysburg. Gegen 22 Uhr erhält es fünf Kilometer südlich des Ortes den Befehl zum Rasten. Die Kämpfe sind abgeklungen, und die Soldaten dürfen sich einige Stunden Ruhe gönnen.

Die Männer sind erschöpft vom Marsch. Unter den wenigen, die nach dem eilig gebrühten Kaffee noch länger als ein paar Minuten wach bleiben, sind Henry Taylor, ein zierlicher Mann, auf dessen Wangen helle Barthaare spritzen, und sein älterer Bruder Isaac, der einen dunklen Schnauzbart trägt.

Die beiden Lehrer, 24 und 26 Jahre alt, haben sich nach dem Ausbruch des Krieges freiwillig zur Unionsarmee gemeldet. Eigentlich sollte Isaac seinen

Bruder in der Schule vertreten. Doch als Henry sich entschied, Soldat zu werden, hielt es auch Isaac nicht. Unter den zwölf Taylor-Geschwistern sind sich die beiden besonders nah.

Weil Männer aus einer Gemeinde oft der gleichen Einheit zugeteilt werden, dienen die Brüder gemeinsam mit vielen Bekannten aus Minnesota.

In den vergangenen zwei Jahren hat ihr Regiment in einigen der blutigsten Gefechte des Krieges gekämpft: First Bull Run, Ball's Bluff, Antietam, Fredericksburg. Es ist kampferprob, gut ausgebildet, diszipliniert. Henry, Isaac und ihre Kameraden haben bewiesen, dass sie Stellungen auch unter starkem Beschuss halten können.

Nun, kurz vor Gettysburg, sitzen die Brüder im fahlen Licht des Mondes und sprechen über ihre Freunde und ihre Familie. Sie sind sich einig: Sollten sie die folgenden Tage überleben, besteht die Hoffnung, dass sie ihre Heimat wiedersehen. Dieses Gefecht, glauben sie, könnte die Entscheidung bringen.

Tatsächlich aber steht ihnen eine Schlacht bevor, die schlimmer ist als alles, was sie bisher im Bürgerkrieg erlebt haben. Und nur die wenigsten ihrer Kameraden werden heimkehren.

Das Regiment soll helfen, eine Invasion abzuwehren: Denn General Robert E. Lee, der Befehlshaber der Army of Northern Virginia, des schlagkräftigsten Heeres des Südens, ist vor neun Tagen in Pennsylvania eingefallen.

Er will dem Norden eine Entscheidungsschlacht aufzwingen und die größte Streitmacht des Nordens auf ihrem eigenen Territorium besiegen: die Army of the Potomac unter General George Meade. Ein solcher Triumph, hofft Lee, würde Großbritannien und Frankreich endlich dazu bringen, die Konföderation als souveränen Staat anzuerkennen.

Mehr noch: Er würde die Moral des Nordens brechen.

Lee will mit einem einzigen Gefecht den Krieg für den Süden entscheiden. Es klingt wie der Plan eines Größenwahnsinnigen. Doch der General hat schon häufig bewiesen, welch militärisches Genie in ihm steckt. Der 56-Jährige, privat ein bescheidener, tiefgläubiger Familienvater, ist auf dem Schlachtfeld ein risikofreudiger Befehlshaber, der die Pläne seiner Gegner oft durchschaut und sie mit unorthodoxen Truppenbe-

wegungen überrascht. Seinen Kommandeuren gibt er die kühn erdachten Züge oft nur grob vor und überlässt ihnen dann vor Ort die genaue Ausführung.

Als der Krieg 1861 ausbrach, diente Lee in der US-Armee. Präsident Lincoln bot dem hochbegabten Offizier damals den Oberbefehl über die Unionstruppen an. Doch Lee, in den Südstaaten geboren, lehnte ab und reiste nach Virginia, um für seinen Heimatstaat zu kämpfen.

Lee will zwar, dass die Union bestehen bleibt, doch er missbilligt die Einmischung des Nordens in die Angelegenheiten der Südstaaten. Und obwohl die Sklaverei für ihn ein „moralisches und politisches Übel“ ist, wie er 1856 an seine Frau schreibt, hält ihn diese Einsicht nicht davon ab, auf den familieeigenen Plantagen bis 1863 selber Sklaven zu halten, sie zu verkaufen und zu vermieten.

Letztlich ist es wohl seine Verbundenheit zu Virginia, die ihn Partei ergreifen lässt. „Ich war nicht in der Lage, meine Hand gegen meine Verwandten, meine Kinder, meine Heimat zu erheben“, schreibt er seiner Schwester.

Den Menschen im Süden gilt der General mit der stets makellosen Uniform und den ausgesucht höflichen Manieren als perfektes Abbild des Südstaaten-Gentleman. Und als der Mann, der ihr Land vor den verhassten Invasoren beschützt. Als Kommandeur der Army of Northern Virginia führt er im Sommer 1863 zwar nur eine der vier bedeutendsten konföderierten Armeen (die anderen drei kämpfen weiter im Westen), befiehlt aber die mit Abstand größte Streitmacht des Südens.

Mehrmais gelingt es ihm im zweiten Jahr des Krieges, den Vormarsch der zahlenmäßig überlegenen Unionstruppen zu stoppen. Im Mai 1863 fügt Lee der Army of the Potomac bei Chancellorsville im Nordosten Virginias eine demütigende Niederlage zu. Obwohl er mit 60 000 Mann gegen eine fast doppelt so große Streitmacht antritt, teilt Lee seine Truppen auf, überrascht den gegnerischen Befehlshaber Joseph Hooker mit einem riskanten Flankenangriff und erreicht schließlich den Rückzug des zahlenmäßig überlegenen Widersachers.

„Mein Gott, was wird das Land sagen“, entfährt es Lincoln, als er die Nachricht von der völlig unerwarteten Niederlage erhält.

Die anfängliche Kriegsbegeisterung im Norden ist längst gewichen: Es scheint den Unionstruppen schlicht nicht möglich zu sein, Lees Soldaten zu besiegen. In Washington werden die Forderungen nach Friedensverhandlungen immer lauter.

Lee dagegen überzeugt Mitte Mai 1863 die konföderierte Regierung davon, den Krieg in den Norden zu tragen – dorthin sind es nur acht Tagesmärsche. Das stark befestigte Washington anzugreifen, scheint ihm zu risikoreich. Er will den Gegner lieber im ländlichen Pennsylvania stellen, ihn fernab von schnellen Nachschubwegen vernichten. Zudem könnten sich seine Männer durch die Invasion endlich aus dem fruchtbaren Feindesland ernähren, statt weiterhin Virginia zur Last zu fallen.

Ein erfolgreicher Einmarsch, ein militärischer Triumph würde vielleicht den Kriegswillen des Nordens endgültig brechen; die Folge wären Friedensverhandlungen, die Unabhängigkeit von Washington, der Erhalt der Sklaverei.

Lee lässt keinen Zweifel daran, dass seine Truppen siegen werden. „Es gab noch nie zuvor solche Männer in einer Armee“, versichert er. „Unter der richtigen Führung werden sie überall hinmarschieren und alles tun.“ Nach seinem jüngsten Triumph hält sich der General für unschlagbar.

In den folgenden Wochen füllt er die Reihen seiner Armee auf, fordert jeden verfügbaren Mann von anderen Kriegsschauplätzen an. Am 3. Juni 1863 beginnt Lee mit fast 80 000 Soldaten seinen Marsch nach Norden – noch nie war seine Armee so groß. 20 000 Pferde



Die Brüder Henry (links) und Isaac Taylor, Lehrer aus Minnesota, haben sich nach Kriegsausbruch zur Nordstaatenarmee gemeldet. Ihr Regiment wird in Gettysburg fast drei Viertel seiner Männer verlieren

führen die Männer mit sich. Aneinandergereiht würden die mit Kanonen, Munition und Verpflegung beladenen Begleitzüge der Streitmacht eine Länge von nahezu 100 Kilometern ergeben.

UNTER LEES SOLDATEN ist auch George Clark, noch keine 22 Jahre alt, vom 11. Alabama-Regiment. Der Sohn eines Anwalts ist stolz auf die großen Plantagen des Südens und auf die Farmer dort. Sie hätten, so schreibt er in seinen Erinnerungen, die Sklaven stets „in der freundlichsten und väterlichsten Art und Weise“ behandelt.

Wie die Taylor-Brüder hat er sich freiwillig gemeldet. Die meisten Soldaten auf beiden Seiten sind deutlich unter 30 Jahre alt. Oft sind es unverheiratete Männer, die noch zu Hause wohnen.

Clark hat zwar jungenhafte, weiche Züge, doch er war schon als Kind ein

Draufgänger. Und er ist streng erzogen worden: Wenn er in der Schule geübt wurde, bekam er vom Vater eine weitere Tracht Prügel.

Der Krieg hat ihn noch härter gemacht. Als er 1862 bei einer Schlacht von einer Kugel in den Arm getroffen wurde, bekämpfte er die Schmerzen mit einer Flasche Brandy. Nach zwei Kriegsjahren sind die Gefechte und das Lagerleben für ihn längst zum Alltag geworden.

Lees Männer, die an einem Marschtag in der Regel mehr als 25 Kilometer zurücklegen, tragen verschlissene, oft unvollständige Uniformen in allen möglichen Farben, meist aber grau oder bräunlich gelb. Viele laufen barfuß – neben ausreichender Verpflegung und Medikamenten fehlt es der Armee vor allem an Schuhen.

Einige der Soldaten tragen auf ihrem Weg nach Norden Zelte mit sich. Andere schlafen im Freien und schützen sich vor dem Regen nur mit beschichteten Wolldecken, die sie sich meist mit einem Kameraden teilen.

An Tagen, an denen sie nicht marschieren, müssen die Männer Holz hauen, Latrinen bauen, Trinkwasser herbeischaffen, Wache schieben. Manchmal kommt es zu Streitereien mit Offizieren: Sie hätten sich zum Kämpfen gemeldet und nicht zum Schuften, beschweren sich die Soldaten. Manche haben eigene Sklaven dabei, die unangenehme Aufgaben für sie übernehmen.

Doch die meiste Zeit herrscht Langeweile im Lager, auf beiden Seiten. Die Männer vertreiben sich die Zeit mit Poker, Schach, Backgammon oder Würfelspielen. Manche führen kurze Theaterstücke auf, lesen und diskutieren über

Bücher. Versuchen, die Flöhe und Läuse aus Haaren und Uniformen zu waschen.

Den größten Teil an Aufmerksamkeit im ewig gleichen Lagerleben aber nehmen die Mahlzeiten ein – vermutlich, weil die Verpflegung zumindest in der Armee der Konföderation meist sehr schlecht ist. Missernten im Süden und das Zögern der Pflanzer, die Baumwollfelder in Äcker umzuwandeln, sorgen dafür, dass die Portionen häufig unter den festgeschriebenen Mindestrationen bleiben. Der *hardtack*, ein lange gebackener Keks aus Weizenmehl, Wasser und Salz, sei „härter als manches Holz“, notiert ein Soldat in seinem Tagebuch.

Um den wegen schlechter Lagerung häufig von Würmern und Käferlarven

befallenen Hartkeks genießbar zu machen, bröseln die Männer ihn in ihren Kaffee, braten ihn in Schweinefett. Meist aber müssen sie ihn pur essen.

„Wir mahlen mit unseren Kiefern“, so ein Soldat, „bis entweder der Hardtack oder unsere Zähne aufgeben.“ Viele Männer erkranken an Skorbut, sind extrem erschöpft, manche leiden unter blutendem Zahnfleisch und losen Zähnen.

Probleme mit schlechter Ernährung hatte anfangs auch die Armee des Nordens, die eigentlich über genügend Lebensmittel verfügt.

Als er das Kommando über die Army of the Potomac übernahm, änderte der Unionsgeneral John Hooker die Verpflegung, verordnete weniger gepökeltes Schweinefleisch und Kekse, ließ den Männern stattdessen frisches Gemüse

geben. Er kümmerte sich zudem um die Hygiene im Lager, ließ den Müll fortschaffen und die Zelte lüften – die Gesundheit der Soldaten verbesserte sich dadurch praktisch über Nacht.

Doch viele der Männer sind verbittert über ihre letzte Niederlage gegen Lee, die sie Hooker anlasten. Auch Lincoln traut ihm eine Entscheidungsschlacht gegen den Südstatengeneral nicht zu.

Obwohl er Hooker aufgefordert hat, Lee bei einer günstigen Gelegenheit zu attackieren, bewegen sich beide Armeen seit der letzten Schlacht parallel zueinander Richtung Norden. Lincoln gewinnt den Eindruck, dass Hooker Angst hat, Lee anzugreifen. Am 28. Juni enthebt er den General seines Kommandos.

Tote Soldaten unterhalb eines der Hügel, um die Union und Rebellen zwei Tage lang kämpfen. »Schlachthof« nennen die Überlebenden diese Gegend später, wo Männer in Blau und Grau einander mit Gewehrkolben und Bajonetten umbringen



Zum neuen Befehlshaber dieser Armee von 90 000 Mann ernennt Lincoln den 48-jährigen George Meade, einen großen, grauhaarigen General, den die Soldaten wegen seiner Brille sowie stets unberechenbarer Laune „glubschäugige Schnappschildkröte“ nennen.

Meade gilt nicht gerade als charismatischer Führer, aber er stammt aus Pennsylvania, und Lincoln glaubt, dass er seine Heimat leidenschaftlich verteidigen wird. Und tatsächlich geht er anders als Hooker sofort auf Konfrontationskurs mit Lees Heer. Vom Süden her nähert er sich am 29. Juni der Stadt Gettysburg.

Doch weiß keiner der Generäle, wo genau sich der Hauptteil der gegnerischen Streitmacht befindet. Zu weit auseinandergezogen ist Lees Armee, und besonders den Konföderierten fehlt eine vernünftige Aufklärung, denn die dafür unverzichtbare Kavallerie hat sich auf nicht genehmigten Streifzügen weit vom Hauptteil der Truppen entfernt.

Und so ist es ein Zufall, der die größte Schlacht des Krieges auslöst.

Am 30. Juni erteilt Robert E. Lee einer Einheit die Erlaubnis, sich am nächsten Tag nach Gettysburg zu begeben. Die Kleinstadt ist ein Handelsknotenpunkt, von dem sternförmig zwölf Straßen in alle Richtungen ausgehen. Hier soll es einen größeren Bestand an den in der Südstaatenarmee so dringend benötigten Schuhen geben. Und Gettysburg wird, so vermuten die Konföderierten, nur von einer Bürgermiliz bewacht.

Doch als die annähernd 6000 Infanteristen am nächsten Morgen gegen acht Uhr die Stadt erreichen, treffen sie auf etwa 3000 feindliche Kavalleristen, die am Vortag eingeritten sind und sich in der Nähe postiert hatten – ihr Kommandeur John Buford hatte sich ausgerechnet, dass Truppen der Konföderierten Gettysburg passieren würden. Die Unionssoldaten eröffnen sofort das Feuer.

Beide Seiten suchen Deckung hinter Zäunen und Bäumen. Es kommt zu einem stundenlangen Gefecht, bei dem

sich nordwestlich der Stadt die Front bildet: Die Konföderierten greifen in einem Halbkreis an, die Unionstruppen verteidigen ihre Stellungen am Rand von Gettysburg. Kuriere auf beiden Seiten galoppieren davon, um Verstärkung anzufordern (siehe Karte Seite 112).

Doch viele Verbände folgen einfach dem Schlachtenlärm, aus der Umgebung strömen bald massenweise Infanteristen herbei. Die Unionssoldaten weichen etwas zurück, und der Kampf verlagert sich vom freien Gelände westlich von Gettysburg langsam in Richtung der Ortschaft. Ankommende Einheiten der Nordstaatenarmee eilen in den Kampf, um den gegnerischen Vormarsch aufzuhalten, stürmen aus den umliegenden Wäldern, werfen sich in die Schlacht.

Am Nachmittag stehen sich am nördlichen und westlichen Stadtrand von Gettysburg 24 000 Konföderierte und 19 000 Unionssoldaten gegenüber. Doch weder Lee noch Meade sind bislang auf dem Schlachtfeld angekommen: Keiner der beiden hatte vor, hier zu kämpfen.

Nun hat das große Ringen ohne sie begonnen. Manche Einheiten verlieren im unkoordinierten Kampf innerhalb von Stunden zwei Drittel ihrer Männer.

Als Lee am späten Nachmittag endlich den Schauplatz erreicht, befiehlt er sofort einen Großangriff, um die zahlenmäßige Überlegenheit seiner Truppe auszunutzen und die zurückweichenden Nordstaatler aus der Stadt zu drängen.

Unter dem Druck der Attacke bricht die Front der Unionssoldaten zusammen. Manchen Einheiten gelingt ein geordneter Rückzug Richtung Süden: Während der Hauptteil der Männer zurückweicht, sichern immer einige Soldaten gegen die nachrückenden Konföderierten ab. Andere Regimenter aber verlieren jede Disziplin; Soldaten rennen in Panik durch die Straßen, trampeln sich gegenseitig nieder, verstecken sich in Hinterhöfen oder Häusern. Tausende werden gefangen genommen oder ergeben sich dem Gegner.

Vielen Bewohnern von Gettysburg wird erst jetzt klar, dass auch sie in Ge-

fahr sein könnten. Manche fliehen, suchen Schutz in ihren Kellern, hören von dort aus das Gewehrfeuer, das Schreien der Truppen, den Donner der Kanonen. Andere reichen den zurückweichenden Unionssoldaten Wasser und Obst, flehen sie panisch an, ihre Stadt nicht den Konföderierten zu überlassen.

Doch die Bürger müssen mit ansehen, wie immer mehr Nordstaatler die Flucht ergreifen, wie die Stadt nach und nach in die Hände der Invasoren fällt. Alles sieht nach einem weiteren Sieg Lees aus.

Die Unionsarmee hat allerdings einen Trumpf: Südlich der Stadt liegen in einer etwa fünf Kilometer langen Formation mehrere niedrige Höhenzüge, dazwischen einige Hügel, die wie kleine Türme herausragen – eine ideale Verteidigungsposition. Dort sammeln sich nun einige versprengte Reste der Unionsarmee.

Lee erkennt die Gefahr, dass sich die Nordstaatler auf den Hügeln verschanzen könnten. Er muss die Anhöhen einnehmen, ehe der Hauptteil der Unionsarmee eintrifft. Entsprechend seiner Art, Verantwortung zu delegieren, gibt er General Richard Ewell die Anweisung, „falls möglich“ die wichtigen Hügel Cemetery Hill und Culp's Hill von den Unionstruppen zu erobern.

Ewell aber hält einen Angriff nicht für möglich. Er schätzt möglicherweise den Gegner stärker ein, als der in Wirklichkeit ist, wartet jedenfalls stundenlang auf Verstärkung – und verpasst so die letzte Möglichkeit, die Hügel bis zum Abend mit einer Übermacht zu stürmen.

SO ENDET DER ERSTE TAG mit einer Art Patt: Die Konföderierten haben die Unionssoldaten aus der Stadt getrieben und mehr als 3000 Gegner gefangen genommen. Doch Meades Armee hat sich mit den Anhöhen einen großen strategi-

ALLE SUCHEN DECKUNG HINTER ZÄUNEN UND BÄUMEN

schen Vorteil gesichert. Die Höhenzüge bieten der Artillerie einige hervorragende Positionen mit freier Sicht auf die vor ihnen liegende Ebene.

Auf den bewaldeten Abhängen finden die Soldaten leicht Deckung; zudem liegen die Hügelkämme so nah beieinander, dass die Verteidiger in kurzer Zeit jeden Punkt ihrer Front verstärken können. Von diesen Stellungen aus wäre Meade in der Lage, Lees Armee zu schlagen, falls die angreifen sollte.

Die Frage ist nur, ob sein Gegner das Risiko eingehen wird.

Beide Armeen sind am nächsten Morgen fast vollzählig südlich von Gettysburg versammelt. Auch das 1. Minnesota-Regiment mit den Brüdern Taylor trifft gegen sechs Uhr ein und wird auf einem etwas südlicher liegenden Höhenzug namens Cemetery Ridge als Reserveeinheit eingeteilt. Die Männer sind still, nur manche beschwören sich, weil sie vor dem Abmarsch keinen Kaffee mehr kochen konnten. Offenbar ahnt keiner von ihnen, so wird später ein junger Sergeant notieren, „dass dieser Tag der traurigste, blutigste und ruhmreichste unseres Regiments werden sollte“.

Etwa einen Kilometer westlich davon beobachten Lee und sein wichtigster Vertrauter, der erfahrene General James Longstreet, mit Feldstechern die von den Unionssoldaten gehaltenen Anhöhen. Vor ihnen liegen Wiesen, eine Pfirsichplantage, ein Weizenfeld.

Lee hat sich trotz der Risiken zu einem Angriff auf die Höhen entschlossen. Longstreet trägt seine Zweifel vor, schon zum zweiten Mal: Bereits am Vorabend hat er Lee vor einer Attacke gewarnt, da die Positionen des Gegners auf der Hügelkette zu stark für einen Angriff seien.

Vielmehr solle Lee einfach direkt auf Washington marschieren. Damit würde er Meade früher oder später zu einem Angriff auf offenem Feld zwingen.

Doch Lee will die feindliche Armee endgültig vernichten. „Der Gegner ist dort drüber, und dort drüber werde ich ihn angreifen“, erklärt er knapp.

Der Oberbefehlshaber scheint aufgewühlter zu sein als sonst, nervöser. Gleichzeitig ist er geschwächt von einer Durchfallerkrankung. Vielleicht denkt er nicht so scharf nach wie gewöhnlich. Zu sehr giert er nach einem finalen Triumph über den Gegner. Und zu groß ist nach den letzten Siegen womöglich sein Vertrauen in die Stärke seiner Armee. In jedem Fall: Anders als früher lässt er sich von seinen Offizieren nichts sagen.

Er befiehlt Longstreet, die Südwestflanke der Union auf Cemetery Ridge anzugreifen. Dann, so Lees Kalkül, wird Meade seine Truppen auf diesem Abschnitt verstärken müssen. Diesen Moment soll dann General Ewell nutzen, um im Nordosten die nun ausgedünnten Reihen auf Cemetery Hill und Culp's Hill zu überrennen.

Geht der Plan auf und beide Flanken der Verteidiger brechen zusammen, hätte Lee dem Gegner seinen Höhenvorteil genommen und ihn zudem eingekesselt.

Allerdings beauftragt Lee mit Longstreet einen Kommandeur, der nicht an den Erfolg des Vorstoßes glaubt. Es ist unmöglich zu bestimmen, was genau in Longstreets Kopf vorgeht, nachdem Lee seinen Rat so pauschal abgetan hat. Doch es hat den Anschein, als führt der General den unerwünschten Befehl nicht mit der nötigen Energie aus. Er braucht jedenfalls lange, um seine Truppen zu sammeln, sie in Marschbereitschaft zu versetzen und mit ihnen in die Angriffsposition zu laufen.

Obwohl Lee am frühen Morgen eine schnelle Attacke gefordert hat, dauert es bis zum Nachmittag, ehe Longstreet alle Vorbereitungen getroffen hat.

Zudem meldet er Lee nicht die dramatischen Entwicklungen, die ihm Späher über die Stellungen des Gegners zugetragen haben. Denn am frühen Nachmittag hat der Unionsgeneral Dan Sickles – ein wohlhabender Anwalt und Politiker, der seinen Befehlsgrad eher seinem politischen Einfluss zu verdanken hat als militärischem Können – eigenmächtig entschieden, sein auf Cemetery Ridge stationiertes 3. Korps gut 800 Meter nach vorn auf eine noch höher gelegene Position zu verschieben.

Allerdings bedenkt Sickles nicht, dass er damit die gesamte Verteidigungslinie der Unionsarmee aufreißt: Seine Truppen müssen nun eine weitaus längere Linie als zuvor verteidigen; zudem ha-

ben sie keinerlei Verbindung mehr zu den Verbänden rechts von ihnen.

Meade ist entsetzt, als er von Sickles Vormarsch erfährt. Noch ehe ein Schuss gefallen ist, hat seine Armee bereits den ersten großen Fehler begangen.

Und auch Longstreet muss erkannt haben, dass sich seinen Männern nun eine Möglichkeit bietet, in die entstandenen Lücken zu stoßen und Sickles vorgezogene Truppen nicht frontal anzugreifen, wie von Lee befohlen, sondern ihnen durch eine Flankenbewegung in den Rücken zu fallen. Trotzdem bittet er Lee nicht, die Pläne entsprechend zu ändern – vielleicht fürchtet er, ein drittes Mal überstimmt zu werden.

Um 16 Uhr gibt Longstreet den Befehl zum direkten Angriff. Unterstützt von massivem Artilleriefeuer aus 54 Kanonen, stürmen 15 000 Konföderierte auf das Südende von Cemetery Ridge, auf die davor gelegene Pfirsichplantage und einen ebenfalls vorgelagerten kleinen Wald, wo Sickles' 3. Korps nun steht. Zehntausende Gewehre knallen. Es ist ein schwüler, windstiller Tag, und in der feuchten Luft hält sich der Rauch des Schwarzpulvers, weht bald wie ein riesiger Vorhang in den wolkigen Himmel.

Durch Sickles' Vormarsch ist die Verteidigungslinie seiner Truppen fast doppelt so lang wie zuvor, und Meade ist gezwungen, Verbände zu verschieben, Reserveeinheiten schneller als geplant in die Schlacht zu werfen.

Gegen 16.30 Uhr schickt er eine ganze Division zur Verstärkung von Sickles' Korps an die Südflanke des Cemetery Ridge. Deren Position muss nun das 1. Minnesota-Regiment einnehmen – die Taylor-Brüder und ihre nicht einmal 300 Kameraden halten jetzt einen Abschnitt, dem zuvor mehrere Tausend Soldaten zugeteilt waren.

Von ihrer hoch gelegenen Stellung können sie fast die gesamte Front überblicken, die Pfirsichplantage, das Weizenfeld, die Wiesen und Waldstücke. Bäuchlings liegen sie auf der Erde und erleben „einen Wirbelsturm aus Feuer und Rauch, in den Verstärkungen stürzen und aus dem Ströme von Verletzten kommen“, so ein Sergeant später.

Vier Unionssoldaten, darunter ein Offizier (ganz unten links), vermutlich vor ihrem Abmarsch aufgenommen. Zu Tausenden produzieren Fotografen diese Bilder. Oft sind sie das Einzige, was den Angehörigen nach dem Tod ihrer Söhne, Väter oder Brüder bleibt



Es scheint, als würde die überdehnte Linie der Unionisten brechen, besonders das vorgezogene 3. Korps von Sickles kann dem Druck kaum noch standhalten. Kurz nach 18 Uhr wird der General getroffen, eine Kanonenkugel zerschmettert sein rechtes Bein. Als Soldaten ihn vom Feld tragen, pafft er auf seiner Zigarre.

Zur gleichen Zeit gerät das 1. Minnesota-Regiment unter Beschuss. 1600 Konföderierte, darunter das 11. Alabama-Regiment von George Clark, nähern sich der Stellung. Henry und Isaac Taylor pflanzen die Bajonette auf.

Als der Unionsgeneral Winfield S. Hancock herangaloppiert, um einen Gegenangriff zu organisieren, denkt er

zunächst, das 1. Minnesota-Regiment sei eine versprengte Gruppe von Sickles' flüchtenden Soldaten. Ungläubig erfährt er, dass dies die Einheit ist, die offiziell für diesen Abschnitt eingeteilt ist.

„Mein Gott“, brüllt er, „sind das alle Männer, die wir hier haben?“

Verzweifelt wartet er noch kurze Zeit auf Verstärkung. Dann gibt er den Befehl zum Angriff. „Ich wusste“, wird er später sagen, „dass die Konföderierten die Stellung erobern würden, wenn wir sie nicht aufhielten. Ich hätte das Regiment auch in den Kampf geschickt, wenn ich gewusst hätte, dass jeder einzelne Mann getötet würde. Es musste sein.“

Die Männer springen auf, schultern ihre Gewehre, und auf das Kommando „Vorwärts, im Laufschritt!“ rennen sie den Abhang hinunter; sie sind lange

genug Soldaten, um zu wissen, dass dies für viele von ihnen die letzten Minuten ihres Lebens sind.

Die Konföderierten eröffnen sofort das Feuer, doch schießen sie, wohl wegen des dichten Rauchs, meist zu hoch. Die bergab laufenden Unionstruppen werden immer schneller, viele beginnen zu schreien. Die Südstaatler sehen aus dem Rauch feindliche Soldaten mit gezückten Bajonetten auf sich zustürmen; sie haben keine Ahnung, dass sie dem Gegner der Zahl nach vier- oder gar fünf-fach überlegen sind.

Ihre Formation ist nach dem Vormarsch des Nachmittags ohnehin in Unordnung, und George Clark verliert fast die Orientierung im Chaos. An vielen

Ein toter konföderierter Infanterist in »The Devil's Den«, der Höhle des Teufels: einem mit Felsbrocken bedeckten Hügel, auf dem am zweiten Tag Rebellen und Unionssoldaten in ungewöhnlich grausamem Nahkampf aufeinandertreffen



Stellen kämpft bald Mann gegen Mann; sie zertrümmern den Kopf des Gegners mit ihrem Gewehrkolben, stoßen ihm das Bajonett in den Bauch. Von weiter hinten feuern aufgeregte Konföderierte und treffen oft ihre eigenen Kameraden.

Es ist bald 19 Uhr, die Sonne schon fast untergegangen, und die Mündungsfeuer leuchten wie Blitze in der Dämmerung. Da erhält das 1. Minnesota endlich Verstärkung. Eine weitere Einheit attackiert die Konföderierten, deren Reihen nun an manchen Stellen zurückweichen, bis ihr Kommandeur schließlich den Rückzug befiehlt.

Als die Unionssoldaten begreifen, dass die Attacke des Gegners beendet ist, lassen auch sie sich langsam zurückfallen. Henry Taylor brüllt die Order seines Befehlshabers zum Rückzug mehrmals in das Chaos, um sicherzustellen, dass sie auch jeder hört.

Wie Henry Taylor entkommt auch George Clark dem Kampfgettümmler unverletzt.

Mehr oder weniger zeitgleich mit dem Rückzug seines Regiments klingen die Kämpfe an der gesamten Front ab. Den Konföderierten ist es nicht gelungen, die Verteidigungslinie der Union aufzubrechen. Zwar konnten sie vorübergehend einzelne Positionen an den Anhöhen einnehmen, doch sie haben sie nirgends für längere Zeit gehalten. Weder an der Südflanke noch am Nordende der Unionslinie.

Drei Stunden ist gekämpft worden. Fast 20 000 Mann sind tot oder verletzt. An den Stellungen der Heere aber hat sich nichts Wesentliches geändert – nur bei Culp's Hill mussten die Unionstruppen etwas zurückweichen, doch die Spitze des Hügels konnten die Konföderierten auch hier nicht erobern.

Überall Leichen und Verletzte. Allein auf einem Weizenfeld liegen mehr als 4000 Soldaten. Ihr Blut färbt das fast reife, goldgelbe Getreide rot.

Als sich das 1. Minnesota-Regiment auf dem Cemetery Ridge sammelt, sieht Henry Taylor in die erschöpften Gesichter von etwa 50 Männern. In nur 20 Mi-

nuten Nahkampf hat das Regiment mehr als 70 Prozent seiner Soldaten verloren – es ist die höchste Verlustrate einer Einheit im gesamten Bürgerkrieg.

Zwei Stunden lang sucht er in der Dunkelheit vergebens nach seinem Bruder. Erst am nächsten Morgen wird er dessen Leiche finden: Isaac war bereits wieder die Böschung hinaufgehastet, als eine Artilleriegranate über seinem Kopf explodierte. Die Eisensplitter sind in seine Schädeldecke eingedrungen, durch seinen Körper gerast und haben ihn fast in zwei Hälften geteilt. Henry besorgt einen Spaten und schaufelt mit zwei Kameraden Isaacs Grab.

Überall auf dem Schlachtfeld versuchen Soldaten und Sanitäter, Überlebende zu finden. In den Feldlazaretten kämpfen Ärzte um die Leben Tausender Männer. Doch oft können sie kaum etwas ausrichten, zu schwer sind die Verletzungen.

In diesem Krieg kommen erstmals Gewehre massenweise zum Einsatz, deren Läufe innen von spiralförmigen Rillen durchzogen sind. Sie schießen nicht mehr mit runden Eisenkugeln, sondern mit zylindrischen Geschossen, benannt nach ihrem Erfinder, dem französischen Offizier Claude Etienne Minié.

Diese aus Blei gegossenen Projektils sind am Boden eingedellt; beim Schuss dehnt sich der Hohlboden durch den Druck der Schwarzpulver-Explosion aus, in das Geschoss gezogene Rillen fassen in die Rillen des Gewehrlaufs – und die so erzeugte Rotation lässt sie weiter und gerader fliegen als Kugeln. War es zuvor unmöglich, über eine Distanz von mehr als 100 Metern zielgenau zu treffen, ist ein Minié-Geschoss auch auf 250 Meter Entfernung noch präzise. Beim Aufprall plättet sich seine Spitze, und das nun verbreiterte Geschoss reißt furchtbare Wunden, lässt Knochen in Hunderte Splitter zerbersten.

In den Feldlazaretten, im trüben Licht der Gaslaternen, lassen sich solche Wunden nicht operieren. Die provisorischen Hospitäler werden oft in Scheunen oder Privathäusern eingerichtet, in Zelten, manchmal auch einfach auf

einer Lichtung. Viele der Ärzte haben vor dem Krieg noch nie operiert. Im Gegensatz zu Europa ist die medizinische Ausbildung in den USA auch Mitte des 19. Jahrhunderts noch kaum geregelt. Mancher Arzt besucht nur ein paar Vorlesungen, ehe er sich als Doktor ausgibt.

Erst wenige Jahre zuvor hat der Forscher Louis Pasteur in Paris entdeckt, dass winzige Einzeller – später wird man sie „Bakterien“ nennen – Gärung und Fäulnis hervorrufen können; die Bürgerkriegsärzte haben noch kein Verständnis von Antisepsis. Sie wissen nicht, wie wichtig es ist, Operationsbesteck zu desinfizieren, sie verstehen Eiter als Zeichen der Heilung. Und eines ihrer wichtigsten Arbeitsgeräte ist die Säge.

Bei Schusswunden in Armen oder Beinen amputieren sie fast immer, sie können die von Minié-Geschossen zer splitterten Knochen nicht anders behandeln. Die mit Chloroform oder Äther betäubten Verletzten dämmern dabei oft nur im Halbschlaf – sie fühlen kaum Schmerzen, bekommen die brutale Prozedur aber bewusst mit.

„Es war Fleischerhandwerk“, schreiben viele Soldaten in ihre Tagebücher.

Den Stumpf verschließen die Operateure mit Haut und Muskelgewebe; manchmal sammelt sich derart viel Eiter in der Wunde, dass die Nähte aufreißen und eine erneute, höher angesetzte Amputation nötig wird. Die Sterberate ist hoch, eine Oberschenkel-Abtrennung überlebt nur jeder Zweite.

Etwa zehn Minuten brauchen erfahrene Ärzte pro Amputation, und bei Gettysburg arbeiten sie im Akkord. Schon bald türmen sich in den Ecken der Lazarette die abgetrennten Arme und Beine.

AM NÄCHSTEN MORGEN fallen die ersten Schüsse bei Culp's Hill: Auf Kanonenfeuer aus den Stellungen der Union reagieren die Konföderierten mit Infan-

terieangriffen. Immer wieder rennen sie gegen den Hügel an – erfolglos.

In diesen Stunden wird der Kampf zwischen Blau und Grau wieder einmal zu einem wahren Bruderkrieg: Männer aus dem gleichen Staat kämpfen gegeneinander, Nachbarn, Freunde, manchmal Geschwister. Denn in den Grenzstaaten Delaware, Kentucky, Maryland und Missouri spaltet der Krieg Gemeinden, Dörfer, Familien. Tausende sind in den Süden gegangen, um für die Konföderierten zu kämpfen; andere sehen den Norden im Recht.

Bei Culp's Hill schießen Männer aus Maryland aufeinander. Als die siegreichen Nordstaatler nach dem Kampf über das Schlachtfeld gehen, finden sie unter den Gefallenen viele Freunde und Bekannte. Als ob es ihre eigenen Kameraden wären, tragen sie verletzte Konföderierte zu den Unionslazaretten.

Für Lee ist die Attacke bei Culp's Hill ein weiterer Rückschlag: Die Armeen stehen im Wesentlichen noch immer dort, wo sie am Vortag waren. Insgesamt sind inzwischen mehr als 35 000 Soldaten gefallen, verletzt oder vermisst. Lees Strategie, die Flanken des Gegners zu brechen und die Unionsarmee einzukesseln, ist nicht aufgegangen. Meade hat seine Verteidigungsposition gehalten. Er wird seinen Vorteil nicht aufgeben, sondern auf einen weiteren Angriff warten. Und Lee wird ihn nicht enttäuschen.

Der in seinem Selbstbewusstsein unerschütterliche General vermutet offenbar weiterhin, dass die Kämpfe vom Vortag die Unionstruppen so sehr ausgedünnt haben, dass er ihre Reihen mit einem finalen Großangriff brechen kann.

Es ist ein waghalsiger Plan ohne Raffinesse, der einzig darauf setzt, stärker zu sein als der Gegner: Während Ewells Männer die rechte Flanke bedrängen und Kavallerie den Unionstruppen in den Rücken fallen sollen, werden drei Infanterie-Divisionen (insgesamt knapp 15 000 Soldaten) im Zentrum frontal angreifen, darunter die ausgeruhten Männer des Generals George Edward Pickett, die am Vortag nicht gekämpft haben.

Lee ist über die Situation aber nur unzureichend informiert. So glaubt er

nach wie vor hartnäckig an die überlegene Kampfkraft seiner Soldaten – und unterschätzt zugleich die noch vorhandene Stärke des Gegners.

Als Lee seinen Plan Longstreet mitteilt, kommt es zu einem weiteren Disput. Longstreet warnt Lee, für einen solchen Angriff brauche er „mindestens 30 000 Mann“. Doch der antwortet, seine großartige Armee könne es auch mit der Hälfte schaffen.

Er vertraut seinen Soldaten, weil er gar keine andere Wahl hat: Nach den großen Verlusten der letzten beiden Tage kann Lee jetzt nicht mehr als 15 000 Mann abstellen – denn sonst würde er bei einem Scheitern der Offensive riskieren, dass Meade mit einer Gegenattacke seine gesamte Armee aufreibt.

Um den Angriff möglichst gut vorzubereiten, befiehlt Lee den gewaltigsten Artilleriebeschuss, den die Südstaaten bis dahin geführt haben. Um 13.07 Uhr eröffnen 150 Kanonen das Feuer auf Cemetery Ridge. Auf dem Hügelkamm erzittern die Männer vom 1. Minnesota-Regiment. Um sie reißt die Erde auf, Bäume zerbersten zu Splittern, Pferde und Menschen werden in Stücke gerissen. „Wir lagen auf dem Boden und erwarteten, jeden Moment in Atome gesprengt zu werden“, so ein Unteroffizier.

Doch wie furchterregend das Bombardement auch sein mag – es ist wenig effektiv. Denn mit jedem Schuss graben die Kanonen sich hinten tiefer in den Boden, die Flugbahn der Geschosse wird dadurch immer steiler, und wegen des dichten Rauchs können die Kanoniere sie nicht korrigieren, was dazu führt, dass die meisten Ladungen ihr Ziel verfehlten.

Zudem zünden viele der Granaten zu spät, detonieren erst hinter den Linien der Union. Denn wegen einer Explosion in der konföderierten Hauptwaffenschmiede in Richmond sind die Geschosse in mehreren Städten produziert worden – mit dem Ergebnis, dass die Granaten bei Gettysburg unterschiedlich schnell zünden, da die Luntens, die ihr Schwarzpulver zur Explosion bringen, unregelmäßig brennen.

Die Kanoniere, die durchweg an die Munition aus Richmond gewöhnt sind, richten ihre Artillerie so aus, wie sie es immer getan haben. Von ihrem Fehler

aber ahnen sie nichts: Rauch und aufgewirbelte Erde erschweren die Sicht.

Und so täuschen sich die Konföderierten, als sie wegen des abklingenden gegnerischen Feuers denken, sie hätten die meisten Unionskanonen zerstört. Tatsächlich hören Meades Soldaten jetzt nur vorübergehend auf zu schießen, um den Gegner in Sicherheit zu wiegen – und um Munition zu sparen für den Angriff, den sie nun erwarten.

Gegen 15 Uhr setzen sich die drei konföderierten Divisionen in Bewegung. In Reih und Glied marschieren sie über völlig freies Feld, bis zu den Reihen der Gegner sind es gut 1200 Meter. Die Formation der Soldaten ist mehr als anderthalb Kilometer breit.

Von allen Angriffen des Krieges, so schreibt ein konföderierter Offizier, sei dieser „der schönste“ gewesen. Und selbst ein Unionssoldat ist überwältigt ob des „großartigen Schauspiels“.

Im gleichmäßigen Schritt bewegen sich die Männer vorwärts – und bieten ein Ziel, das die Kanoniere der Union nicht verfehlten können.

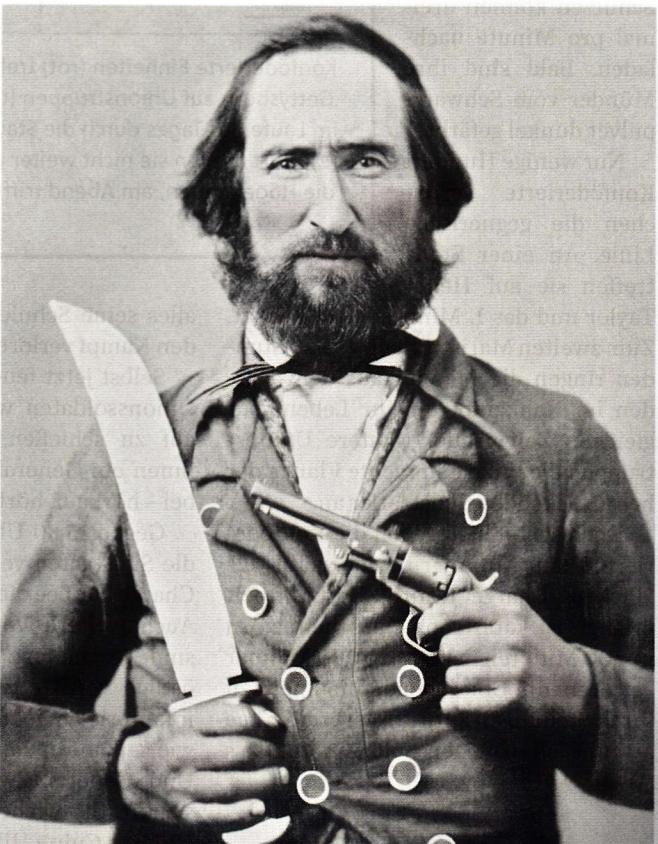
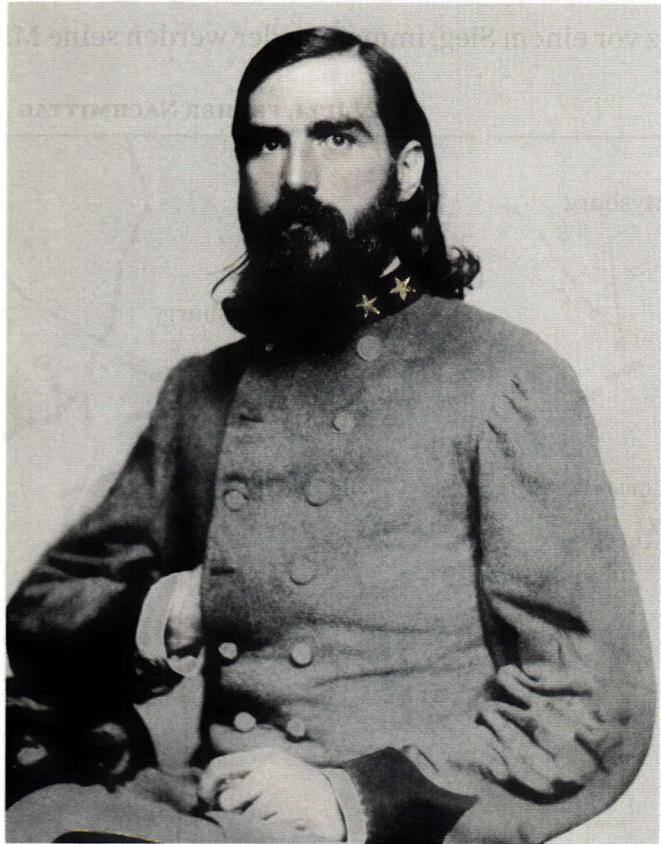
Sie beginnen ihr mörderisches Bombardement mit Artilleriegranaten. Diese Geschosse zerspringen in Tausende Eissensplitter, wenn sie über den Köpfen der Angreifer detonieren, treffen so Dutzende Männer auf einmal.

Aber auch die herkömmlichen Kanonenkugeln aus massivem Eisen richten verheerenden Schaden an; sie kommen oft vor den Angreifern auf, springen über den Boden wie Bälle, reißen gewaltige Lücken in die Reihen der Soldaten.

Schließlich, ab einer Entfernung von etwa 300 Metern, geraten die Konföderierten in die Reichweite der Kartätschenmunition. Das sind Blechbehälter, gefüllt mit 27 etwa tischtennisballgroßen Eisen- oder Bleikugeln. Beim Schuss zerreißen sie die Hülle und rasen einzeln auf den Gegner zu: So wird eine Kanone zur riesigen Schrotflinte.

Auch George Clark, der am linken Flügel der Formation marschiert, wird von einer der Kartätschenkugeln getroffen. Am Boden liegend, denkt er über „den Horror des Krieges“ und „den kriminellen Wahnwitz“ von Lees An-

Anders als Offiziere wie dieser Colonel (o. l.) tragen viele Rebellen selbst gemachte, unvollständige, häufig zerschlissene Uniformen. Sie bringen oft Bowiemesser mit in den Dienst und marschieren barfuß, bis sie einem Gefallenen die Schuhe abnehmen können



griffsbefehl nach, wie er sich später erinnert. Um ihn herum liegen Leichen, viele von ihnen zerfetzt.

Die Überlebenden sind bis auf Schussweite der feindlichen Gewehre vormarschiert. Die Verteidiger feuern Salve um Salve in die herannahenden Konföderierten.

Geübt bedienen die Kämpfer ihre Vorderlader: Nach jedem Schuss beißen die Soldaten eine Kapsel mit Schwarzpulver auf, lassen den Stoff in ihre Gewehr-läufe rieseln, rammen das Minié-Geschoss mit einem metallenen Ladestock nach, entfernen das alte Zündplättchen, legen ein neues auf das Zündloch unter dem Schlagbolzen und feuern. Erfahrene Schützen können dreimal pro Minute nachladen. Bald sind ihre Münden vom Schwarzpulver dunkel gefärbt.

Nur wenige Hundert Konföderierte erreichen die gegnerische Linie. An einer Stelle treffen sie auf Henry

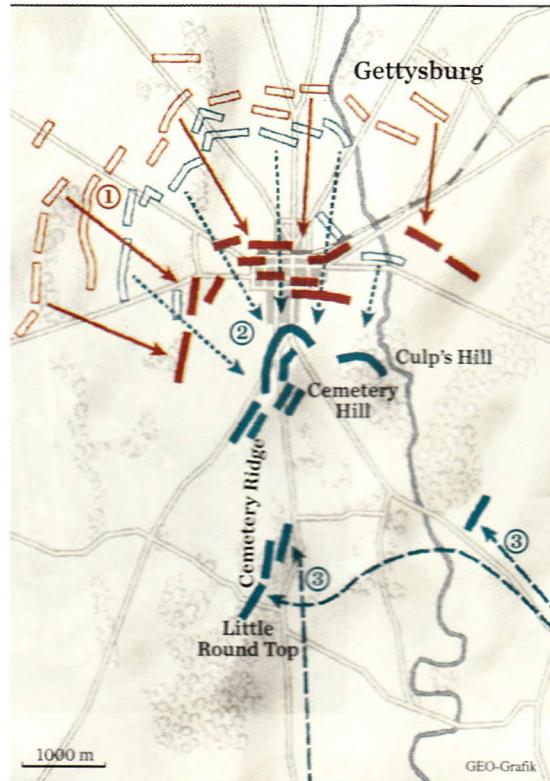
Taylor und das 1. Minnesota-Regiment. Zum zweiten Mal innerhalb von 20 Stunden ringen die Männer aus dem Norden im Nahkampf um ihr Leben. Zur gleichen Zeit greifen weitere Unionstruppen die linke und rechte Flanke der heranrückenden Südstaatler an.

Doch schon bald geben die Konföderierten auf; ihr Angriff, der später als „Pickett's Charge“ traurige Berühmtheit erlangt, ist katastrophal gescheitert: In nur 30 Minuten haben sie 7000 Männer verloren, die Überlebenden taumeln zu ihren Stellungen zurück. Dort reitet Lee auf und ab, ruft den Soldaten zu, dass

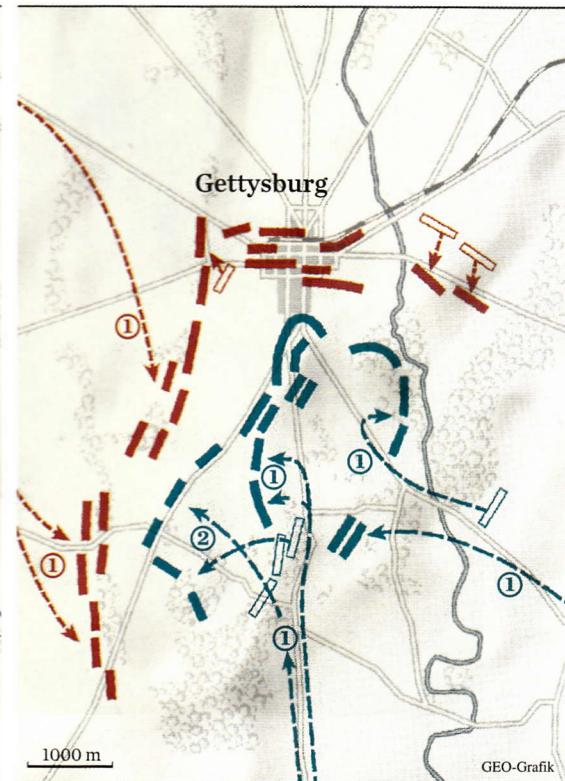
KAMPF IN DEN HÜGELN

Mehrmals steht Lee kurz vor einem Sieg, immer wieder werden seine Männer

1. JULI



2. JULI, FRÜHER NACHMITTAG



Konföderierte Einheiten (rot) treffen (1) am 1. Juli vor Gettysburg auf Unionstruppen (blau) und treiben sie im Laufe des Tages durch die Stadt zum Cemetery Hill (2). Dort greifen sie nicht weiter an: Der Norden kann die Hügel halten, am Abend trifft Verstärkung ein (3)

In der Nacht und am Vormittag des 2. Juli marschieren auf beiden Seiten weitere Truppen heran (1). Gegen 15 Uhr verlegt der Nordstaatengeneral Sickles seinen Abschnitt der Verteidigungslinie eigenmächtig um gut 800 Meter nach vorn (2)

alles seine Schuld sei: „Ich bin es, der den Kampf verloren hat.“

Selbst jetzt feuern noch immer viele Unionssoldaten wie im Rausch. „Hört auf zu schießen, ihr Idioten“, brüllt ihnen ein General zu. „Es ist alles vorbei – hört auf, hört auf, hört auf!“

Gegen 15.30 Uhr ist die Schlacht für die Südstaaten verloren – mit Pickett's Charge hat Lee die letzte Chance vertan. Auch weitere Vorhaben des Generals sind gescheitert: Die Kavallerie wird östlich von Gettysburg durch Unionstruppen aufgehalten, sie gelangt nicht wie geplant in den Rücken des Gegners. Und General Ewell hat es nicht geschafft, die wichtigen Hügel Cemetery Hill und Culp's Hill einzunehmen.

DREI TAGE LANG haben sich die beiden größten Armeen des Krieges bekämpft. Auf Seiten der Union sind 23 000 Männer tot, vermisst oder verwundet, bei den Konföderierten gut 28 000.

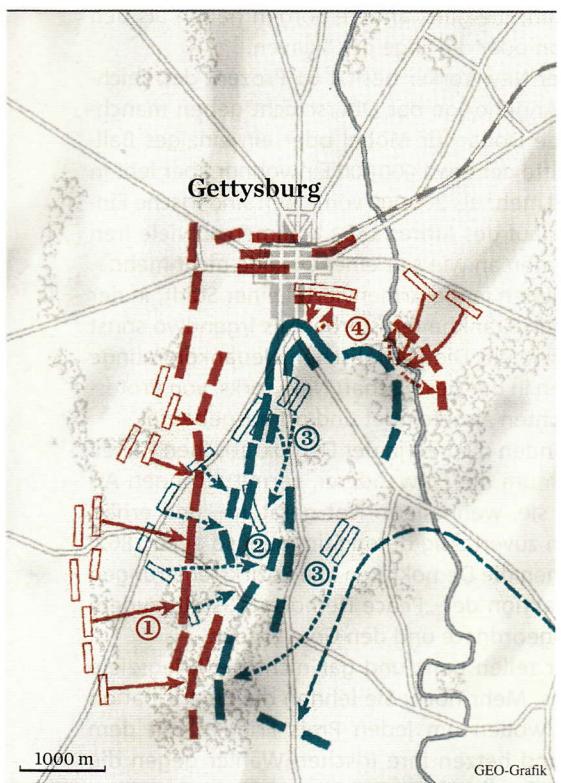
Meade verzichtet darauf, dem Gegner nachzusetzen. Er weiß nicht, wie sehr Lees Armee geschwächt ist, und offenbar kann er kaum glauben, den berühmten Südstaatengeneral wirklich besiegt zu haben. „Wir haben uns gut genug geschlagen“, erwidert er einem Offizier, der auf einen Gegenangriff drängt.

Meade überlegt zwar, ob er am nächsten Tag doch noch attackieren soll, aber

PENNSYLVIANIAS

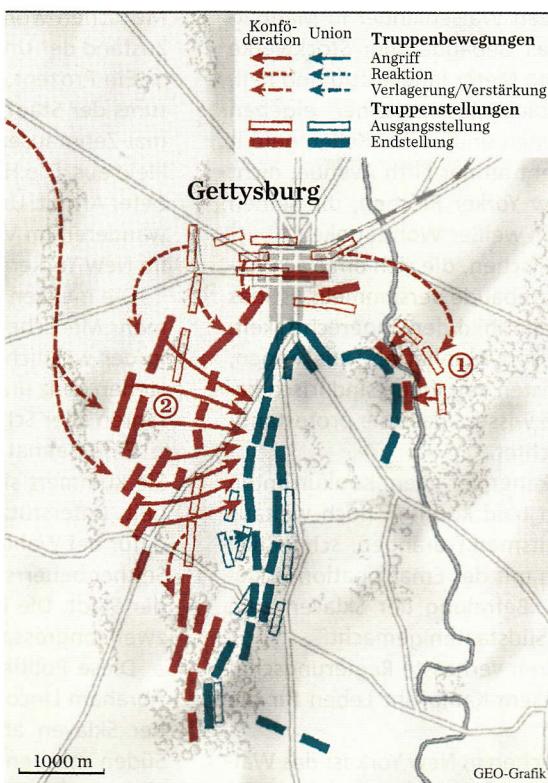
zurückgedrängt. Da macht er am dritten Tag einen verhängnisvollen Fehler

2. JULI, NACHMITTAG UND ABEND



Um 16 Uhr greifen Konföderierte die Sickles-Einheiten an (1), treiben sie auf den Cemetery Ridge zurück (2). Unionstruppen eilen zu Hilfe (3). Gemeinsam können sie die Höhen ebenso halten wie Culp's und Cemetery Hill, wo der Süden am Abend angreift (4)

3. JULI



Am Morgen greifen Konföderierte Culp's Hill an (1), aber ohne Erfolg. Am Nachmittag befiehlt Lee »Pickett's Charge«, eine Attacke auf das Zentrum der Union: 15 000 Mann rennen in einen Kugelhagel (2). Der Angriff scheitert, Lee hat die Schlacht verloren

Union kriegsmüde wird und bereit für Verhandlungen. Im Norden aber nimmt der Glaube an einen Sieg zu: Wenn selbst Lees Armee zu bezwingen ist, dann können die Unionssoldaten jeden schlagen.

GEORGE CLARK kämpft nach seiner Genesung weiter. Später geht er nach Alabama, studiert Jura, wird Staatsanwalt von Texas, kandidiert 1892 als Gouverneur. Er stirbt 1918.

Auch Henry Taylor bleibt bis zum Kriegsende in der Armee. Doch der Tod seines Bruders verfolgt ihn bis zu seinem Lebensende 1907. „Ich war der Einzige“, schreibt er in einem Brief an seine Schwester, „der an seinem Grab geweint hat.“

Einige Monate nach dem Kampf hält Abraham Lincoln bei der Einweihung eines Soldatenfriedhofs eine Ansprache, die als „Gettysburg Address“ berühmt wird. Das Grußwort dauert nur zwei Minuten. Doch es wird

eine der wichtigsten Reden der amerikanischen Geschichte. Denn Lincoln macht den Menschen der Nordstaaten noch einmal klar, wofür sie kämpfen.

„Auf dass wir hier einen heiligen Eid schwören“, sagt er auf dem Schlachtfeld in Gettysburg, „dass diese Toten nicht vergebens gefallen sein mögen. Auf dass diese Nation, unter Gott, eine Wiedergeburt der Freiheit erleben möge. Und auf dass die Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk, nicht von der Erde verschwinden möge.“ □

ein heftiger Regen am 4. Juli erschwert jede Truppenbewegung und bringt ihn von seinen ohnehin vagen Plänen ab.

Und so kann Robert E. Lee mit seinen Truppen ungestört abziehen. Tausende verletzte Südstaatler erleiden höllische Schmerzen, als sie in Ambulanzwagen und beschlagnahmten Karren über unebene Feldwege Richtung Süden rattern. Einer von ihnen ist George Clark.

Literaturempfehlungen: Edwin B. Coddington, „The Gettysburg Campaign. A Study in Command“, Touchstone; Standardwerk. Paul A. Cimbala, „American Soldiers' Lives: The Civil War“, Greenwood Press; genaues Bild des Soldatenalltags.

Nie wieder wird Lee in den Norden einfallen. Der Nimbus seiner Unbesiegbarkeit ist zerstört, und seine Armee wird nie wieder die alte Stärke erreichen. Noch ist der Bürgerkrieg nicht zu Ende, doch Gettysburg erweist sich als wichtiger Wendepunkt für das Schicksal der Südstaaten.

Und auch weiter im Westen, bei der Belagerung der Stadt Vicksburg, erringen die Unionstruppen fast zur gleichen Zeit einen strategisch wichtigen Sieg: Sie kontrollieren nun den Mississippi und spalten die Konföderation.

Bedeutende Offensiven sind dem Süden nicht mehr möglich. Fortan geht es nur noch darum, den Konflikt zu verlängern und darauf zu hoffen, dass die

Johannes Schneider, 32, ist Journalist in Ecuador.

An die FRONT

1863 beschließen die USA erstmals eine allgemeine Wehrpflicht, doch Reiche können sich vom Kriegsdienst freikau

Das Heim der schwarzen Waisenkinder in Manhattan ist ein herrliches Gebäude, vier Stockwerke hoch und mehr als 40 Meter lang, luftig und hell, mit großzügigen Spielzimmern, einer eigenen Wäscherei, zwei Krankenstationen und einem Keller, gefüllt mit Vorräten und Kohle. Es steht an der Fifth Avenue, nicht weit von den Villen jener New Yorker Reichen, die seinen Bau bezahlt haben. Ein Triumph weißer Wohltätigkeit.

Doch für jene Tausende Menschen, die sich am Nachmittag des 13. Juli 1863 vor dem Gebäude versammeln, ist das „Colored Orphan Asylum“ ein Sinnbild der Ungerechtigkeit. Sie kommen aus den Slums von Manhattan, aus engen, feuchten Wohnungen. Die meisten von ihnen sind irisch-katholische Einwanderer, und sie wissen, dass die protestantische Elite dieser Stadt sie verachtet.

Für die Iren sind Afroamerikaner vor allem Konkurrenten auf der Suche nach Jobs. Und bald könnten noch weitaus mehr Schwarze auf den Arbeitsmarkt drängen, schließlich hat Präsident Abraham Lincoln mit der Emancipationserklärung vom 1. Januar 1863 die Befreiung der Sklaven zum Kriegziel im Konflikt mit den Südstaaten gemacht.

Und jetzt will der bei den Iren verhasste Regierungschef sie auch noch zwingen, in diesem Kampf ihr Leben für die Schwarzen zu riskieren.

Für die aufgebrachten Menschen in New York ist das Waisenheim an der Fifth Avenue Symbol einer Politik, die freie Schwarze über weiße Einwanderer zu stellen scheint. Und so ziehen Tausende Männer und Frauen vor das Heim und grölen: „Brennt das Nigger-Nest nieder!“

Sie schwingen Knüppel und halten Ziegelsteine in den Händen. Über die Flure des weitläufigen Gebäudes eilen 233 verängstigte Mädchen und Jungen, die meisten sind jünger als zwölf Jahre.

Dann hört man Axthiebe, die Eingangstür splittert. Feuer. Die Kinder können fliehen, von dem Haus aber wird nichts bleiben als eine rauchende Ruine.

DIES SIND DIE schwersten Rassenunruhen in der Geschichte der USA – und der bis dahin heftigste Widerstand gegen die Politik Abrahams Lincolns. Und vielleicht musste dieser Aufruhr in New York ausbrechen, der größten Metropole des Landes: in jener Stadt, in der die Demokratische Partei regiert, die in erbitterter Opposition zu den Republikanern um Lincoln steht. Und in der Hunderttausende

Menschen wohnen, die ganz andere Sorgen haben als den Zustand der Union oder die Lage der Sklaven.

Ein Prozent der New Yorker besitzt 61 Prozent des Reichstums der Stadt, Angehörige der Oberschicht geben manchmal Zehntausende Dollar für Möbel oder ein einziges Ballkleid aus. Die Hälfte der etwa 900 000 Einwohner aber lebt in tiefer Armut. Und mehr als 200 000 von ihnen sind irische Einwanderer. Im Verlauf des Jahres 1863 kommen so viele Iren im New Yorker Hafen an wie seit einer Dekade nicht mehr.

Die meisten ziehen in die Armenviertel einer Stadt, in der mehr Menschen an Krankheiten sterben als irgendwo sonst in der westlichen Welt. Die katholischen Neuankömmlinge stehen ganz unten in der Gesellschaft New Yorks, von Protestanten aller Schichten angefeindet und oft ausgebeutet.

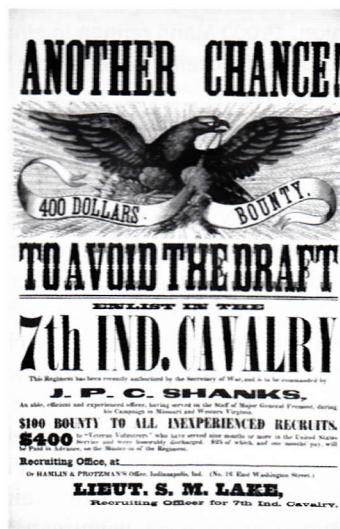
Eine Heimat finden die Iren in der Demokratischen Partei. Sie kümmert sich um die Einwanderer, vermittelt ihnen Arbeit, unterstützt sie, wenn sie in Not geraten – und erhält dafür bei Wahlen zuverlässig deren Stimmen, so auch 1862. Seither beherrschen die Demokraten alle Bezirksregierungen der Stadt. Die Fraktion der „Peace Democrats“ stellt zudem zwei Kongressabgeordnete und den Gouverneur.

Diese Politiker teilen ganz und gar nicht die Kriegsziele Abrahams Lincolns. Mehr noch: Sie lehnen die Emancipation der Sklaven ab, wollen um jeden Preis Frieden mit dem Süden machen und hetzen ihre irischen Wähler gegen die einzige Gruppe auf, auf welche die bitterarmen Einwanderer herabschauen können: die Schwarzen.

Im März 1863 beschließt die republikanische Mehrheit im US-Kongress, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen – zum ersten Mal in der Geschichte des Landes.

Die Regierung braucht Soldaten: Seit Kriegsbeginn sind mehr als 150 000 Männer gefallen, an Krankheiten gestorben, gefangen genommen oder verwundet worden. Zudem endet für 130 Regimenter im Frühling und Sommer 1863 der Dienst; das sind knapp 120 000 von 880 000 Unionssoldaten. Darüber hinaus desertieren jeden Tag Hunderte Kämpfer, erschöpft von den brutalen Schlachten des Krieges – und weil sie oft schon seit Monaten keinen Sold mehr erhalten haben.

Seit dem Unabhängigkeitskampf hat sich die US-Armee stets aus Freiwilligen rekrutiert, doch in diesem blutigsten aller amerikanischen Kriege genügt das nicht mehr. All jene Männer, die es aus Abenteuerlust oder Vaterlandsliebe zur Armee gezogen hat, stehen im dritten Kriegs-



Besser, als eingezogen zu werden: 400 Dollar verspricht dieses Plakat Veteranen, die sich freiwillig melden

gezwungen

fen. In New York kommt es deshalb zu Krawallen und einem Pogrom

von CHRISTOPH ALBRECHT-HEIDER UND GESA GOTTSCHALK

jahr ohnehin längst an der Front. Die anderen schrecken die Nachrichten von Schlachten mit hohen Verlusten ab. Und die Kriegswirtschaft blüht, es gibt kaum noch Arbeitslose, die der Sold locken könnte.

Deshalb versucht es die Regierung mit einer Mischung aus Drohung und Belohnung: Die Wehrpflicht soll viele Männer dazu bringen, sich dann doch lieber freiwillig zu melden – als Anreiz locken Prämien. Mehr als 1000 Dollar können sie mitunter kassieren; das entspricht dem dreifachen Jahresgehalt eines Arbeiters.

Auch gilt es als ehrenvoller, sich zum Militärdienst zu melden. „Es ist viel besser, als in die Armee geschleift zu werden“, schreibt ein Unionssoldat in sein Tagebuch. „Nichts würde mir erniedrigender vorkommen.“

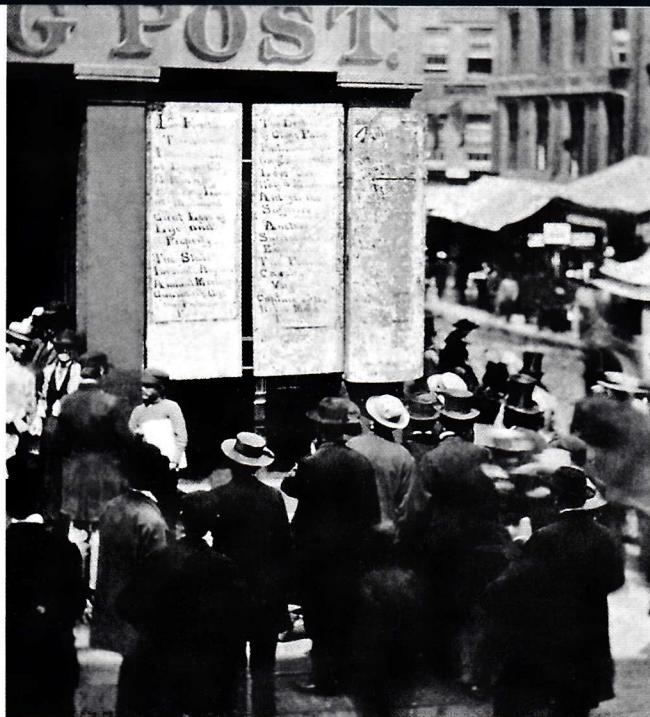
Mit dem „Enrollment

Act“ vom 3. März 1863 darf der Präsident erstmals US-Bürger zu einem dreijährigen Kriegsdienst verpflichten. Beamte gehen nun in jedem Wahlbezirk von Haus zu Haus und verzeichnen die Namen aller Männer zwischen 20 und 45 Jahren.

Aufgrund dieser Unterlagen wird die Anzahl von Rekruten berechnet, die ein Bezirk stellen muss – in New York sind es 26 000 Männer. Jeweils ein Fünftel der Registrierten muss bei dieser ersten Aushebung zur Musterung erscheinen. Das Los entscheidet, wen es trifft.

Doch das Gesetz lässt Schlupflöcher: Wer der einzige Ernährer einer Witwe, verwäister Geschwister oder eines bedürftigen Elternteils ist, darf daheim bleiben. Rekruten dürfen einen Ersatzmann benennen, der für seinen Einsatz eine Prämie bekommt. Und: Für 300 Dollar kann man sich vom Kriegsdienst freikaufen.

VOR ALLEM DIESE SONDERREGEL für Reiche empört die Arbeiter in den Städten des Nordens. In Chicago prügeln sich Tausende Demonstranten mit der Polizei, in Boston sterben



New Yorker studieren ein Verzeichnis der Gefallenen. In Gettysburg sind gerade viele aus der Stadt stammende Freiwillige verwundet oder getötet worden. Auch deshalb ist der Widerstand gegen die Wehrpflicht hier besonders militant

mindestens vier Menschen beim Angriff auf ein Waffenlager der Armee, in mehreren Städten werden jene Beamte ermordet, die die Musterungslisten erstellen sollten.

Doch nirgendwo ist die Stimmung so aufgeheizt wie in New York. 16 000 Freiwillige hat der Staat im Juni 1863 nach Pennsylvania geschickt, um dort die Armee der Konföderierten aufzuhalten. Am 4. Juli erreichen Meldungen aus Gettysburg die Stadt: vom Sieg der Union in der dortigen Schlacht, aber auch von den hohen Verlusten der New Yorker Einheiten.

Nun ist überdeutlich klar, was all jenen droht, die in den Militärdienst gezwungen werden.

Eine Woche später beginnt in New York die öffentliche Auslosung der Wehrpflichtigen.

Am 13. Juli, dem zweiten Tag der Lotterie, strömen Tausende Demonstranten durch Manhattan. Es sind streikende Arbeiter aus Fabriken, von Baustellen und aus dem Hafen. Sie schlagen auf Kupferpfannen und tragen Schilder, auf denen „No Draft“ steht, keine Wehrpflicht.

Ihr Ziel: das Rekrutierungsbüro im 9. Bezirk, einem überwiegend von Iren bewohnten Viertel. Kurz nachdem sie die Amtsstube erreicht haben, fällt plötzlich ein Schuss, jemand schreit: „Nieder mit den Reichen!“ Die Menschenmenge zerschmettert die Fensterscheiben des Büros, übergießt es mit Terpentin und steckt es an. Die „Draft Riots“, die Aushebungskrawalle, haben begonnen.

Und New York ist eine wehrlose Stadt. Nach dem Abmarsch der Regimenter an die Front sind weniger als 500 Soldaten am Hudson zurückgeblieben, darunter die 70 Mann des Invalid Corps – Verwundete, die nur leichten Dienst versehen können. Sie sollen den 9. Bezirk am Mittag des 13. Juli befrieden. Doch die Aufrührer empfangen sie mit Steinen und schlagen die Soldaten in die Flucht. Dann prügeln sie den Polizeichef der Stadt halbtot. Sie reißen Telegraphen-

Der Bürgermeister ruft das MILITÄR zu Hilfe

masten und Bahnschienen aus dem Boden.

Randalierer greifen nun die Häuser bekannter Republikaner an, brandschatzen Villen an der Fifth Avenue, brennen das Heim der schwarzen Waisenkinder nieder. Sie ziehen vor die Redaktion der „New York Times“, zünden protestantische Kirchen an und attackieren besser gekleidete Passanten mit dem Ruf: „Da läuft ein 300-Dollar-Mann!“

Dann wenden sie sich neuen Opfern zu. Weiße Hafenarbeiter zerstören Bordelle, Pensionen sowie Tanzlokale, die schwarze Kunden bedienen. Hausbesitzer werfen dunkelhäutige Mieter hinaus, aus Angst um ihre Gebäude. Der Mob zerrt Dutzende Afroamerikaner aus ihren Häusern, lynchet etliche von ihnen, treibt andere in den Fluss, wo sie auf der Flucht ertrinken.

Am 14. Juli fordert New Yorks Bürgermeister George Opdyke aus Washington militärische Unterstützung an. Fünf Regimenter Unionssoldaten, die meisten von ihnen noch erschöpft vom Einsatz in Pennsylvania, treffen tags darauf am Hudson ein.

Die Truppen schießen die Aufständischen mit Gewehren nieder, bajonettieren all jene, die sich ihnen in den Weg stellen, oder treiben sie auf die Dächer ihrer Häuser, von wo aus viele in den Tod springen.

Am Morgen des 17. Juli ist alles vorbei. Gut 6000 Soldaten sind nun in der Stadt, besetzen Straßen und Fabriken. Nach offizieller Zählung sind bei den Draft Riots 105 Männer, Frauen und Kinder gestorben – die meisten von Polizei und Militär erschossen, 18 Schwarze vom Mob ermordet. Spätere Schätzungen gehen sogar von etwa 500 Todesopfern aus. Mehr als 100 Gebäude sind ausgebrannt, 200 weitere geplündert oder beschädigt.

Nach den Draft Riots fliehen viele schwarze Familien nach Brooklyn oder New Jersey und kehren nie wieder. Das Colored Orphan Asylum an der Fifth Avenue aber wird erneut zum Symbol: Vor allem die Brandschatzung des Waisenheims empört viele Wähler in den Nordstaaten (es wird Jahre später in Harlem wieder aufgebaut, einer kaum besiedelten Gegend weit entfernt vom Stadtzentrum). Und



Patrouille in Manhattan nach den Krawallen: Mehrere Regimenter wurden von der Front abgezogen, um New York zu befrieden. Mehr als 100 Menschen sind gestorben, als Opfer von Lynchmobs oder vom Militär erschossen

so schaden die gewaltigen Proteste gegen die republikanische Politik vor allem den Demokraten: In den folgenden Wahlen des Jahres 1863 erleiden sie herbe Verluste in den Staaten des Nordens. In New York verlieren sie zwei Drittel der Bezirke und den Gouverneursposten.

DIE DRAFT-LOTTERIE wird am 19. August 1863 fortgesetzt, diesmal in Greenwich Village, einem republikanischen Viertel im Südwesten Manhattans. 10000 Soldaten werden dafür in die Stadt beordert. Bataillone zelten auf den großen Plätzen, Einheiten marschieren in den Straßen auf und ab.

Die Aushebung verläuft diesmal reibungslos – auch, weil es kaum noch einen Grund für Proteste gibt.

Denn auf Drängen der demokratischen Opposition hat Präsident Lincoln die Quote jener Rekruten reduziert, die New York zu stellen hat. Die Demokraten setzen außerdem die Einrichtung eines Fonds durch, mit dessen Hilfe Ersatz-Rekruten bezahlt werden für alle mittellosen Männer mit Familie sowie für Feuerwehrleute und Polizisten.

Am Ende gehen nur 28 von 19157 New Yorkern, die in der Lotterie gezogen worden sind, tatsächlich an die Front – die meisten konnten einen Ersatzmann stellen, wurden bei der Musterung aussortiert oder erschienen gar nicht erst. Nur wenige haben sich für 300 Dollar freigekauft.

Noch dreimal wird Lincoln den Befehl zur Zwangsrekrutierung geben. Bis zum Ende des Krieges dienen landesweit 46000 einberufene Männer, weitere 74000 benennen einen Ersatzmann. Gleichzeitig melden sich in den zwei Jahren nach Erlass des „Enrollment Act“ 800000 Freiwillige zur Armee, viele von ihnen Veteranen. Eine halbe Milliarde Dollar gibt der Norden an Prämien für diese Männer aus.

Die Politik der Regierung aus Belohnung und Drohung ist aufgegangen, die Armee hat ihre Soldaten bekommen. Doch immer lauter schmähen Lincolns Gegner im Norden ihn nun als Tyrannen. Und so muss er damit rechnen, 1864 die Wiederwahl zum Präsidenten zu verlieren. □

Christoph Albrecht-Heider, 60, ist Journalist in Frankfurt am Main.

Jetzt im Handel

Mitreißende Lektüre.

Das Themenheft ab 8 Jahren. In dieser Ausgabe: Wirbelstürme, Feuerspucker und Tiere als Alarmanlage.

AUCH MIT
DVD
ERHÄLTLICH



GEOlino. Wissen macht Spaß

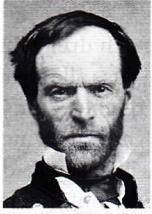
Sie können dieses Heft auch direkt bestellen unter Tel. 01805/861 80 03*

*0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus den dt. Mobilfunknetzen.

VERBRANNTE ERDE



Immer brutaler wird der Kampf der Amerikaner gegen Amerikaner – und trifft schließlich auch die Zivilbevölkerung in zuvor unbekanntem Maße. Bei Kriegsende ist etwa Richmond, die Kapitale des Südens, nur noch ein Trümmerfeld



Im November 1864 beginnt General William Tecumseh Sherman einen Feldzug, der den Widerstand des Südens endgültig brechen soll. Seine Armee zieht eine Schneise der Zerstörung durch das schutzlose Georgia – und erstmals erleben Zivilisten einen fast totalen Krieg

von TILMAN BOTZENHARDT



Die Zeit ist gekommen, den Krieg zurück in das Herz des Südens zu tragen. In seine Häuser, seine Ställe, auf seine Felder und Straßen. Alt und Jung, Arm und Reich sollen die harte Hand der Unionsarmee zu spüren bekommen. Noch immer unterstützen sie ja die Rebellen an der Front, ernten Bauern den Mais für die Rationen der konföderierten Soldaten, kümmern sich Frauen um Farmen und Plantagen, damit ihre Männer kämpfen können.

Das wird jetzt ein Ende haben. Denn der Feind, das sind nicht nur die Soldaten in grauer Uniform. Das sind auch ihre Familien im Hinterland. Sie werden in diesem Herbst 1864 lernen, was es

heißt, gegen die USA Krieg zu führen. Und dann wird dieser Kampf, all das Schießen, das Sterben und Bluten, endlich vorbei sein.

Diese Strategie entspringt dem Geist eines der fähigsten, klügsten und erfahrensten Offiziere des Amerikanischen Bürgerkrieges: William Tecumseh Sherman.

Der 44-jährige General ist ein großer, hagerer Mann mit struppigen roten Haaren und akkuratem Vollbart, tiefen Furchen im Gesicht, einer Adlernase und strengen braunen Augen. Sherman hat sich schon am Bull Run, in der allersten Schlacht dieses Kampfes, ausgezeichnet, er hat Feldzüge geführt und mit einem militärischen Triumph dem Präsidenten Lincoln die bereits verlorene geglaubte Wiederwahl gerettet.

Und doch glaubt er nach drei Jahren Krieg nicht mehr daran, dass allein Siege auf dem Schlachtfeld reichen, um die Konföderierten in die Knie zu zwingen. Er ist vielmehr davon überzeugt, dass er das Grauen des Krieges auf die herrschaftlichen Plantagen und in die eleganten Städte des Südens bringen muss.

Sherman will eine Armee in das Kernland des Gegners führen. Auf diesem Zug sollen marodierende Einheiten das Land verwüsten, sollen zerstören, was immer ihnen in den Weg gerät.

Erst dieser systematische Terror gegen die Zivilisten wird den Widerstandsgespräch der konföderierten Staaten brechen, so hofft er, wird der Bevölkerung dort die Aussichtslosigkeit ihres Wider-



standes demonstrieren, wird die elf abtrünnigen Südstaaten zurückzwingen in die Union.

Es ist eine brutale, effiziente, sehr moderne Strategie. Eine Strategie, die Präsident Lincoln im Herbst 1864 überzeugt: Sherman bekommt freie Hand.

Und so steigt am 16. November 1864 hinter dem General schwarzer Rauch über den schwelenden Trümmern von Atlanta empor. Eine der schönsten Städte der Konföderierten ist niedergebrannt bis auf ein paar verlassene Wohnviertel. Darüber, wie ein Leinentuch, eine Wolke aus dunklem Qualm.

75 Tage zuvor hat Sherman die Stadt nach langer Belagerung eingenommen. Ein bedeutender Erfolg – aber alles in

allem noch ein Feldzug, wie es schon viele in diesem Krieg gegeben hat.

Jetzt aber liegt im Süden der Staat Georgia vor seinen Truppen. Nahezu schutzlos. Es gibt dort keine feindlichen Armeen, kaum Festungen, kein wichtiges militärisches Ziel. Nur eine einzelne Kavallerieeinheit sowie die Miliz. Und sonst: Farmland, Dörfer, Städtchen. In dieses unversehrte Land will Sherman nun Zehntausende Soldaten führen.

WENIGE MONATE ZUVOR sieht es für die Sache des Nordens noch deutlich schlechter aus, verharrt der Kampf in einem blutigen Patt. Während eines Feldzugs im Mai und Juni 1864 gelingt es dem US-Oberbefehlshaber Ulysses S. Grant zwar, seinen Gegner Robert E. Lee in Virginia in die Enge zu treiben, doch

JETZT BEGINNT DER KRIEG GEGEN ZIVILISTEN

Vorsätzlich lässt General Sherman nicht mehr nur militärische Stellungen erobern, wie hier ein Fort bei Atlanta, sondern auch zivile Ziele verwüsten – um die Südstaater spüren zu lassen, »dass Krieg für sie gleichbedeutend ist mit individuellem Ruin«



verliert seine Armee dabei rund 65 000 Mann, ohne dass Grant dem Sieg erkennbar näher kommt (siehe Seite 166). Immer mehr Bürger der Union verlieren den Glauben an einen Sieg.

Und vor Atlanta wehren sich konföderierte Truppen unter General Johnston zu dieser Zeit noch verbissen gegen Shermans Vormarsch auf die Stadt. Denn Atlanta ist unersetztlich für die Versorgung der konföderierten Armeen im Westen. Hier lagern Lebensmittel und Futter, Waffen, Kleidung und anderes Kriegsmaterial, hier stehen Munitionswerke, Gießereien und Fabriken. Die Einwohnerzahl der Stadt hat sich im Krieg auf 20 000 Menschen verdoppelt.

Fiele Atlanta, warnt der Südstaaten-Präsident Jefferson Davis, würde die Union die Kontrolle über das Eisenbahnnetz erlangen, würden ihr die Wege bis tief in den Süden und nach Osten bis zum Atlantik offenstehen – und damit könnte sie die konföderierten Armeen im Osten von den Kornkammern abschneiden, deren Vorräte sie versorgen.

Daher will Jefferson Davis Atlanta um jeden Preis halten. Im zähen Kampf

gegen Sherman wird die Stadt im Sommer 1864 zum Symbol des Widerstands und der Einheit der Konföderation.

Im Norden sehn sich viele Bürger angesichts ausbleibender Erfolge und der vielen Toten längst nach Frieden. Doch sie wissen: Mit Abraham Lincoln wird es einen solchen Frieden nicht geben. Der Präsident will nur dann den Krieg beenden, wenn die Konföderierten die Abschaffung der Sklaverei akzeptieren und in die Union zurückkehren. Er fordert bedingungslose Kapitulation.

In der oppositionellen Demokratischen Partei gewinnen die Gegner des Krieges die Oberhand: Ende August 1864 verabschieden die Demokraten ein Programm, das im Falle eines Sieges bei der Präsidentschaftswahl am 8. November sofortige Friedensverhandlungen mit dem Süden vorsieht.

Es gelingt ihnen, Lincolns strikten Standpunkt in der Frage der Sklaverei als wichtigstes Hindernis für einen Frieden darzustellen: „Es werden wohl noch Zehntausende weißer Männer ins Gras beißen müssen, um die Neger-Manie des Präsidenten zu besänftigen“, heißt es etwa in einer den Demokraten nahestehenden Zeitung.

GANZE REGIONEN SOLLEN HUNGER- GEBIETE WERDEN

Auch die Konföderierten hinterlassen auf dem Rückzug vor Shermans Armee Ruinen; hier haben sie nahe Atlanta einen Munitionszug gesprengt. Denn sie wollen dem Feind keine funktionierenden Anlagen überlassen



Lincolns Tage im Weißen Haus scheinen beendet, sein demokratischer Widersacher George McClellan gilt als sicherer Sieger der Wahl. Und je deutlicher sich ein Machtwechsel in Washington abzeichnet, desto mehr Hoffnung schöpfen die Einwohner der Konföderation und ihre geschwächten Armeen.

Wenn sie den Angriffen der Union nur noch wenige Monate standhalten können, bis zur Präsidentschaftswahl im November – dann haben sie ihr Kriegsziel erreicht: als unabhängige Nation einen Frieden auszuhandeln.

Nicht einmal Lincoln selbst rechnet damit, dass er die Wahl noch gewinnen könnte: „Heute, und schon seit einigen Tagen, scheint es äußerst wahrscheinlich, dass diese Regierung nicht wieder gewählt werden wird“, schreibt er am 23. August in einem geheimen Memorandum an seine Kabinettsmitglieder.

Am 31. August nominiert die siegesgewisse Demokratische Partei George

McClellan offiziell als Präsidentschaftskandidaten. Jenen Mann, den Lincoln 1862 als General geschasst hat, weil er zu zögerlich agierte, der den Präsidenten als „Affen“ verachtet und sich selbst für den Retter der Nation hält.

DOCH DREI TAGE später telegraphiert Sherman nach Washington: „Atlanta ist unser.“ Die Konföderierten mussten, vom Nachschub abgeschnitten, die Stadt kampflos aufgeben.

Diese Nachricht verändert schlagartig die Stimmung im Wahlvolk: Die wochenlangen Scharmützel Shermans vor Atlanta, eben noch Ausweis seiner militärischen Zaghaftheit, gelten nun als eine strategische Meisterleistung.

Lincolns Beharren auf Grants blutiger Offensive des Sommers: nun nicht mehr Sturheit, sondern die Standfestigkeit eines Kommandeurs, der sein Ziel nie aus dem Auge verloren hat.

Und der verbissene Widerstand der Konföderierten: das letzte Aufbäumen einer wankenden Rebellentruppe.

Am 8. November 1864 bestätigt das amerikanische Volk Abraham Lincoln als 16. Präsidenten der Vereinigten Staaten: Er erhält die Stimmen von 212 jener 233 Wahlmänner, die in den USA das Staatsoberhaupt küren.

Nie zuvor ist der Regierungschef einer Demokratie in einem Bürgerkrieg wiedergewählt worden.

Und auch General Sherman ist auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Die Einnahme Atlantas gilt als Signal, dass die Südstaaten den größeren und besser ausgestatteten Heeren des industrialisierten Nordens nicht standhalten können. Die Bürger der Union glauben wieder fest an den militärischen Erfolg.

Sherman will ihn erzwingen. Dafür fasst er in Atlanta einen Plan, der ihn auf Jahre zum meistgehassten Mann in Georgia machen wird. Weil er eine Form der militärischen Auseinandersetzung wählt, die im 20. Jahrhundert auf schreckliche Weise zur Perfektion kommen wird. Den totalen Krieg.

Mehr als jeder andere Heerführer der Union hat er begriffen: Die Stärke der Südstaaten truppen beruht vor allem



DER TERROR BRICHT DEN WIDERSTANDSGEIST

Bisher sind vor allem
Soldaten diesem Krieg zum
Opfer gefallen – hier in
der Schlacht am Antietam.
Durch Shermans Marsch
sterben erstmals Tausende
Zivilisten an Gewalt, Hun-
ger und Krankheiten

darauf, dass Zivilisten sie versorgen und moralisch unterstützen. Deshalb will er die Gewalt in das Herz der Konföderation tragen, in die nun wehrlos vor ihm liegenden Landgüter, Dörfer und Städte von Georgia. Er will sie verwüsten.

Und mit Atlanta fängt er an. Am 11. November 1864 gibt er die Order, alle kriegswichtigen Gebäude niederzubrennen. Viele seiner Soldaten stammen aus winzigen Dörfern; mit staunenden Augen haben sie in den Wochen zuvor die eleganten Backsteinhäuser, die schmucken Verwaltungsgebäude und Plätze der geschäftigen Industriestadt bewundert. Atlanta ist noch immer eine Schönheit – dabei hat die Stadt zu diesem Zeitpunkt

bereits den Beschuss durch Shermans Artillerie und erste Zerstörungen von kriegswichtigen Gebäuden während des Rückzugs der Konföderierten ertragen müssen.

Doch nun ziehen Soldaten mit Fackeln durch die Straßen. Das imposante Bahnhofsdepot liegt bald in Schutt und Asche, in einer Werkshalle explodieren letzte Munitionsreste der Konföderierten, der Wind tut das Übrige – Feuer fressen sich durch die Geschäftsbezirke der Innenstadt und greifen auf Wohnviertel über. Die Flammen erhellen den Nachthimmel derart, dass Soldaten



in Camps außerhalb der Stadt Zeitung lesen können. Insgesamt fallen mehr als 4000 Häuser dem Feuer zum Opfer. Atlanta liegt in Trümmern.

Nun will Sherman seine Armee 360 Kilometer weit nach Südosten durch das Feindesland führen, bis nach Savannah am Atlantik. Was die Soldaten unterwegs an Essen und Material benötigen, sollen sie rauben – und alles andere zerstören, was den Rebellen von Nutzen sein könnte: Fabriken, Mühlen und Lagerhäuser, Eisenbahngleise und Brücken, Baumwollballen, Kornspeicher, Stallungen, Rinder, Schweine, Hühner,

Maultiere und Pferde. Selbst Hunde, die der Sklavenjagd dienen, sollen die Soldaten auf dem Durchzug erschießen.

„Die reichen Landbesitzer hier wissen noch gar nicht, was Krieg bedeutet“, schreibt Sherman der Militärführung in Washington. Und an den Nordstaaten-General George Thomas: „Mein Vorschlag ist, dem Süden seine Schwäche aufzuzeigen und seine Bewohner spüren zu lassen, dass Krieg für sie gleichbedeutend ist mit individuellem Ruin.“

Bei Präsident Lincoln und Oberbefehlshaber Ulysses S. Grant stößt dieser Plan anfangs auf Skepsis. Zwar befürwortet insbesondere Grant die von ihm selbst mitentwickelte Idee eines *hard*

war, der die Zivilisten nicht schont. Beide sähen es aber lieber, wenn Sherman dem Verteidiger Atlantas, General John Bell Hood, nachsetzte: Dieser hat Johnston im Juli abgelöst und nach der Niederlage begonnen, eine Versorgungslinie der Union anzugreifen – in eben jenen Gebieten, die Sherman gerade erst wenige Wochen zuvor erobert hat.

Doch dem General gelingt es, die Zweifel seiner Vorgesetzten zu zerstreuen: „Wenn wir eine voll ausgerüstete Armee mitten durch das Feindesland ziehen lassen können, demonstrieren wir der ganzen Welt, dass Davis unserer Macht



GEORGIA SOLL AUFHEULEN, SO SHERMAN

Neben mehr als 500 Kilometern Gleisen zerstören die Unionssoldaten auch Eisenbahnanlagen, wie hier in Atlanta. Sie brennen Mühlen nieder, stehlen Nahrungsmittel, töten das Vieh. Zufrieden meldet Sherman einen Schaden von 100 Millionen Dollar nach Washington.

nichts entgegensetzen kann“, schreibt er Grant. „Ich kann diesen Marsch leisten und Georgia aufheulen lassen.“

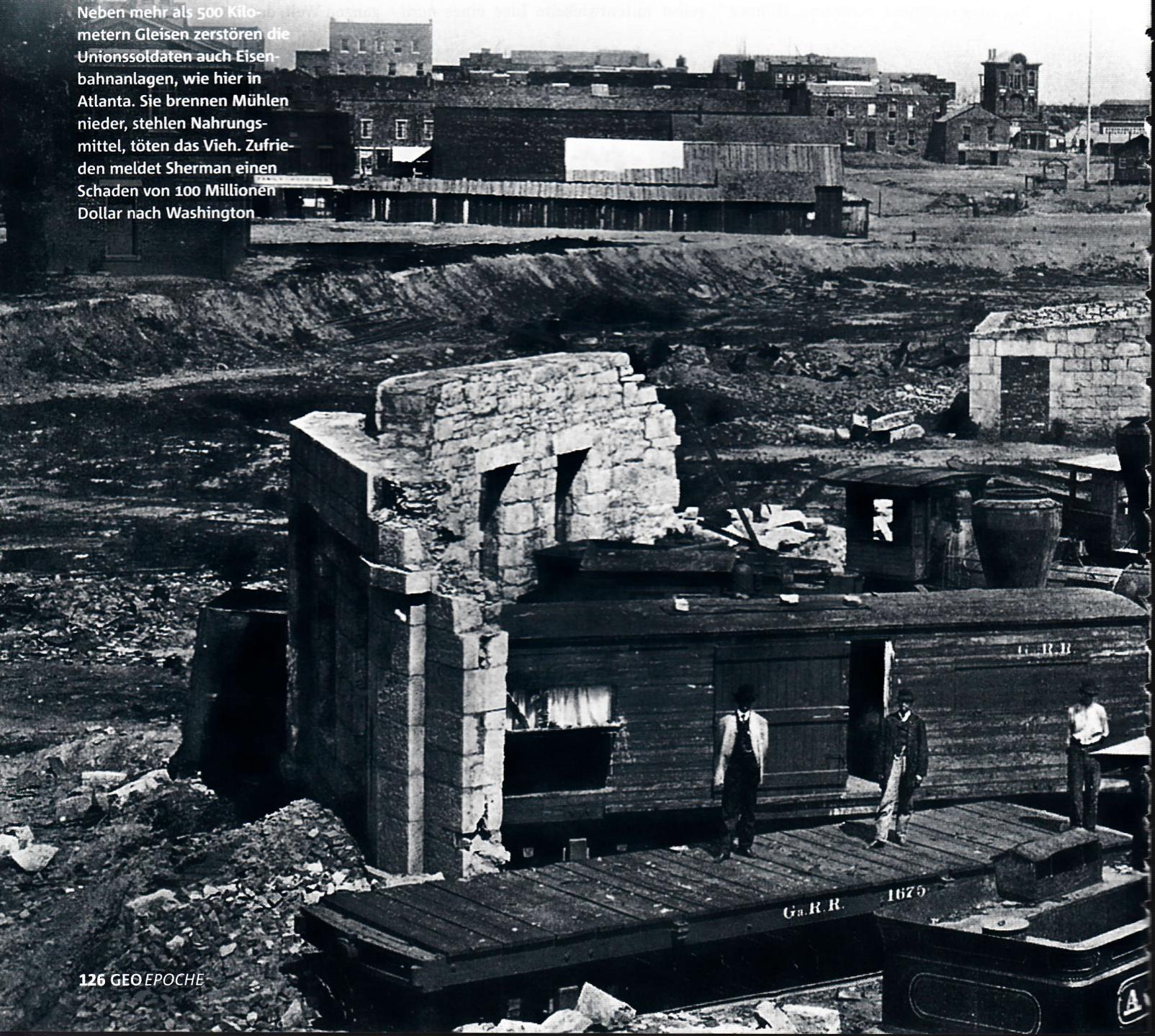
Am 2. November 1864 endlich telegraphiert Grant aus Virginia: „Verfahren Sie, wie von Ihnen vorgeschlagen.“

Die beiden Kommandanten verbindet eine enge, in persönlichen Krisen gefestigte Freundschaft: 1862 gelang Sherman unter Grants Leitung die Rückkehr als Truppenführer – nur Monate nachdem er wegen schwerer Fehleinschätzungen als zuständiger Kommandeur von Kentucky abgesetzt worden war und

einen psychischen Zusammenbruch erlitten hatte. Kurz darauf verhinderte Sherman, dass Grant nach Konflikten mit der Heerführung in Washington frustriert die Armee verließ.

Der Oberbefehlshaber vertraut seinem Freund. Er weiß, dass Sherman wie kein anderer geeignet ist, mit harter Hand gegen die Rebellen vorzugehen.

Denn Sherman führt seine Feldzüge mit Leidenschaft. Er ist davon überzeugt, dass sich die Konföderation die



grausamen Folgen des Krieges selbst zu zuschreiben hat. Und er hält sein Vorhaben für gerecht: Er will in Georgia ganze Landstriche in Hungergebiete verwandeln – aber nur, um so das Ende des Krieges zu erzwingen und damit noch größeres Blutvergießen zu verhindern.

Gleichzeitig versucht Sherman auch, die Menschen Georgias mit Worten zu demoralisieren. Kein anderer General äußert sich so sprachgewaltig, so hart und direkt wie er.

Als er nach der Eroberung Atlantas sämtliche Einwohner der Stadt vertreiben lässt, kommt es zu einem Briefwechsel mit dem empörten Bürgermeister. Zeitungen machen Shermans Sätze öffentlich: „Krieg bedeutet Grausamkeit, da gibt es nichts zu lindern“, warnt der General den Bürgermeister – und zugleich bereits die Menschen in Georgia: „Sie könnten ebenso gut gegen die Naturgewalten protestieren wie gegen diese schrecklichen Härten des Krieges.“

Trotzdem ist der General jederzeit zur Versöhnung bereit. „Wenn wir Fried-

den geschlossen haben, können Sie mich um jeden Gefallen bitten“, schreibt er. „Ich werde mein letztes Hemd mit Ihnen teilen und Ihre Heimat und Familien gegen jedwede Gefahr verteidigen!“

Bis dahin aber wird er unerbittlich sein. Und er steht an der Spitze einer außerordentlich erfahrenen, eingeschworenen und loyalen Armee. Die Soldaten vertrauen Shermans Entscheidungen vollkommen. Denn trotz seiner gewaltigen Rhetorik verabscheut der Gene-



ral unnötiges Blutvergießen. Wann immer es geht, erspart er seiner Armee verlustreiche Feldschlachten.

Vor dem Aufbruch nach Savannah lässt Sherman alle geschwächten oder kranken Soldaten, alle abgemagerten Kavalleriepferde und alles überschüssige Material in den Stützpunkt Chattanooga überführen. Nachdem die letzten Züge die Stadt verlassen haben, befiehlt er die Zerstörung aller Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen nach Chattanooga sowie der letzten kriegswichtigen Gebäude. Nichts soll zurückbleiben, was konföderierten Truppen dienen könnte, sollten sie wieder in die Stadt gelangen.

Der Marsch kann beginnen.

Am 16. November bricht die Armee nach Osten auf. Sie umfasst rund 60 000 Soldaten, 65 Geschütze, 2500 Planwagen, 600 Krankenwagen, 17 000 Pferde und Maultiere und 3000 Rinder. Für die Verpflegung führt der Quartiermeister 1,2 Millionen Rationen mit – genug für 20 Tage. Was darüber hinaus benötigt wird, muss man unterwegs erbeuten.

Gegner müssen die Soldaten kaum fürchten: Dem Heer stehen nur rund 3500 Kavalleristen des Konföderierten-generals Joseph Wheeler sowie eine Miliztruppe entgegen. Mit ernsthaftem Widerstand rechnet Sherman erst kurz vor Savannah an der Küste. Bis dahin sollen seine Soldaten jeden Tag rund 25 Kilometer weit marschieren.

Zwei Flügel der Armee ziehen auf weit auseinanderliegenden Routen ostwärts, wobei jeder Flügel seinerseits aus zwei Kolonnen besteht, die einige Kilometer getrennt voneinander marschieren. So können die vier Kolonnen das Land auf einer Breite von 30 bis 100 Kilometern abdecken (siehe Seite 9). Sherman lässt sie zunächst entlang der zwei Haupt-eisenbahnlinien von Georgia vordringen.

Kilometer für Kilometer zerstören die Kolonnen auf dieser Route alle Gleise. Shermans Soldaten haben bereits bei ihrem Marsch auf Atlanta eine wirkungsvolle Methode entwickelt, die sie nun zur Perfektion bringen: Ein Regiment stellt sich dazu auf eine Seite der Gleise

und hebt die Holzschwellen an. Auf Kommando stürzen die Männer das Gleis seitlich um, wobei die Schienen oft von den Schwellen brechen. Aus dem Holz schichten die Soldaten anschließend Feuer auf, in deren Flammen sie die Mitte der Schienen erhitzten.

Sobald das Metall zu glühen beginnt, verdrehen und verbiegen die Männer es. Oftwickeln sie die Schienen hierfür um einen Baum oder Pfahl. Wenn es die Zeit erlaubt, biegen die Soldaten die Schienen auch zu Botschaften an die Bevölke- rung Georgias, etwa in Form der Buch- staben „US“: United States.

Auf diese Weise werden allein in Georgia rund 510 Kilometer Eisenbahn- gleise zerstört. Die Konföderierten kön- nen diese Schäden nicht reparieren – denn die in sich verdrehten Schienen lassen sich nicht mehr gerade biegen. Die Südstaatler müssen Gleise von Ne- berlinien abbauen, um ihre Hauptlinien wieder instand zu setzen.

Abseits der Kolonne durchstreifen derweil Plünderer im Auftrag Shermans das Land auf der Suche nach Nahrungs- mitteln und Kriegsmaterial. In Gruppen von jeweils gut einem Dutzend Männern verlassen sie jeden Morgen die Marsch- kolonne, um die Häuser, Höfe und Dör- fer in der Region heimzusuchen. Was immer sie dabei Brauchbares erbeuten, sollen sie bis zum Abend zurückbrin- gen – und alles Übrige, was dem Feind nützlich sein könnte, zerstören.

Für das Verhalten der Plünderer hat Sherman vor dem Marsch klare Vor- schriften gegeben: Sie dürfen Proviant, Waffen und Kleidung an sich nehmen, müssen die Wohnhäuser der Zivilisten aber unangetastet lassen. Über die Zer- störung von Mühlen, Häusern und ande- ren Gebäuden entscheiden die Offiziere, die die Gruppen begleiten. Grundsätz- lich sollen sie dabei zurückhaltend vor- gehen. Nur wo Einwohner die Truppen behindern oder gar Widerstand leisten, dürfen die Soldaten alles verwüsten.

Doch die Männer halten sich nur selten an diese Vorschriften – auch weil schnell klar wird, dass die Offiziere allenfalls lax gegen Regelverstöße vorgehen: Schließlich erzeugen ja gerade die Über- griffe der Plünderer jenen Schrecken, mit dem der General die Herzen der Konföderierten erfüllen will.

„Stellen Sie sich einen abgerissenen Kerl vor, rußgeschwärzt von zahllosen

Lagerfeuern, mit Hut, Gewehr und Tornister und einem Fleischermesser“, beschreibt ein Unionssoldat in seinen Kriegserinnerungen das Auftreten der Plünderer. „Auf einem dünnen Maultier ohne Sattel streift er abseits der Kolonne durch den Pinienwald, immer auf der Pirsch nach Rebellenduft, nach Schin- ken, silbernen Löffeln, Mais, jedem er- denklichen Wertgegenstand. Stellen Sie sich Ihre Bewunderung für diesen Kerl vor, wenn er Sie, eine allein das Haus und die Kinder hütende Frau, höflich danach fragt, wo Sie Ihre Wertsachen aufbewahren. Stellen Sie sich Ihr Lä- cheln vor, wenn er mit seinem Bajonett Ihre Kisten aufstemmt, wenn er Ihr Bettzeug in Streifen säbelt, die Tische und das Piano zerstört.“

An klaren Tagen können die Einwohner der Dörfer Georgias das Herannahen der Plünderer ablesen an den Rauch- säulen über jenen Baumwolllagern, die die Kolonnen bereits in Brand gesteckt haben. Oft stehen zwei Dutzend Fanale zugleich am Himmel.

Häufig treffen die Unionstruppen nur Frauen und Kinder an – die wenigen zu Hause verbliebenen Männer verstecken sich aus Angst meist in den Wäldern.

An manchen Orten folgen mehrere plündernde Gruppen aufeinander; ein Haus wird an einem Tag von 50 Soldaten heimgesucht. „Es ist unmöglich, sich den grässlichen Tumult und das Getrampel vorzustellen, mit dem sie jeden Raum meines Hauses besetzen, herumbrüllen, fluchen und in wildem Durcheinander von Raum zu Raum rennen“, notiert die Hausherrin in ihrem Tagebuch.

Nicht alle Soldaten heißen die Selbst- bedienung in den Häusern der Südstaat- ler gut. „Ich finde es richtig, sich Essen und Kleider zu nehmen oder Dinge, die man braucht und nicht anders bekom- men kann“, schreibt später ein empörter Sergeant aus Massachusetts seiner Familie: „Aber alles im Haus auf den Kopf zu stellen und sogar die Matratzen aufzuschlitzen, um nach Geld oder Sil- bergeschirr zu suchen – das sieht mir doch zu sehr nach Räuberei aus.“

Die meisten Männer aber empfinden solche Plünderungen schlicht als All-

tagsgeschäft. Fremdes Eigentum scheint nicht viel zu gelten: So ist es auf beiden Seiten der Front üblich, Kriegsgefangenen ihren Besitz abzunehmen, und selbst hohe Offiziere werden von der Truppe gelegentlich bei Diebstählen beobachtet – etwa dem Abtransport eines Harmoniums aus einer Kirche.

Shermans Soldaten sind zudem nicht die Einzigsten, die Privatbesitz beschlagnahmen: Auch die hungernde Kavallerie der Südstaaten sowie Deserteure, Kriminelle und Gruppen befreiter Sklaven fallen in Wohnhäuser ein, um Essbares oder Wertgegenstände zu finden.

Derweil stehen Gruppen von Schwarzen an den Straßen und begrüßen Shermans Armee mit Gesang und Freuden schreien und feuern sie an.

DIE TRUPPEN PLÜNDERN OHNE SKRUPEL

Zu Hunderten haben diese Sklaven die Anwesen ihrer Besitzer verlassen und folgen nun der Armee – bis sie selbst eine Art Heer von bis zu 10 000 Menschen bilden, das vor, zwischen und hinter Shermans Soldaten in Richtung Küste zieht: Frauen mit Kleiderbündeln auf dem Rücken; Maultiere, die in improvisierten Stofftaschen Kleinkinder voran tragen; Familien auf Fuhrwerken, die sie ihren Herren gestohlen haben.

Für die meisten Soldaten ist der tägliche Umgang mit Schwarzen eine völlig neue Erfahrung. Ihre Einstellung gegenüber den Sklaven reicht von Verachtung bis zur Begeisterung über die Befreiung.

Schwarze arbeiten in den Camps als Diener, Köche oder Träger. Soldaten

und befreite Sklaven sitzen gemeinsam am Lagerfeuer, manche Nordstaatler nehmen an improvisierten Gottesdiensten der Schwarzen teil, viele bewundern deren Tanzdarbietungen.

Unter den Plünderungen der Armee haben Sklaven dennoch genauso zu leiden wie ihre weißen Herren. Die Soldaten durchsuchen die Hütten der Schwarzen mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie die Landhäuser der Weißen – und bedienen sich an Nahrungsmitteln, Wertgegenständen und Kleidung.

Trotz allem: Solange die Bewohner Shermans Plünderern keinen Widerstand leisten, haben sie von ihnen meist keine Gewalt zu befürchten.

Gelegentlich kommt es wohl trotzdem zu Verstößen gegen Shermans Vorschriften – ihr Ausmaß aber ist schwer zu schätzen. Nur wenige Verbrechen sind schriftlich belegt.

So beobachtet ein Offizier einen Soldaten, der einen am Straßenrand schlafenden Schwarzen mit den Worten erschießt: „Nimm das, verfluchter Nigger! Mal sehen, ob du dich noch einmal schlafen legst, während ich marschieren muss.“

Die meisten Historiker halten solche Straftaten in Georgia für absolute Ausnahmen. In jedem Fall jedoch treffen sie schutzlose Opfer – und die Täter haben meist auch dann keine Strafe zu befürchten, wenn das Verbrechen vor ein Militärgericht kommt.

Sherman selbst ist kein Freund der Gleichberechtigung von Schwarzen und sieht in den Flüchtlingen vor allem ein Hindernis für seine Truppen. Ein paar kräftige junge Männer könnte er wohl als Pioniere brauchen, sagt er kurz hinter Atlanta einer Gruppe ihm zufjubelnder Sklaven. Aber wenn ihm die Schwarzen „in Schwärmen von Jung und Alt, Gebrechlichen und Hilflosen“ folgten, würden sie die Armee ihrer Befreier nur behindern und sie „mit nutzlosen Mäulern belasten“, die den Soldaten ihre Rationen streitig machten.

Am 9. Dezember 1864 zeigt sich, wie wenig verantwortlich sich die vermeintlichen Befreier für all jene fühlen, die sich ihnen angeschlossen haben. 30 Kilometer vor Savannah muss eine der vier Kolonnen den Fluss Ebenezer Creek queren. Der Kommandeur dieser Truppen steht unter Druck: Seine Kolonne liegt weit hinter den anderen zurück; da-

zu muss sie ständig mit Angriffen feindlicher Soldaten rechnen.

Während sich die Nachhut über die enge Pontonbrücke schiebt, naht tatsächlich die konföderierte Kavallerie. Kaum hat der letzte Soldat der Union die Brücke passiert, befiehlt der Kommandeur zur Empörung der eigenen Truppen den Abbau der Pontons – und überlässt Hunderte schwarze Flüchtlinge am anderen Ufer ihrem Schicksal.

Angesichts der nahenden Reiter versuchen viele verzweifelt, den Fluss zu durchschwimmen. Viele ertrinken, andere fallen der Kavallerie in die Hände.

Hurz vor der Atlantikküste treffen Shermans Truppen im sumpfigen Umland von Savannah auf ernsthaften militärischen Widerstand: Truppen aus den Küstenstädten von Georgia, Florida und South Carolina unterstützen die örtliche Miliz und die konföderierte Kavallerie. Immer wieder liefern sie sich kurze Scharmützel mit Einheiten von Shermans Armee.

Am 10. Dezember erreichen Shermans Truppen die Außenbezirke Savannas. An der Küste nehmen sie Kontakt zu einer dort wartenden Flotte der Nordstaaten auf, die die Armee über den Seeweg nun mit frischem Proviant versorgt. Als Sherman sein Heer für einen Angriff auf die Stadt in Stellung bringt, zieht sich der konföderierte General William Hardee am 21. Dezember mit seinen Soldaten aus Savannah zurück.

Am nächsten Morgen marschiert Sherman kampflos in die Stadt ein – diesmal als versöhnlicher Sieger, der Kapitulation mit Frieden und Schonung belohnt. Nach 36 Tagen ist das Ziel seines Feldzugs erreicht. Umgehend sendet er ein Telegramm an Präsident Lincoln: „Hiermit überreiche ich Ihnen als Weihnachtsgeschenk die Stadt Savannah, mit 150 Geschützen, reichlich Munition und 25 000 Ballen Baumwolle.“

Shermans Untergebene fassen das Ausmaß der vergangenen Plünderungen in einem Bericht zusammen: Seine Truppen haben insgesamt 6871 Maultiere und Pferde sowie 13 294 Rinder

beschlagnahmt, dazu rund 10,5 Millionen Pfund Getreide und etwa die gleiche Menge Tierfutter; den Bauern von Georgia pressten sie sechs Millionen Tagesrationen Fleisch, Brot, Kaffee und Zucker ab.

Sherman selbst schätzt den Schaden, den sein Marsch verursacht hat, auf 100 Millionen Dollar – 20 Millionen davon in beschlagnahmten Gütern, die restlichen 80 Millionen durch pure Zerstörung. Stimmt die Zahl, dann entspräche das Ergebnis jenes einmonatigen Feldzugs mehr als sechs Prozent des gesamten Schadens, den der vierjährige Krieg auf Seiten der Konföderation anrichtet.

Wie viele Zivilisten zu Tode kommen, durch Mord, durch Hunger und Krankheiten in dem verheerten Land, wird nie gezählt. In das kollektive Gedächtnis Georgias aber brennt sich Shermans Marsch als Katastrophe ungekannten Ausmaßes ein.

Sein Ziel – die Ressourcen der Südstaaten zu schwächen, die Einwohner Georgias zu ruinieren und kriegsmüde zu machen – hat der General erreicht. Vereinzelt mögen seine gedemütigten Opfer Rachegelüste und erneuerten Kampfgeist spüren. Die meisten Bürger Georgias aber verstehen Shermans Überfall genau so, wie ihn der General gemeint hat: als klares Signal der Schwäche der Konföderation.

Am 1. Februar 1865 setzt die Unionsarmee ihren Marsch fort: in Richtung South Carolina. Dies war mehr als vier Jahre zuvor der erste Bundesstaat, der sich von der Union losgesagt hat, er gilt dem Norden als Wiege der Rebellion – und hier legen Shermans Soldaten jede Zurückhaltung ab.

Sie vergewaltigen, plündern und brennen ganze Siedlungen nieder, darunter einen großen Teil der Hauptstadt Columbia. Noch einmal ziehen Shermans Truppen mehr als 680 Kilometer weit durch das Kernland der Konföderation.

Literaturempfehlungen: John F. Marszalek, „Sherman: A Soldier's Passion for Order“, Southern Illinois University Press: packende Biografie des faszinierenden Generals. Joseph T. Glatthaar, „The March to the Sea and Beyond“, New York University Press: detaillierte Schilderung von Shermans Marsch aus der Perspektive der Soldaten.

tion. Und je weiter sie vordringen, desto deutlicher zeigt sich der Erfolg ihres Krieges gegen die Zivilisten.

Die Südstaatenarmeen können inzwischen kaum noch Truppen und Material zwischen den Kriegsschauplätzen im Westen und Osten verlegen, da das Schienennetz demoliert ist. Der Nachschub an Waffen und Munition stockt, da Shermans Männer Fabriken, Gießereien und Arsenale zerstört haben. Und die Nahrung wird knapp, weil Tiere geschlachtet, Felder verbrannt sind.

Doch vor allem die psychologische Wirkung von Shermans Märschen ist verheerend und trägt maßgeblich zum späteren Sieg der Union bei. Gerade die Not der Zivilisten führt dazu, dass die Kampfmoral der konföderierten Truppen im Jahr 1865 zusammenbricht.

Immer mehr Soldaten desertieren, um ihren notleidenden Familien zu Hause beizustehen. Als der Colonel Charles Olmstead im Februar 1865 mit seiner Brigade durch das verwüstete Georgia zieht, um die letzten Verbände der Konföderation in North Carolina zu unterstützen, verlassen seine Soldaten die Truppe zu Hunderten.

„Die Verzweiflung der Bevölkerung übt einen schlechten Einfluss auf unsere Truppen aus“, schreibt Robert E. Lee, der Oberbefehlshaber der Konföderierten im Februar 1865 an den Gouverneur von North Carolina: „Desertionen nehmen immer mehr zu, und es gibt guten Grund zu der Annahme, dass ihr Anlass die Briefe sind, welche die Soldaten von ihren Freunden zu Hause erhalten.“

Am 9. April 1865 muss Lee kapitulieren (siehe Seite 132). Und Sherman wird bald darauf seine Armee Essensrationen an die Zivilbevölkerung im Süden austeiln lassen, auch an die hungrigen Soldaten seines einstigen Widersachers Johnston – so versöhnlich, wie er es beim Abmarsch aus Atlanta angekündigt hat.

„Ich bin des Krieges müde“, schreibt der General im Mai 1865 einem Freund. „All sein Ruhm ist nur Blendwerk. Noch der glänzendste Sieg wird über Leichen und entstellte Körper errungen. Nur diejenigen, die noch nie einen Schuss oder das Kreischen und Stöhnen der Verwundeten gehört haben, rufen nach immer mehr Blut, nach Rache und Verwüs-

tung.“ Trotzdem wird er 1869 Oberkommandeur der US-Armee und führt sie in den Indianerkriegen.

William Tecumseh Sherman stirbt am 14. Februar 1891 in New York. Zu den Sargträgern gehört sein Widersacher von Atlanta, General Johnston, der ihm zeitlebens dafür dankbar war, dass Sherman ihm nach seiner Kapitulation großzügige Friedensbedingungen angeboten hatte.

Aus Respekt vor dem Toten weigert sich Johnston, in der winterlichen Kälte einen Hut zu tragen – und stirbt fünf Wochen später an einer Lungenentzündung. Ein Sonderzug bringt Shermans Leichnam zur Beerdigung in seine Heimatstadt St. Louis. An vielen Bahnhöfen entlang der Strecke versammeln sich Bürgerkriegs-Veteranen und feuern Salutschüsse aus ihren Gewehren ab.

Als einer der ersten Generäle der Moderne hat Sherman den Kampf gegen Zivilisten zur Strategie erklärt. Zwar unterschieden seine Soldaten noch zwischen Kämpfern und unbewaffneten Bürgern – der „Marsch an das Meer“ trägt nicht den mörderischen Charakter der Vernichtungsfeldzüge des 20. Jahrhunderts. Doch die Art, wie Sherman militärische und psychologische Mittel einsetzte, um den Willen der Menschen an der Heimatfront zu brechen, macht ihn zu einem Pionier des totalen Kriegs.

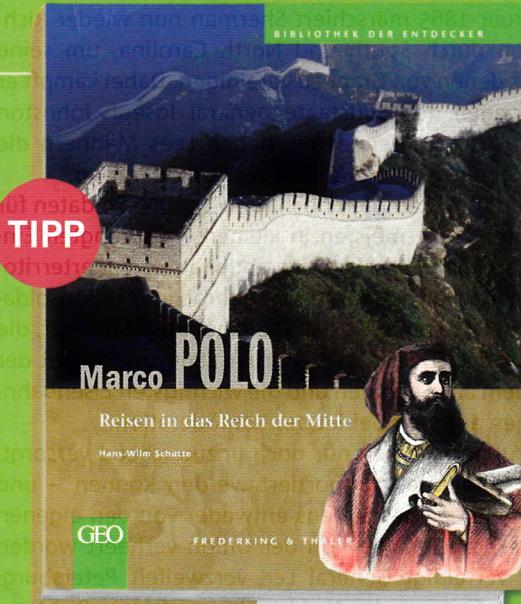
Und die Verhaltensregeln des „Lieber Code“ (die seit 1863 für die Unionsarmee galten) haben seine Plünderer vielfach gebrochen. Sherman wusste es und ließ es ungestraft. In seinen Memoiren nannte er den Terror „eine Macht“, die er bewusst gegen die Einwohner der Südstaaten genutzt habe.

„Ich wollte ihren Stolz demütigen, sie bis in ihre innersten Schlupfwinkel verfolgen und sie mit Angst und Schrecken vor uns erfüllen. Wir können die Herzen und Köpfe der Einwohner des Südens nicht ändern, aber wir können den Krieg ausarten lassen, bis sie seiner so überdrüssig sind, dass Generationen kommen und gehen werden, bevor sie erneut zu den Waffen greifen.“ □

Tilman Botzenhardt, 38, ist Autor in Hamburg.

Sichern Sie sich jetzt die „Bibliothek der Entdecker“!

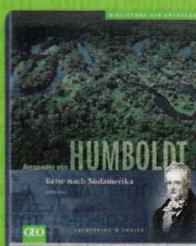
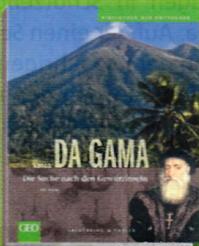
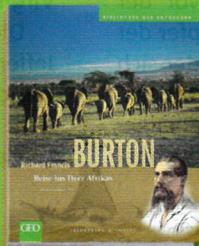
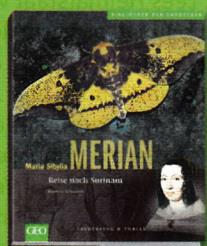
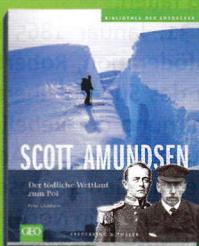
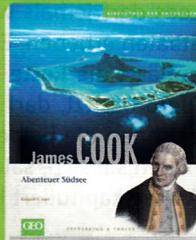
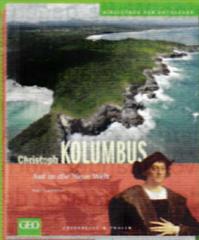
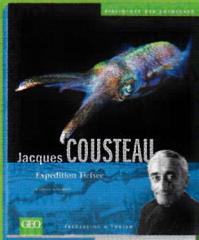
Opulente Bildbände über die Reisen großer Persönlichkeiten – erhältlich im GEO Shop.



TIPP

Reisen, die die Welt veränderten!

Mit historischen Karten und Bildern!



„Bibliothek der Entdecker“

Wandern Sie auf den Spuren bedeutender Entdecker wie Marco Polo, Vasco da Gama und Maria Sibylla Merian! Die Bildbände berichten in mitreißenden und reich bebilderten Geschichten von den weltverändernden Reisen bekannter Persönlichkeiten. Karten, Faksimiles und Tagebuchaufzeichnungen lassen die jeweilige Zeit und die einzigartigen Charaktere lebendig werden. Format: ca. 22,3 x 26,5 cm. Je 144 Seiten. Hardcover mit Schutzumschlag.

Marco Polo, Bestell-Nr.: G728334

Jacques Cousteau, Bestell-Nr.: G727400

Christoph Kolumbus, Bestell-Nr.: G727500

James Cook, Bestell-Nr.: G708000

Scott und Amundsen, Bestell-Nr.: G707900

Maria Sibylla Merian, Bestell-Nr.: G688700

Richard Francis Burton, Bestell-Nr.: G695700

Vasco da Gama, Bestell-Nr.: G695600

Alexander von Humboldt, Bestell-Nr.: G688600

Preise A: € 25,70/CH: Fr. 37.90

je
€ 24,95



Online bestellen und weitere Infos zur „Bibliothek der Entdecker“:

www.geoshop.de/entdecker

Oder per Telefon unter 01805/22 50 59* (Bitte die Aktionsnr. G00036 angeben)

Der SÜDEN

Von einer Übermacht gejagt, von Deserteuren verlassen, ausgehungert und kampfesmüde marschiert die Südstaaten

Wie viel lieber träte General Robert E. Lee seinem Gegner auf dem Schlachtfeld entgegen. Stattdessen muss er im Wohnzimmer eines Hauses in Virginia auf ihn warten. An diesem 9. April 1865 lagert Lees Armee, vom Feind eingekreist, im Ort Appomattox Court House. Ihm bleibt nur noch die Kapitulation.

Lee hat eine neue graue Uniform angezogen und sein Schwert mit dem goldenen Knauf angelegt. Er will würdevoll in Gefangenschaft gehen, er muss mit harter Strafe rechnen. Denn er hat sich vier Jahre zuvor auf die Seite der Rebellion geschlagen – und Hochverrat ist ein Schwerverbrechen.

Endlich erscheint sein Gegenüber: General Ulysses S. Grant, der Kommandeur der Nordstaatenarmeen. Doch der will keine Rache. Sondern Versöhnung.

Und so hat er nur eine Forderung: Keiner der Soldaten Lees darf jemals wieder eine Waffe gegen die Vereinigten Staaten erheben. Er macht auch keine Gefangenen, sondern entlässt die Reste von Lees Armee auf Ehrenwort. Wer ein Pferd besitzt, darf es mit nach Hause nehmen. Dann unterzeichnen die beiden Offiziere die Papiere. Anschließend erheben sie sich, salutieren voreinander. Auch wenn nur Lees Armee kapitulierte, ist der Krieg damit de facto beendet.

ZEHN MONATE LANG haben sich die zwei Generäle zuvor belauert. Ihre Truppen lagen in Schützengräben vor der Stadt Petersburg in Virginia. Auf der einen Seite Kämpfer der Nordstaaten, angeführt von dem 42-jährigen Grant, der sich im Bürgerkrieg emporgedient hat. Auf der anderen die Soldaten Robert E. Lees, des genialsten Generals der Rebellen. Als einzigm Offizier der Konföderierten ist es ihm zweimal gelungen, mit einer Armee auf Feindesgebiet vorzudringen.

Unter hohen Verlusten hat Grant ihn im Frühsommer 1864 in einem zermürbenden Feldzug durch Virginia bis nach Petersburg gezwungen, wo sich Lees Truppen ein letztes Mal gesammelt haben. Die Stadt müssen sie um jeden Preis verteidigen, denn durch Petersburg verläuft eine wichtige Eisenbahnlinie für Versorgungstransporte in die Hauptstadt Richmond.

Etwa 57000 konföderierte Kämpfer und mehr als 115000 Unionssoldaten haben sich im Juli 1864 bei Petersburg eingegraben und den längsten Stellungskrieg dieses Konflikts begonnen.

Während der Belagerung von Petersburg siegt die Union auf den anderen Kriegsschauplätzen. So nimmt General William Tecumseh Sherman im September Atlanta ein und zieht anschließend eine Schneise der Zerstörung durch Georgia.

Seit Februar 1865 marschiert Sherman nun wieder Richtung Norden durch South und North Carolina, um seine Truppen mit denen von Grant zu vereinigen. Dabei kämpft er mehrmals gegen den Südstaatengeneral Joseph Johnston und dessen Army of Tennessee, neben Lees Männern die letzte verbliebene größere Armee der Konföderation.

Im ganzen Land kämpfen noch rund 150000 Soldaten für die Südstaaten – die meisten in kleinen, versprengten Einheiten in Alabama, Texas, Louisiana oder auf Indianerterritorium. Die Wirtschaft ist zusammengebrachen, Unionsoldaten haben im Oktober 1864 das Shenandoah-Tal besetzt, die Kornkammer des Südens. Seit Februar 1865 kontrolliert der Norden zudem alle Seehäfen und die wichtigsten Eisenbahnverbindungen auf dem Gebiet der Konföderation.

Deren Truppen werden nur noch unzureichend versorgt, weil keine Güter mehr importiert werden können – und weil die Ressourcen des Südens entweder von den eigenen Männern verbraucht oder von der Union verheert worden sind. Noch verteidigt General Lee verzweifelt Petersburg, doch weitere Truppen der Nordstaaten rücken in Richtung Virginia vor. Lees Heimatstaat wird bald fallen.

Die Lage scheint aussichtslos. Am 31. Januar 1865 hat Jefferson Davis, der Präsident der Konföderation, Robert E. Lee das Kommando über alle Armeen des Südens übertragen. Der General ist nun die letzte Hoffnung der Rebellen. Lee plant eine Vereinigung seiner Truppen mit der Army of Tennessee von General Joseph Johnston, die gerade in North Carolina steht. Zusammen wollen sich die beiden den Einheiten der Union stellen.

AM 2. APRIL 1865 muss Lee Petersburg aufgeben. Tags zuvor ist es der Union gelungen, durch einen Angriff einen Keil in die Verteidigungslien der Stadt zu treiben. Lee sieht hier keine Chance mehr und lässt Petersburg evakuieren. Nun steht kein Verteidiger mehr zwischen Grants Armee und der Hauptstadt Richmond.

Daraufhin flieht die Regierung der Konföderation mit einem Sonderzug in den noch nicht besetzten Süden Virginias.



Fünf konföderierte Soldaten in einem Lager in Chicago: 216000 Kriegsgefangene sitzen zwischen 1861 und 1865 in Gefängnissen des Nordens ein, ein Achtel stirbt dort

legt die Waffen nieder

armee General Lees im Frühjahr 1865 durch Virginia. Schließlich kreist der Feind sie ein

VON CHRISTINA RIETZ

Lee versucht nun, Johnstons von Sherman bedrängte Armee zu erreichen. Das will die Union verhindern. Nach der Einnahme Richmonds nimmt Grant deshalb sofort die Verfolgung auf: 80 000 Nordstaatler jagen nun 55 000 erschöpfte Konföderierte durch die Wälder Virginias.

Ohne Pause marschieren Lees Soldaten, legen mehr als 60 Kilometer in zwei Tagen zurück. Sie drohen zu verhungern, nur wenige Schlucke Mehlsuppe bekommt jeder am Tag. Doch in der nahen Stadt Amelia Court House haben Lees Quartermaster zuvor Versorgungsdepots angelegt: Davon geht der General jedenfalls aus.

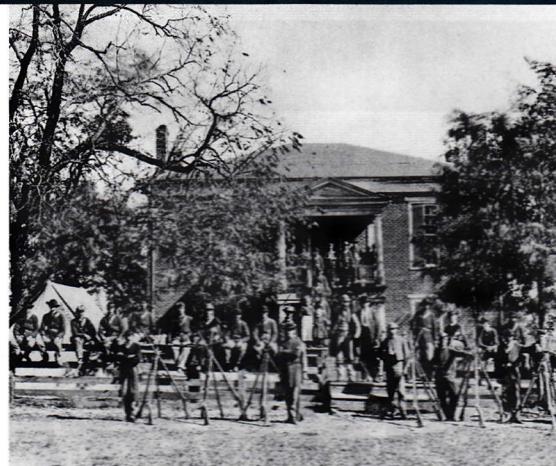
Am 4. April trifft Lee in der Stadt ein – und findet keine Rationen für seine Männer: Im Chaos der Evakuierung Richmonds hat niemand den Transport von Maismehl organisiert. Einen Tag lang suchen Konföderierte in der Stadt nach Essbarem. Manche Soldaten nehmen ihren Pferden das restliche Futter weg und kauen unter Schmerzen rohe Getreidekörner. Hunderte desertieren und fallen den anrückenden Unionssoldaten in die Hände.

Der nahe Sieg treibt Grants Männer an. Am 6. April kommt es noch einmal zu einem Gefecht. Die demoralisierten Konföderierten haben der Übermacht nichts entgegenzusetzen. Die Nordstaatler nehmen acht Generäle und mehr als 7000 Mann gefangen.

Am Morgen des 9. April kreist Grant die Reste der Konföderierten endgültig in dem Dorf Appomattox Court House ein. Nur knapp 8000 Soldaten sind ihm, so berichtet Lee später, von seiner einst so stolzen Armee noch geblieben.

Robert E. Lee zieht seine Ausgehuniform mit Schwert an und sagt zu seinen Offizieren: „Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als zu General Grant zu gehen.“ Obwohl er Oberbefehlshaber aller konföderierten Armeen ist, wird er sich nur mit seiner Army of Northern Virginia ergeben; es kommt ihm gar nicht in den Sinn, ohne Absprache mit Präsident Davis auch für den Rest der Streitkräfte zu kapitulieren.

Trotzdem bedeutet die Auflösung von Lees Armee das Ende des Sezessionskrieges. Denn damit ist auch General Johnston verloren. Nur gemeinsam mit Lee und dessen Männern hätte er es noch einmal mit der Unionsübermacht aufnehmen können. So aber ist die Niederlage des einen



Lee kapituliert im Wohnzimmer eines Handelsvertreters im Dorf Appomattox Court House: Die siegreichen Unionssoldaten posieren vor dem zweigeschossigen Wohnhaus

auch das Debakel des anderen. Am 26. April kapituliert Joseph Johnston.

Grant verbietet seinen Männern Salutschüsse. Am 12. April, einem grauen Regentag, ziehen General Lees geschlagene Soldaten in einer siebenstündigen Parade an den Siegern vorbei und geben ihre Waffen ab. Viele Männer verbrennen vorher ihre Flaggen, damit sie nicht in Feindeshand geraten.

Weder Lee noch Grant nehmen an der unangenehmen Zeremonie teil.

DOCH NOCH mehr als als zwei Monate lang kommt es zu Gefechten. Obwohl der Krieg strategisch gesehen verloren ist,

kämpfen einzelne Bataillone und Milizen des Südens nach wie vor weiter: weil sie immer noch nicht aufgeben wollen oder bezweifeln, dass Lee sich tatsächlich ergeben hat.

Erst am 23. Juni kapituliert der letzte Offizier im amerikanischen Bruderkrieg. Nach vier Jahren Kampf sind mehr als 750 000 Soldaten tot. Wichtige Städte des Südens sind weitgehend zerstört, darunter Atlanta, Richmond, Savannah, Columbia und Charleston. Vier Millionen Sklaven sind nun frei und suchen einen Platz in der amerikanischen Gesellschaft.

Ulysses S. Grant wird vier Jahre später zum Präsidenten der USA gewählt. Robert E. Lee übernimmt die Leitung einer Universität in Virginia – und arbeitet fortan an seiner Legende: Die Sezession sei ehrenhaft gewesen, der Kampf der konföderierten Truppen heroisch; nur die Übermacht des Unionsheeres habe zu seiner Niederlage geführt. Er wird so zu einem der Vertreter der „Lost Cause“-Theorie, die den Blick des Südens auf den Krieg auf Jahrzehnte bestimmen wird.

Die ehemaligen Gegner im Norden aber verzeihen Lee – denn er ermutigt seine Landsleute zum friedlichen Wiederaufbau ihres Landes. In den Jahrzehnten nach dem Krieg ehren ihn zahlreiche hochrangige Politiker der Vereinigten Staaten. Für den Süden wird er gar zu einer Heiligenfigur.

Nach Hause aber kehrt er trotzdem nie wieder zurück: Auf seinem früheren Landsitz ruhen Tausende tote Unionssoldaten. Die US-Regierung hat ihn 1864 umgewandelt, in den Nationalfriedhof Arlington. □

POLITIKER

Feldherr

Märtyrer

Der Bürgerkrieg hat dem Präsidenten alles abverlangt: Seine Gesundheit ist zerrüttet, die Beziehung zu seiner Frau belastet. Abraham Lincoln ist müde und depressiv – und blickt doch hoffnungsvoll auf eine zweite Amtszeit, in der er die Wunden seiner Nation heilen will. Erleichtert hat er die Nachricht von Robert E. Lees Kapitulation in Appomattox Court House empfangen. Doch während die meisten Einwohner Washingtons den Sieg feiern, planen einige enttäuschte Anhänger der Südstaaten eine furchtbare Tat

VON MATHIAS MESENHÖLLER



Es ist vorbei. Das unerträgliche Gemetzel ist ausgestanden, der Krieg gewonnen. Seit der Nachricht vom 10. April 1865, dass die Hauptarmee des Südens kapituliert hat, liegt Washington im Triumphrausch. Selbst der kontrollierte, zuletzt von der „Schlächterei“ niedergedrückte Abraham Lincoln ist ausgelassen. Eine Last fällt in diesen Tagen von ihm ab. Vier Jahre Krieg, ruhelose Nächte und Albträume, der Zerschleiß seiner Gesundheit, die ewigen Befehle, die den Tod Tausender junger Männer bewirken: vorbei.

Vergangenheit auch jener große Schandfleck der amerikanischen Republik, die Sklaverei. Am Tag nach der Einnahme durch Unionstruppen hat Lincoln Richmond besucht, die ehemalige Hauptstadt des abtrünnigen Südens, und war tief gerührt von den jubelnden Schwarzen, die ihn als Befreier feierten.

Vorbei schließlich der Druck, der seine Ehe belastete. Die Sorgen und Arbeit ihres Mannes haben Mary Lincoln vereinsamen lassen; er weiß das. Auf einer Spazierfahrt mit der Kutsche am Nachmittag des 14. April, Karfreitag, sagt Lincoln zu Mary: „Wir müssen in Zukunft beide wieder heiterer sein.“ Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit zu reisen, an die Westküste oder nach Europa.

Zunächst aber steht ein Theaterabend an. Im „Ford's Theatre“ wird „Unser amerikanischer Cousin“ gespielt, eine Komödie, in der ein ungehobelter Hinterwäldler aus Vermont seine aristokratischen englischen Verwandten besucht. Ein launiges Spiel mit Klischees und kulturellen Missverständnissen. Der Theaterfreund Lincoln genießt solche Boulevardstücke genauso wie die Dramen William Shakespeares.

Gegen 20.30 Uhr treffen Abraham und Mary Lincoln im „Ford's Theatre“ ein, begleitet von einem befreundeten Paar. Als der hagere, fast zwei Meter große Präsident auf der Galerie erscheint, brandet Applaus auf, die Menschen erheben sich, das Orchester spielt die Präsidentenhymne „Hail to the Chief“.

Minutenlang feiern die Zuschauer ihren Kriegsherrn, der in einer Loge verschwindet. Mancher mag da schon ahnen, dass dieser Mann als einer der größten Führer der Nation in die Geschichte eingehen wird.

Nicht aber, wie nah der Moment ist.

Abseits der belebten Hauptstraßen ist die Stadt dunkel. Niemand sieht den Mann, dessen Pferd wenige Minuten nach 21.30 Uhr die Baptist Alley hinuntertrotzt, eine Stallgasse hinter dem „Ford's Theatre“. Der Reiter sitzt ab und betritt das Gebäude durch den hinteren Bühneneingang. Er kennt den Bau genau, weist sogar einen Mitarbeiter an, kurz sein Pferd zu halten: John Wilkes Booth ist Schauspieler, ein Star, und in diesem Theater wie zu Hause.

Durch einen schmalen Gang gelangt er auf die Straße vor dem Theater, von dort begibt er sich ins Foyer. Booth erkundigt sich beim Portier nach der Uhrzeit. Dann geht er wieder hinaus und in den „Star Saloon“ nebenan, bestellt Whiskey und Wasser, scherzt mit dem Barmann. Als er erneut das Theater betritt, ist es kurz nach 22 Uhr, es wird gerade der dritte Akt gespielt.

Booth nickt dem Portier zu und steigt die Treppe zum ersten Zuschauerrang hinauf, an dessen Ende die Logen liegen. Er verharrt kurz. Das Stück provoziert viele Lacher, die Sieger sind aufgekratzt, gelöst. Booth schiebt sich an stehenden und sitzenden Menschen vorbei.

Vor der Loge des Präsidenten angekommen, reicht er einem Mitarbeiter des Weißen Hauses eine Visitenkarte; der Mann nickt. Booth tritt in den Vorraum zu Lincolns Loge. Gerade war eine Pointe zu hören. Das Publikum johlt.

Da dringt ein Knall durch das Haus.

Sekunden später springt ein Schatten aus der Präsidentenloge dreieinhalf Meter tief auf die Bühne. John Wilkes Booth richtet sich auf, reckt einen blutigen Dolch empor und schreit ins Publikum: „Sic semper tyrannis!“ So allzeit den Tyrannen! Das Motto des Südstaates Virginia.

Während das Publikum erstarrt, stürmt Booth davon. (Dass er sich beim Sprung das Bein gebrochen hat, ist wohl eine spätere Legende.) Aus der Loge sind Mary Lincolns verzweifelte Schreie zu hören. Einer der ersten, die reagieren, ist der Militärarzt Charles Leale. Er springt aus seinem Sitz, erreicht die

Loge, rüttelt am Knauf, wirft sich gegen die Tür – sie gibt nicht nach.

Draußen schlägt Booth den Jungen nieder, der sein Pferd hält, und galoppiert die Baptist Alley hinab, biegt in die F Street und reitet von dort auf eine Brücke zu, um aus der Stadt zu gelangen.

Doch am Fluss hält ein Armeeposten den Fliehenden auf: Seit einigen Monaten werden alle Ausfallstraßen nach 21 Uhr gesperrt.

Das habe er nicht gewusst, erklärt Booth dem wachhabenden Sergeant: Er wohne im Umland und habe für den Ritt heim den Mond abgewartet, der gerade aufgeht. Der Sergeant blickt zum Himmel, dann auf Booth. Der Reiter macht einen ordentlichen Eindruck. Man lässt die Sperre öffnen.

Wenig später jagt Booth eine steile Anhöhe hinauf aus der Stadt. Er ist fast gewiss, den Mann getötet zu haben, zu dem Millionen aufschauen – den Booth jedoch glühend hasst und verachtet. Abraham Lincoln, den Zerstörer des alten Südens und der amerikanischen Freiheit, zuletzt gar im Begriff, den „Niggers“ Bürgerrechte zuzugestehen.

Booth ist nicht der Einzige, der so denkt; im Süden kann er damit rechnen, als Held gefeiert zu werden.

Vorausgesetzt, er gelangt auf konföderiertes Gebiet. Und vorausgesetzt, Lincoln ist wirklich tot.

VIER JAHRE ZUVOR. Der 4. März 1861 ist in Washington ein klarer Wintertag. Die Hauptstadt der Republik wirkt noch unfertig. Ihre Straßen sind ungepflastert, der Obelisk zu Ehren des Gründungspräsidenten George Washington ist gerade einmal auf ein Drittel seiner Höhe gewachsen. Aus dem Stumpf der monumentalen Kuppel über dem Kapitol ragt ein Baugerüst.

Vor dem Gebäude haben sich mehr als 30 000 Menschen versammelt. Ein politischer Freund stellt den gewählten Präsidenten vor, dann erhebt sich Abraham Lincoln, um an einem Pult seine Antrittsrede zu halten. Er weiß nur nicht recht, wohin mit seinem Zylinder.

Vier Monate ist es her, dass Lincoln im heimischen Springfield, Illinois, vom

Telegraphenamt nach Hause kam und rief: „Mary, Mary, wir sind gewählt!“

Zweieinhalb Jahre, seit er vor einem Gewitter in einen abgestellten Eisenbahnwaggon floh und einem Journalisten beichtete, zusammengekauert, lachend: „Mary behauptet, dass ich einmal Präsident werde!“

Gut 26 Jahre, dass er im Parlament von Illinois sein erstes Mandat antrat.

52 Jahre, dass er in einer schäbigen Blockhütte als Sohn eines Kleinfarmers zur Welt kam. Ehrgeiz, Bildungshunger, Talent und harte Arbeit haben ihn zu einem wohlhabenden Anwalt, erfolgreichen Politiker, schließlich zum mächtigsten Mann der Republik gemacht.

Ein Aufstieg, wie er wohl nur in diesem Land möglich ist – das nun an der Abspaltung des Südens zu zerbrechen droht. Mit Lincoln tritt am 4. März 1861 ein Verteidiger der Union das Präsidentenamt an, dessen Entschlossenheit nicht zuletzt seiner eigenen Erfahrung mit der Verheißung der amerikanischen Demokratie entspringt: nämlich dass jedem Menschen das unveräußerliche Recht zustehe auf Leben, Freiheit und darauf, sein Glück zu suchen.

Ausgerechnet einer der geschlagenen Konkurrenten um die Präsidentschaft, Senator Stephen Douglas, erlöst den un-

geschickt Dastehenden an diesem Märtstag, nimmt den Zylinder und hält ihn, während Lincoln spricht.

Seine hohe, an Reden auf weiten Plätzen gewöhnte Stimme trägt bis in die letzten Reihen: Die kürzlich erfolgte Sezession etlicher Südstaaten sei ein Akt der Anarchie, ein Bruch des demokratischen Prinzips, dass die Minderheit stets Mehrheitsentscheidungen zu akzeptieren habe.

Auch daran, dass er die Sklaverei verdammt, lässt er keinen Zweifel. Allerdings erklärt er ebenso eindeutig, dass er die Knechtschaft in jenen Staaten, in denen sie verfassungsmäßig bestehé, weder antasten könne noch wolle.

„In euren Händen, meine unzufriedenen Landsleute, nicht in meinen liegt die folgenschwere Frage eines Bürgerkriegs.“ Die Regierung werde den Süden nicht angreifen. „Wir sind nicht Feinde, sondern Freunde. Und wir dürfen nicht zu Feinden werden.“ Dann leistet er seinen Eid auf die Verfassung.

Abends tanzt und strahlt Mary Lincoln auf dem Inaugurationsball. Über Jahre hat sie den Ehrgeiz ihres Mannes „Tag und Nacht“ wach gehalten, „wie einen Zahnschmerz“, so Lincolns einsitzer Kanzleipartner.

Dieser Triumph ist auch ihrer. Und sie kostet ihn noch aus, als ihr erschöpfter Mann längst ins Bett gegangen ist.

Da verbreiten Zeitungen, Telegrafen und die Kurieri des „Pony Express“ seine Worte vor dem Eid längst im ganzen Land. Die Reaktionen sind so gespalten wie die Nation. Gemäßigte Kommentatoren preisen die „konsequenter, aufrichtigen und maßvollen“ Worte Lincolns, die Opposition spricht von einer „jämmerlich verpfuschten“ Ansprache, Radikale zeihen ihn der Kriecherei vor den Sklavenhaltern.

Etliche Blätter des Südens hingegen werten die Rede als Kriegserklärung. Sie beharren auf dem Recht auf Sezession.

Keine 40 Tage später beschießen konföderierte Truppen das Unionsfort Sumter. Der Krieg ist da.

Schon bald können die Lincolns vom Weißen Haus aus den Rauch der Lagerfeuer sehen, um die jenseits des Potomac Rebellen kampieren. Washingtons Hotels sind geschlossen, Teile der Bevölkerung geflohen, vor den Regierungsgebäuden stehen Geschütze. Die Telegraphenleitungen funktionieren nur selten.

Täglich droht nun ein Angriff der Südstaaten auf Washington – während die Regierung verzweifelt auf Verstärkung aus dem Norden wartet.

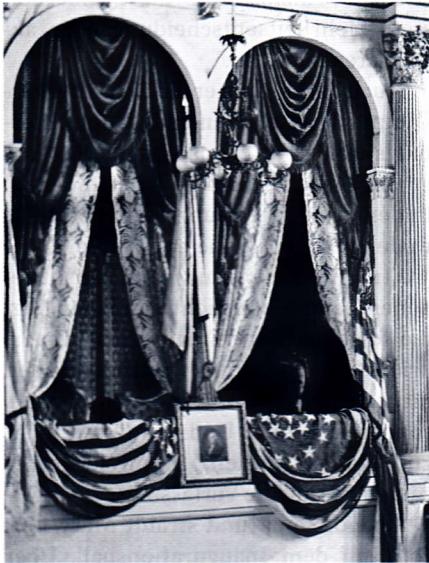
Als am 19. April ein eilig herbeibefohlenes Entsatzregiment durch Baltimore im US-Staat Maryland marschiert, greift

Als Autodidakt eignet sich Lincoln Grundzüge der Militärstrategie an und versucht mehrfach, seinen Oberbefehlshaber George McClellan (im Bild rechts) zu Attacken zu zwingen. Des- sen Posten besetzt er im Laufe des Krieges immer wieder neu





Der Präsident liebt Shakespeares Dramen, aber auch Komödien – und ist häufig Gast im »Ford's Theatre« nahe dem Weißen Haus. Am 14. April 1865, Karfreitag, besucht er mit seiner Frau eine Aufführung



Während der Vorstellung dringt der Schauspieler John Wilkes Booth in die Präsidentenloge ein und schießt auf Lincoln. Dann springt er auf die Bühne und ruft: »So allzeit den Tyrannen!«

ein Mob von Südstaatsympathisanten die Truppe mit Revolvern, Messern und Steinen an. Vier Soldaten und mehrere Zivilisten sterben.

Einer, der später behauptet, er sei dabei gewesen, ist John Wilkes Booth.

Booth wird 1838 nicht weit von Baltimore entfernt geboren. Sein Vater ist ein gefeierter Schauspieler, Freigeist und Quartalssäuber. Seine Kinder ermutigt er zu lebhafter Selbstentfaltung, macht sie mit dem antiken Klassikern vertraut – und mit einer Familientradition rebellischen Freiheitsdrangs. So wie sein eigener Vorname Junius Brutus auf den Mörder Cäsars anspielt, tauft er John Wilkes nach einem Kämpfer gegen die britische Monarchie.

John wird der Liebling der Eltern, witzig, charmant, wächst zu einem gut aussehenden, eloquenten jungen Mann heran. Wie zwei weitere Brüder wählt er den Beruf des Vaters. Von Haus aus wohlhabend, stets elegant gekleidet und

seiner Umgangsformen sicher, leidenschaftlich romantisch und fest in der Welt des Südens verwurzelt, ist John all das, was Abraham Lincoln nicht ist.

Als der leutselige, notorisch abgewetzte und oft linkisch daherkommende *self-made man* aus dem Westen zum Präsidenten gewählt wird, entwirft der 22-jährige Booth eine zornige Rede (die er jedoch nie hält). Darin verteidigt er die Sklaverei als human, als Segen für die Schwarzen und deren Besitzer; das Verbot, sie auf weitere Territorien auszudehnen, sei reine Willkür. Für ihn ist Lincoln ein radikaler Ignorant

Doch Booths erste Leidenschaft gilt nicht der Politik, sondern der Schauspielerei. Er zieht nicht in den Krieg, sondern verfolgt in den kommenden Jahren allein seine Karriere.

Lincoln ist indes alles andere als radikal. Er hat als Bewerber konsequent moderate Positionen bezogen, um in seiner Republikanischen Partei für Eiferer der Sklavenbefreiung, gemäßigte Liberale und konservative Patrioten gleichermaßen den zweitbesten Mann nach ihrem jeweiligen Favoriten abzugeben. Dieses Kalkül, als Kompromisskandidat zu sie-

gen, ist aufgegangen. So hat er die Nominierung gewonnen und anschließend gegen zerstrittene Konkurrenz auch das Rennen ums Weiße Haus.

Nach der Wahl rekrutiert Lincoln ein Kabinett, das ein Meisterwerk politischer Arithmetik darstellt, vier seiner vormaligen Rivalen einbindet, die ideologische Zerklietzung der Partei ebenso berücksichtigt wie regionale Interessen und Empfindlichkeiten. Gezielt umgibt er sich mit starken Männern.

Etwa mit Außenminister William Seward, einem vornehmen, gebildeten Kämpfer für die Emanzipation der Schwarzen: Vor Lincolns Nominierung sah er wie der sichere republikanische Kandidat aus. Oder mit Postminister Montgomery Blair, Spross eines einflussreichen Politikerclans, der Swards Ideale für maßlos überzogen hält – während sie dem eitlen, aber kompetenten Finanzminister Salmon Chase nicht weit genug gehen. Später wird Kriegsminister Edwin Stanton hinzukommen, ein barscher Machtmensch, der sämtliche Mitarbeiter feuert, bei denen er Korruption oder Untüchtigkeit wittert.

Dieses Kabinett ist eine Mannschaft fähiger, kraftvoller Charaktere. Die sich bald in scharfen Rivalitäten befehdenden – dem Präsidenten gegenüber jedoch loyal sind. Denn Abraham Lincoln beherrscht drei entscheidende Dinge.

Zum einen: sich selbst. Er begegnet jedermann mit einnehmender Freundlichkeit, erlaubt sich keinerlei Hochmut, selten verletzende Worte. Seine Gewohnheit, spannungsgeladene Situationen mit kurzweiligen Anekdoten zu entschärfen, wird bald legendär.

Diese Verbindlichkeit entspricht Lincolns Naturell. Doch gepaart mit einem ungewöhnlichen Sinn für das jeweils geeignete Wort – das oft ein vages, ja irreführendes ist – wird daraus geschicktes Taktieren. Mehr noch: Manipulation. Auf seine Weise ist der 16. Präsident ein ebenso erfolgreicher Schauspieler wie John Booth. Und so streiten die Historiker bis heute, was Lincoln zu welchem Zeitpunkt gedacht und gewollt hat (weshalb über ihn mehrere Tausend Bücher und Aufsätze erschienen sind).

Zweitens verfügt der neue Präsident über einen unbestechlichen Realitäts-sinn. Sein stoischer, bis an den Rand der Depression melancholischer Charakter bringt ihn dazu, die Politik als Kunst des Möglichen zu sehen, als angewandte Klugheit. Lincoln geht fast immer genau so weit, wie es die Verhältnisse erlauben oder gebieten – und zeigt ein besonders feines Gespür für diese von widerstreitenden Kräften gezogenen Grenzen.

Drittens: Lincoln folgt einem starken moralischen Instinkt. Es gibt keinen Grund, an der Ernsthaftigkeit seiner zahlreichen Anrufungen der Unabhängigkeitserklärung von 1776 zu zweifeln: „dass alle Menschen gleich geschaffen sind, dass sie von ihrem Schöpfer mit bestimmten unveräußerlichen Rechten ausgestattet wurden“, darunter „life, liberty, and the pursuit of happiness“.

Lincolns Größe speist sich aus der Größe dieser Idee – und seiner Bereitschaft zu lernen, zu wachsen, sie immer wieder in bis dahin undenkbare politische Schritte zu übersetzen.

IN DEN ERSTEN Kriegstagen 1861, als Abraham Lincoln im bedrohten Washington ohnmächtig auf Entzugs-wartet, hört sein Sekretär den am Fenster stehenden Präsidenten verzweifelt rufen: „Warum kommen sie nicht?“

Doch dann treffen die Regimenter endlich ein, und in der allgemeinen Erleichterung zeigt sich der Präsident wie fast jeder überzeugt von einem kurzen, siegreichen Waffengang.

Zu den wenigen, die das Kommende erahnen, gehört Frances Seward, die Frau des Außenministers. Sie sagt einen langen, blutigen Krieg voraus – und am Ende die Freiheit der Sklaven.

Lincoln will davon nichts wissen. Ihm geht es allein um den Fortbestand der Union, dem er weltgeschichtliche Bedeutung beimisst. Denn zur Debatte steht in seinen Augen die grundsätzliche Frage, ob eine Massendemokratie früher oder später stets in Anarchie zerfällt, wie Skeptiker meinen.

Denn genau das würde es bedeuten, könnte eine unterlegene Minderheit jederzeit den Staat aufkündigen: „Wenn

wir versagen“, so der Präsident, „wird es einem Beweis nahekommen, dass das Volk unfähig ist, sich selbst zu regieren.“

Lincoln zieht ins Feld für die Idee, dass freie Menschen eine stabile Nation bilden können. Für die Zukunft republikanischer Staatswesen – nicht nur in Amerika, sondern in der Welt.

Zwar empfindet er die Sklaverei als „monströse Ungerechtigkeit“. Aber höher als Moral achtet er die Verfassung, die das Eigentumsrecht der Besitzer an ihren Sklaven schützt. Zudem sieht er die USA der Zukunft als Nation freier Weißen: Nach einem fernen, legalen Ende der Sklaverei will er die Afroamerikaner nicht etwa eingliedern, sondern sie zur Auswanderung bewegen; als neue Heimat für sie schweben ihm Regionen in Afrika oder Lateinamerika vor, deren Klima „zu ihnen passt“.

Der Präsident ist ein Feind der Unfreiheit. Aber er ist auch von der Ungleichheit der Rassen überzeugt; sein Anekdotenrepertoire enthält mehr als einen „Nigger“-Witz. Eine rassistisch gemischte Gesellschaft würde die Frage nach politischer Teilhabe aufwerfen, nach einem Wahlrecht für schwarze Männer – mehr noch: nach der Mischehe. Für Lincoln wie die meisten Weißen wäre so etwas wohl undenkbar.

Indes hat der Aussiedlungs-Plan einen Makel: Praktisch alle Vertreter der freien Schwarzen im Norden lehnen ihn ab. Sie sehen die USA als ihre Heimat. Sie wollen frei sein – als Amerikaner.

Seit Beginn des Krieges ist der Präsident regelmäßig zu sehen, wie er Bücher aus der Kongressbibliothek ins Weiße Haus schleppt: Militärliteratur, die er bis spät in die Nacht studiert. Seit seiner Jugend ein effizienter Autodidakt, eignet Lincoln sich mit der Zeit ein tiefes Verständnis moderner Kriegsführung an.

Zunächst aber begeht er einen militärischen Fehler. Auf Druck der öffentlichen Meinung schickt er im Juli 1861 seine kaum ausgebildeten Truppen in

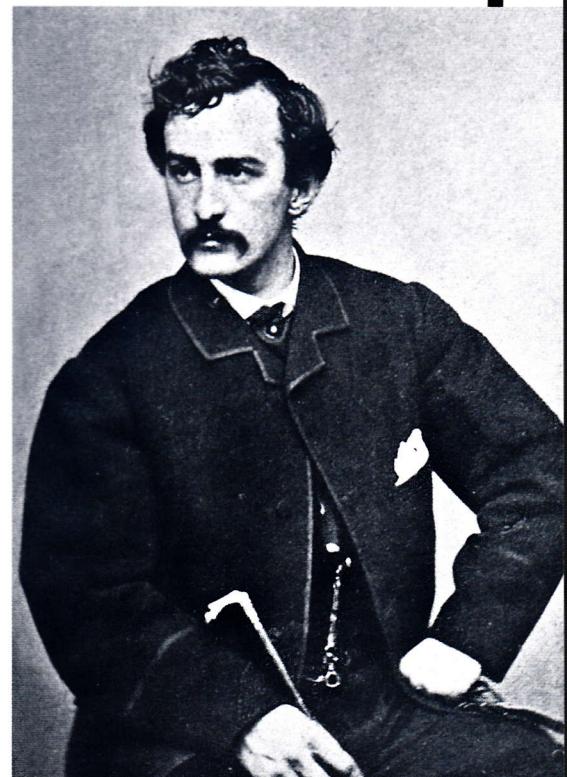
die erste Schlacht am Bull Run. Die schwere Niederlage beendet jede Hoffnung auf einen kurzen, begrenzten Konflikt. Lincoln betraut daraufhin General George McClellan mit der Führung der Armee und sichert ihm hinreichend Zeit zu, um aus den Freiwilligen erst einmal schlagkräftige Einheiten zu formen.

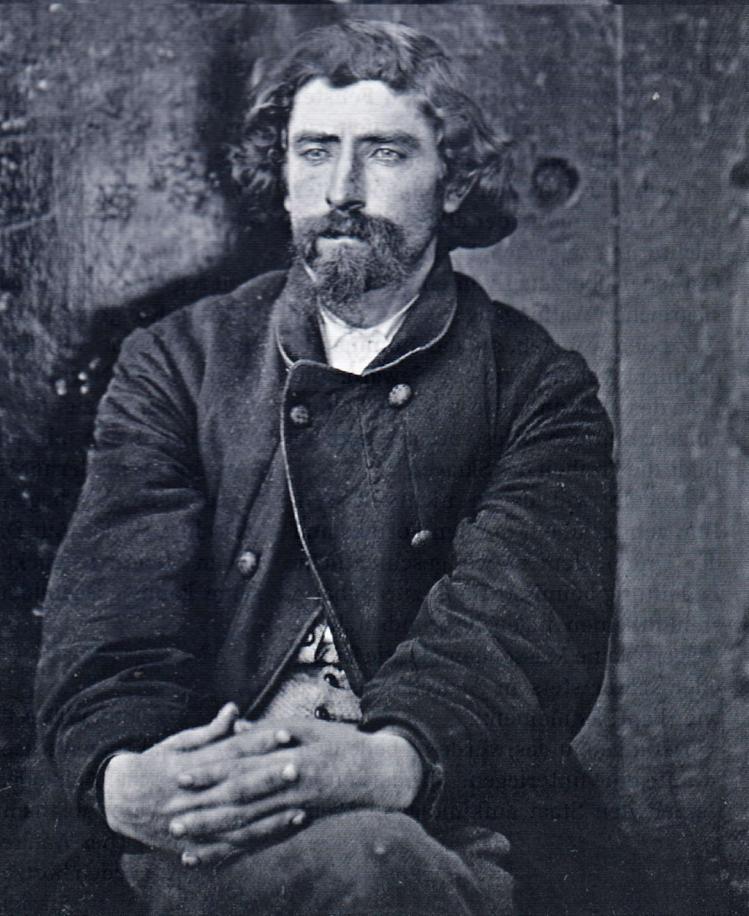
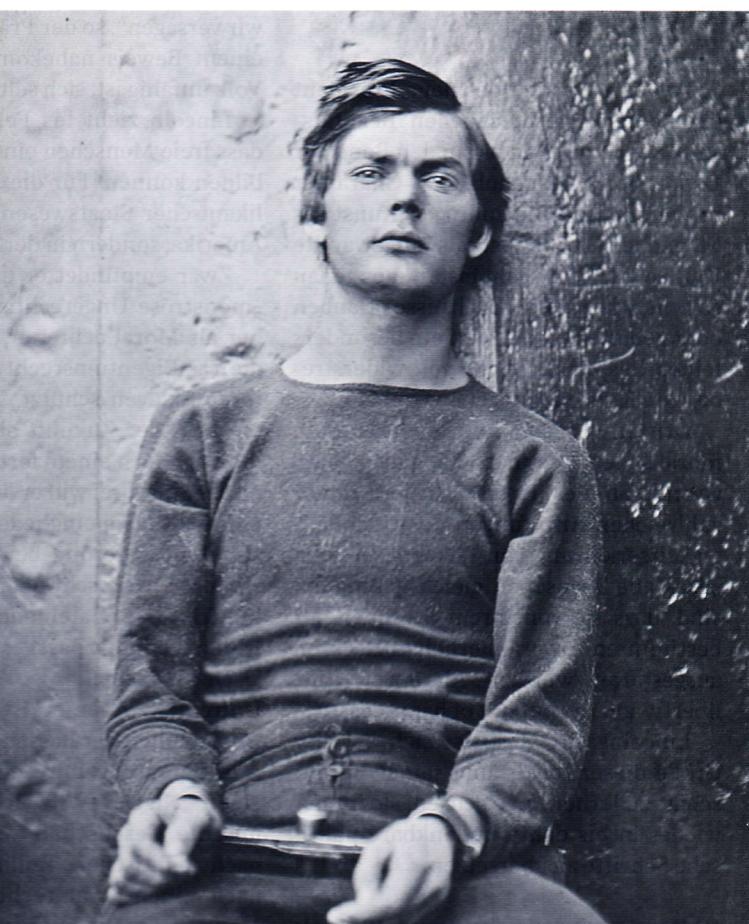
Während das Unionsheer bis Jahresende auf fast 700 000 Mann anschwillt, erkennt der eifrig lesende, nachdenkliche Präsident früher als die meisten Militärs, dass der Norden seine überlegenen Ressourcen einsetzen, den Gegner an allen Fronten gleichzeitig angreifen und zäh aufreihen muss, will er siegen.

Doch McClellan zögert. Schließlich erlässt Lincoln am 27. Januar 1862 den „Kriegsbefehl Nr. 1“ und setzt den 22. Februar als spätesten Termin einer allgemeinen Offensive an: Er hat beschlossen, sein verfassungsmäßiges Amt des Oberbefehlshabers aktiv zu füllen.

Wenige Tage später erkranken Lincolns jüngere Söhne, der elfjährige Willie und der achtjährige Tad, an einem

John Wilkes Booth ist in Maryland aufgewachsen und ein fanatischer Anhänger der Südstaaten. Als er Abraham Lincoln über ein mögliches Wahlrecht für Schwarze reden hört, beschließt er: Der Präsident muss sterben





John Booth wird nach einer tagelangen Flucht erschossen, etliche seiner Mitverschwörer nimmt die Polizei fest. Darunter George Atzerodt (links oben), der den Vizepräsidenten ermordet sollte, und Lewis Powell (rechts oben), der den Außenminister schwer verwundete. Auch Unschuldige kommen in Haft: Atzerodts Cousin Hartman Richter (rechts unten) sowie der Bühnenhelfer Edmund Spangler, der Booths Pferd während des Attentats versorgt hatte, aber nicht in die Anschlagspläne eingeweiht war

Fieber. Vermutlich haben sie verseuchtes Wasser aus dem Potomac getrunken, an dem zu dieser Zeit Zehntausende Soldaten lagern, ihre Latrinen leer. Zwar wird sich Tad erholen. Willie aber stirbt am 20. Februar, wohl an Typhus.

Schon zwölf Jahre zuvor hat das Paar einen Sohn verloren, Mary sich danach nur schwer gefangen. Seither neigt sie zu extremen Stimmungsschwankungen. Nun zerbricht etwas in ihr. Die belebte Frau, für Lincoln ein wichtiger politischer Gesprächspartner, fällt in depressive Launenhaftigkeit, entwickelt einen spiritistischen Spleen, hält Séancen ab, um mit ihren toten Kindern zu reden.

Derweil spricht der Präsident von der „härtesten Prüfung meines Lebens“. Hatte er es zuvor genossen, die Jungen in aller Freiheit durch den Amtssitz tobten zu lassen, so verwandelt sich die Residenz nun in ein Trauerhaus.

Auch die ersten Siegesmeldungen aus dem Westen können diese Stimmung nicht heben. Zumal McClellan im Osten weiterhin auf eigenen Plänen besteht. Lincoln gibt nach – wenn der General nur überhaupt endlich angreift.

Zugleich bietet er jenen vier Sklavenstaaten, die in der Union geblieben sind, eine Entschädigung an, wenn ihre Parlamente freiwillig Gesetze zur Emanzipa-

tion der Schwarzen verabschieden. Doch im Sommer lehnen die Staaten den Vorschlag ab. Der Krieg läuft sich fest, die Verluste nehmen zu. Lincoln geht durch seine bis dahin bittersten Monate.

Endlich entschließt er sich zu jenem Schritt, der seine Präsidentschaft und den Krieg neu definieren wird: Er verfasst eine vorläufige Emanzipationserklärung, mit der alle Sklaven in Staaten, die sich am 1. Januar 1863 noch in Rebellion befinden, für frei erklärt werden.

Nutzt Lincoln die militärische Krise, um sein Freiheitsideal durchzusetzen? Oder zwingt ihn der Kriegsverlauf, zum Befreier wider Willen zu werden? Beide Positionen werden Historiker später vertreten, sodass eine abschließende Antwort kaum möglich ist.

Velleicht liegt die Wahrheit in der Mitte: Erst als er keine andere Wahl mehr hat, lässt Lincoln rechtliche Bedenken und rassistische Vorbehalte fahren; seine prinzipiellen Bekenntnisse zur Freiheit waren gleichwohl auch vorher ernst gemeint.

Ähnlich können Historiker nur vermuten, dass Lincoln nach wie vor wirklich an eine Aussiedlung der Befreiten glaubt, die er nun verstärkt propagiert.

Aus dem vermeintlich kurzen Waffengang wird ein mörderischer Verschleißkrieg. Im November ersetzt Lincoln McClellan, dessen zögerndes Vorgehen zwar die Truppe schont, aber Siege verschenkt – und der Skrupel hat, das Eigentum der Rebellen anzustatten und so gegen deren Wirtschaftskraft vorzugehen.

Doch auch McClellans aggressiverer Nachfolger Ambrose Burnside bleibt ohne Glück und erleidet Mitte Dezember eine katastrophale Niederlage bei Fredericksburg. Der tief erschütterte Präsident besucht die Verwundeten, die zu Tausenden in Washingtons Lazaretten liegen. Und klärt doch einen Vertrauten über seine „Arithmetik des Todes“ auf: Würde die gleiche Schlacht mit den gleichen Verlusten noch einmal geschlagen und am Tag danach noch

einmal und immer so weiter – dann wäre die Armee des Südens schließlich „bis auf den letzten Mann ausgelöscht“, die des Nordens aber immer noch mächtig. Und der Krieg vorbei.

Den Blutzoll dieser Strategie nimmt er in Kauf. Um ihn auszugleichen, verfügt Lincoln am 1. Januar 1863 nach langem Zögern, auch schwarze Rekruten in die Unionsarmee aufzunehmen.

Zugleich inspiriert er regelmäßig die Truppen – und trifft einen Ton, der die Männer berührt. Was er von ihnen verlangt, ist viel. Aber Lincoln kann vermitteln, dass er es weder leichtfertig tut noch für eine kleine Sache. Auch spricht sich herum, dass er Gnadengesuche nach Militärgerichtsurteilen, etwa wegen Fahnenflucht oder Feigheit, großzügig prüft, Todesstrafen gegen Soldaten unter 18 Jahren immer umwandelt.

Einem Abgeordneten gesteht Lincoln, dass es ihn beruhige, nach einem harten Tag – oft genug gefüllt mit Entscheidungen, die Tod und Leid bedeuten – eine Ausrede zu finden, „so einem armen Kerl das Leben zu retten, und dann gehe ich froh ins Bett und denke, wie sehr er, seine Familie und Freunde sich freuen werden“.

Der Hass und die Verehrung, die dieser Präsident weckt, hängen nicht nur vom Standpunkt des Betrachters ab. Sie haben eine Entsprechung in Lincolns Widersprüchen: Denn er ist brutal und wohlwollend zugleich, so versöhnlich wie verschlagen, An-

treiber und Getriebener, freiheitsliebend – aber auch bereit, im Namen der Freiheit einen Polizeistaat zu errichten.

Bereits zu Beginn des Krieges, nach den Unruhen in Baltimore, hat Lincoln jenes Verfassungsrecht teilweise ausgesetzt, nach dem niemand ohne Gerichtsverfahren gefangen gesetzt werden darf. Zeitungen werden verboten, Telegram-

BOOTH will die Union regelrecht entthaupten

me und Briefe mitgelesen, die Macht der Regierung ins Undenkbare gedehnt.

Bald wird Lincoln von seinen Gegnern im Norden als Tyrann und Totenräuber der Republik beschimpft.

DAS KRIEGSRECHT TRIFFT auch John Booth. Einmal wird er für den Fluch verhaftet, die „ganze verdammte Regierung“ solle „zur Hölle fahren“; ein anderes Mal, als er ein Kampflied des Südens anstimmt.

Meist jedoch hält er sich zurück, wird selten so deutlich wie seiner Schwester Asia gegenüber: Lincoln betreibe die Auslöschung der Sklaverei durch „Raub, Plünderung, Metzelei und gekaufte Armeen“.

Vor Asia brüstet er sich auch damit, für den konföderierten Untergrund Schmugglerdienste zu leisten – vielleicht Aufschneiderei, möglicherweise aber auch nicht. Allerdings, die Wut nagt an ihm; zudem wohl die Scham, nicht selbst für die Sache zu kämpfen, an die er glaubt.

Anfang August 1864 trifft er sich in Baltimore mit zwei Jugendfreunden. Beide haben in der konföderierten Armee gedient. Nach einigen Gläsern Wein trägt Booth eine Idee vor, die zunächst nach einem Theatercoup klingt: Er will Lincoln als Geisel in die Südstaatenhauptstadt Richmond verschleppen, um ihn anschließend gegen Tausende von Kriegsgefangenen auszutauschen.

Der Gedanke ist weniger fantastisch, als er klingt. Journalisten haben wiederholt über einen derartigen Komplott spekuliert, Lincolns Abneigung gegen Sicherheitsvorkehrungen ist bekannt.

Während der heißen Sommermonate, die er mit der Familie außerhalb Washingtons verbringt, reitet der Präsident gern allein ins Weiße Haus und zurück – zum Ärger des Kriegsministers Stanton, der auf einer Kavallerieeskorte besteht.

Meist erträgt Lincoln die Belästigung mit dem gleichen Fatalismus, den er der Gefahr selbst entgegenbringt: Wenn ihn ernsthaft jemand ermorden wolle, lasse es sich ohnehin nicht verhindern.

Als Booth und seine Freunde einander schwören, den Handstreich zumindest zu versuchen, zeugt ihr Eid dennoch mehr von theatralischer Ruhmlust als von politischem Verstand. Denn 1864 besteht die beste Chance des Südens in einer weit weniger spektakulären Wende: der Abwahl Lincolns im November.

Nach immer neuen Rückschlägen ist der Norden kriegsmüde. Zwar sind der Union 1863 bei Gettysburg und Vicksburg entscheidende Erfolge gelungen. Doch auch der Sieger von Gettysburg, General George Meade, zeigte sich unentschlossen und ließ die Konföderierten entkommen.

Lincoln findet schlicht keinen Kommandeur, der den Krieg so energisch führt, wie er es fordert.

Bis der Präsident einen auf dem westlichen Schauplatz bewährten Mann als Oberbefehlshaber in den Osten holt: Ulysses S. Grant. Mit seinen Stabsgenerälen William Tecumseh Sherman und Philip Sheridan bildet Grant ab März 1864 ein Führungstrio, das Lincolns blutige Arithmetik konsequent umsetzt.

Die Folgen sind grausig. Schnell erwirbt Grant den Beinamen „der Schlächter“. Washingtons Lazarette sind überfüllt, täglich erreichen Transportschiffe mit Verwundeten die Piers am Potomac, Verwundete füllen die Straßen.

Lincoln weiß, dass sie Opfer seiner Strategie sind. Er findet kaum noch Schlaf, hat tiefe dunkle Ringe unter den Augen. Mary macht ihm bittere Vorwürfe, beschimpft den „Metzger“ Grant.

Auf Dauer kann die Konföderation das nicht durchstehen. Doch ihre Generäle setzen auf die demoralisierende Wirkung der katastrophalen Verluste im Norden, solange greifbare Erfolge ausbleiben. Auf eine politische Wende.

Mit gutem Grund: Vertreter der Opposition verbreiten, allein Lincolns Be-

harren auf dem Ende der Sklaverei stehe dem Frieden im Weg. Selbst Parteifreunde drängen ihn, sich zugunsten eines anderen Kandidaten zurückzuziehen.

Ende August hat Lincoln praktisch resigniert. Er trifft Vorkehrungen, um das Kabinett in der Zeit zwischen seiner Abwahl und dem Amtsantritt eines Nachfolgers handlungsfähig zu halten – und möglichst viele Sklaven in die Freiheit zu ziehen, ehe die allgemeine Emancipation einer Waffenruhe geopfert wird.

Es ist die tiefste Krise seiner Präsidentschaft, vielleicht seines Lebens. Nach Jahren größter Disziplin und Arbeitswut, schwerer Entscheidungen ist Lincoln ausgelaugt und verzweifelt, plagt er sich angesichts des ergebnislosen Blutvergießens mit Schuldgefühlen.

Da trifft am 3. September ein Telegramm Shermans ein: „Atlanta ist unser!“ Die reiche Südstaatenmetropole, das Tor zum Kernland der Konföderation, ist nach wochenlanger Belagerung gefallen. Die grausame Strategie geht auf. Lincoln persönlich befiehlt einen Freudensalut aus 100 Geschützen.

Kurz darauf schlagen Unionstruppen einen konföderierten Verband, der noch einmal Washington bedroht hat. Und plötzlich klingen die Friedensparolen der Opposition nicht mehr einsichtsvoll, sondern defätistisch. Lincoln schöpft neue Hoffnung und macht sich daran, das eigene, zerrissene Lager zu einen.

Am Abend des Wahltags, einem stürmischen 8. November, stapft er über den dunklen, schlammig verregneten Grund um das Weiße Haus ins Telegraphenamt des Kriegsministeriums. Die ersten Nachrichten sind vielversprechend. Lincoln lässt einen Boten zu Mary schicken, denn er ahnt, dass sie nervöser ist als er selbst.

Um Mitternacht steht fest, dass es reicht. Erst die folgenden Tage jedoch offenbaren das Ausmaß des Sieges: Lincoln hat 22 von 25 Staaten gewonnen.

Fast wichtiger noch ist das Votum der Truppe. Mehr als 70 Prozent der Männer, die an der Front das Leben riskieren, haben dem Oberkommandierenden ihre Stimme gegeben – haben Lincolns Sache zur ihren gemacht: Kampf bis zum Sieg, bis zur Sklavenbefreiung.

ZWEI WOCHEN lang wird *Lincolns Sarg durchs Land gefahren*

Offenbar verändert der Krieg viele Soldaten: Sie erleben die Schwarzen als loyal und zu kämpfen bereit, sehen das Elend der Sklaverei erstmals mit eigenen Augen. Zudem nimmt mit den Verlusten auch der Hass auf den Süden zu: Nach all den Schrecken der vergangenen drei Jahre wollen die Soldaten jetzt nicht weniger als die bedingungslose Kapitulation der Konföderation.

Drei Tage nach der Präsidentschaftswahl besteigt John Wilkes Booth eine Postkutsche, die ihn von Washington nach Süd-Maryland bringt. Dort will er Lincolns Entführung vorbereiten. Die folgenden Einzelheiten werden Historiker über die nächsten fast 150 Jahre diskutieren.

Wann weiht Booth wen in den abenteuerlichen Coup ein – und wen bewegt er unter falschen Vorwänden zu Hilfsdiensten? Wer ist Überzeugungstäter, wer ahnungsloses Opfer?

Handelt Booth tatsächlich mit Rückendeckung und Mitteln der Konföderationsregierung? Oder täuscht er solche Kontakte nur vor, um in Marylands Schattenwelt Autorität zu gewinnen?

Der Schauspieler ist ein begabter Verschwörer. Er bleibt nicht nur unent-

deckt, sondern manipuliert vermutlich sowohl enge Komplizen als auch Zeugen und späteres Beweismaterial.

Sicher ist, dass er bis zum Februar 1865 ein Netz von Bekanntschaften aufbaut, Waffen besorgt, die Flucht mehrerer Reiter mit einer Geisel von Washington nach Virginia vorbereitet. Und ein halbes Dutzend Männer zusammenbringt, auch jene Freunde aus Baltimore, die den Anschlag ausführen wollen.

Doch den Winter über lebt der Präsident im Weißen Haus, ist ständig unter Menschen. Booth wird nervös, seine Gruppe ungeduldig. Am 4. März 1865 steht er in der Menge, die Lincolns Antrittsrede zuhört. „Mit Groll gegen niemanden, mit Barmherzigkeit gegen jedermann“ reicht der Präsident in dieser Ansprache die Hand zur Versöhnung.

Gut einen Monat zuvor hat der Kongress den 13. Zusatzartikel zur Verfassung verabschiedet; dies ist das unwiderufliche Verbot der Sklaverei. Lincoln hat geschickte Manipulation und seine gesamte Autorität aufgeboten, um den Artikel durchzubringen.

Von Aussiedlung ist längst keine Rede mehr. Fast 200 000 Afroamerikaner haben für die Union gekämpft, viele andere hat der Präsident als politisch einsichtsvolle Partner schätzen gelernt – als potentielle Bürger einer Nation, die das Äußere nicht achtet.

Zugleich weiß Lincoln, wie tief die Wunden im Land sind. Je näher der Sieg rückt, desto drängender wird die Frage, wie die abtrünnigen Staaten wieder einzugliedern sind. Ohne Groll, mit Barmherzigkeit – das ist seine Vorstellung.

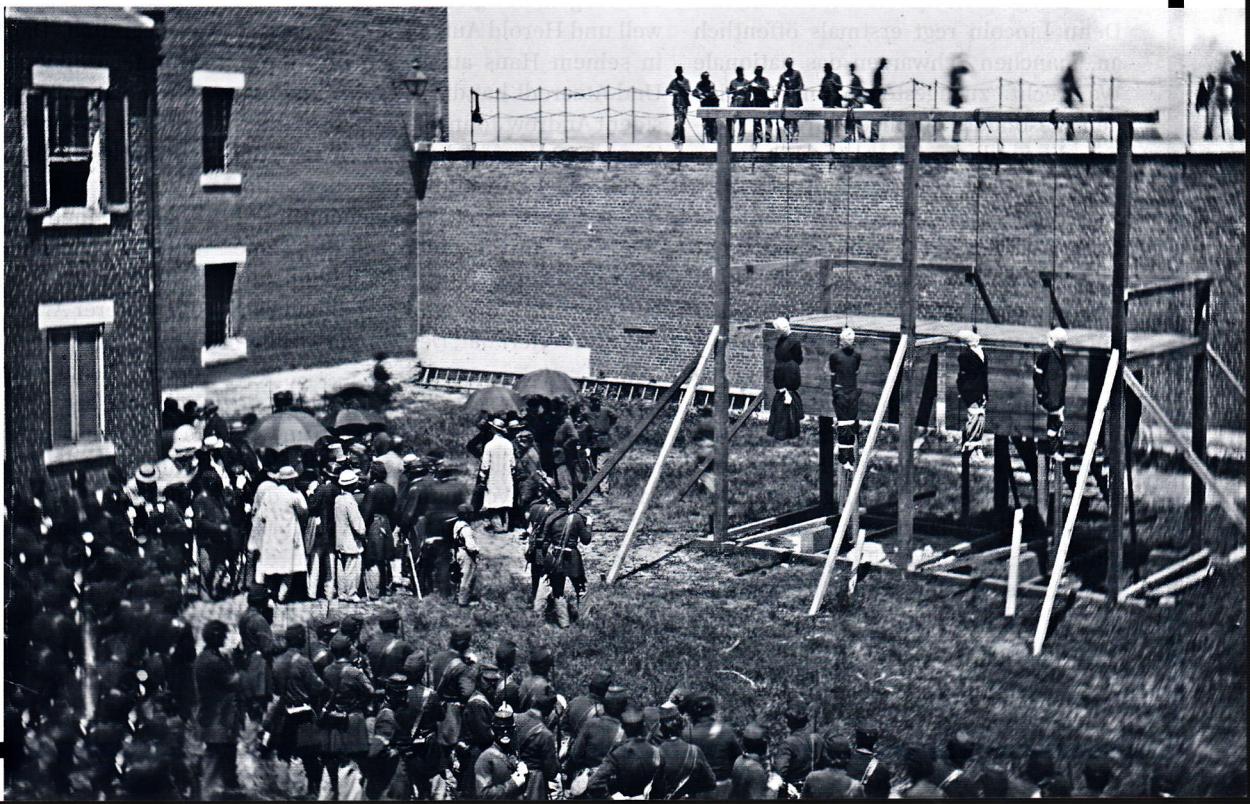
Längst sieht man ihm die Kriegsjahre an. In dem eingefallenen Gesicht steht eine tiefe, müde Trauer; immer häufiger wirkt er abwesend, in sich gekehrt. Depressiv, krank. Nur noch selten ist sein schallendes Lachen zu hören.

Einmal nimmt Lincoln den Militärrzug an die Front, in das Höllenszenario toter und sterbender Soldaten, aus Pferdekadavern und Trümmern, zerstörtem Land. Die Gewalt dieses Krieges ist unfassbar. Erst recht für den Mann, der genau weiß: Es ist sein Krieg. Der absehbare Sieg schmeckt erdrückend bitter.

Dennoch traut er sich zu, noch einmal über die Fronten hinweg Kompromisse zu stiften. Hinter der abgekämpften Gestalt dauert ein zäher Wille fort, dem unsäglichen Leid und Elend einen versöhnlichen Ausgang zu geben. Sinn.

ENDE MÄRZ KÜNDIGEN die beiden Jugendfreunde Booths ihren Eid auf. Das Unternehmen scheint aussichtslos, der Krieg ohnehin verloren. Booth jedoch mag es nicht einsehen. Die Idole seiner

Von einem Militärgericht werden vier Komplizen Booths zum Tode durch den Strang verurteilt: drei Männer und eine Frau, in deren Pension Booth sich am Tag des Attentats aufgehalten hat – und die möglicherweise unschuldig ist





Millionen erweisen dem Präsidenten die letzte Ehre, säumen die Straßen (hier in Washington) und Bahngleise, als der Sarg vorbeigefahren wird. Sein Tod macht Lincoln zur Legende, zum Märtyrer, der das Leben für die Freiheit gab

Präsident keine Handschuhe; normalerweise schilt Mary ihn dafür, sie findet es unziemlich in seiner Position. Diesmal jedoch sieht sie über den Fauxpas hinweg. Ihr Mann ist einfach zu glücklich. Glücklicher, als sie ihn je gesehen zu haben meint. Auch sie selbst wirkt in diesen Tagen zum ersten Mal seit Willies Tod wirklich unbekümmert.

Gut zwei Stunden später, während das Publikum anhaltend lacht, betritt John Wilkes Booth leise den kleinen Vorraum, den eine weitere Tür von der eigentlichen Loge trennt. Booth nestelt das Holzstück an die präparierte Stelle. Dann zieht er eine handliche, einschüsigie Derringer-Pistole und einen Dolch.

Als Booth durch die innere Tür tritt, ragt direkt vor ihm der Kopf Lincolns auf – Booth legt an und drückt ab, fügt Lincolns aufspringendem Gast mit dem Dolch eine schwere Wunde zu, tritt an die Brüstung und springt hinab auf die Bühne. „Sic semper tyrannis!“

Das Publikum braucht Sekunden, um zu begreifen. Dann bricht Tumult aus, Schreie, umkippende Stühle, Männer stürzen Richtung Bühne. Doch der Attentäter ist bereits verschwunden.

Charles Leale, der Militärarzt, hämmert von draußen gegen die Tür zur Loge. Drinnen wird an dem Holz gerüttelt, das sich weiter festdrückt. Endlich gelingt es, die Tür zu öffnen. Leale und ein weiterer Arzt drängen hinein.

Sie legen den Präsidenten auf den Boden, Leale schneidet mit einem Taschenmesser den Kragen auf. Schließlich entdeckt er eine kleine Wunde im Hinterkopf, aus der er ein Blutgerinnel entfernt. Daraufhin beginnt Lincoln wieder regelmäßig zu atmen.

Inzwischen ist die Loge überfüllt, im Parterre herrscht wütendes Chaos. Da

Jugend, die Tyrannenmörder aus den Werken Shakespeares, kommen ihm in den Sinn. Beschreiben nicht etliche Demokraten Lincoln als einen neuen Cäsar, der sich mithilfe eines Bürgerkriegs despatische Macht angeeignet habe?

Am Tag nach der Kapitulation Lees hört er den Präsidenten sprechen. Und wird Zeuge eines historischen Moments. Denn Lincoln regt erstmals öffentlich an, manchen Schwarzen das nationale Wahlrecht zuzugestehen, namentlich den „besonders intelligenten“ sowie jenen, die für die Union gekämpft haben.

„Das heißt Nigger-Bürgerrecht“, zischt Booth einem Kumpan zu. „Bei Gott, jetzt mach' ich Schluss mit ihm.“ Irgendwann in diesen Tagen gibt John Booth den Entführungsplan endgültig auf – zugunsten eines Mordanschlags.

In einer Pension ruft er vermutlich am Abend des 13. April die verbliebenen drei Verschwörer zusammen: Lewis Powell ist ein ehemaliger Soldat, groß und kräftig, bei Gettysburg verwundet, später an Guerillaaktionen beteiligt, ein glühender Rebell. Auch der Apothekerhilfe David Herold hat Verbindun-

gen zum konföderierten Untergrund. Dagegen schmuggelt George Atzerodt gewerbsmäßig Menschen und Güter für die Südstaaten – möglicherweise hat Booth ihn mit Geld geködert.

Booth legt seinen Plan dar: Wenn der theaterbegeisterte Lincoln das nächste Mal eine Vorstellung besucht, wird er zuschlagen. Zur gleichen Zeit sollen Powell und Herold Außenminister Seward in seinem Haus aufsuchen und töten. Und Atzerodt hat die Aufgabe, Vizepräsident Andrew Johnson in dessen Hotelzimmer zu ermorden. Booth will die Union regelrecht enthaubern, den verlorenen Krieg so doch noch wenden.

Als er am folgenden Morgen seine Post im „Ford's Theatre“ abholt, erfährt er, dass Lincoln für den Abend eine Loge reserviert hat. Der Moment ist da.

AM NACHMITTAG schleicht Booth in das Separee. Mit einem Messer und einem Stück Holz präpariert er die Eingangstür zum Vorraum der Loge so, dass sie sich immer fester verkeilt, je stärker jemand von außen drückt. Dann entfernt er das Holz wieder und geht.

Um 20 Uhr beginnt die Vorstellung. Wenig später verlässt Lincolns Kutsche das Weiße Haus. Wie so oft trägt der

den Ärzten ein Transport ins Weiße Haus zu gefährlich erscheint, entscheiden sie, Lincoln in die nächstgelegene Wohnung zu bringen. Soldaten heben ihn an und bahnen sich einen Weg hinab ins Foyer, auf die Straße. Ein aufgeschreckter Anwohner winkt die Gruppe herein, führt sie zu einem Bett.

Kurz nach 23 Uhr trifft Kriegsminister Stanton ein. Da auch auf Seward ein Anschlag verübt worden ist, geht er von einer groß angelegten Verschwörung aus, fürchtet einen Partisanenangriff auf die Hauptstadt. Stanton lässt sich kurz auf den Stand der Dinge bringen, tröstet Mary. Dann geht er zu seinem bewusstlosen Präsidenten. Einer der Ärzte flüstert ihm zu, dass keine Hoffnung besteht. Da setzt sich der furchteinflößende Kriegsminister – und bricht in verzweifeltes Schluchzen aus.

Beklemmende Minuten vergehen, bis Stanton sich fasst. Im rückwärtigen Salon des Hauses richtet er eine Kommandozentrale ein und übernimmt die Regierungskontrolle. Dass die eigentlich dem Vizepräsidenten zusteht, interessiert den Kriegsminister wenig.

Dabei lebt Andrew Johnson: Atzerodt hat im letzten Moment den Mut verloren. Später wird sich auch der Zustand des verletzten Seward stabilisieren. Der Enthauptungsschlag ist gescheitert.

Stanton lässt Zeugen vorführen, in den Straßen Wachen aufziehen, schickt Suchtrupps in abfahrende Züge. Nach den Aussagen steht Booth rasch als Täter fest, und noch in der Nacht finden sich Hinweise auf seine Komplizen, auf eine Flucht durch Maryland.

Gegen Morgen wartet vor dem Haus eine Menschenmenge auf Kunde. Drinnen bricht die verzweifelte Mary immer wieder in lautes Weinen aus. Um 7.22 Uhr hört Abraham Lincoln auf zu atmen.

Bereits am 17. April verhaftet die Washingtoner Polizei Lewis Powell – er hat bei der Flucht die Orientierung verlo-

ren. Drei Tage später nehmen Soldaten George Atzerodt auf der Farm eines Cousins fest. In Süd-Maryland heben Kavallerie und Ermittler Booths Fluchthelfer aus. Das Dickicht jedoch, in dem Booth und Herold untergekrochen sind, übersehen sie.

Am 21. April verlässt ein Sonderzug Washington. Der Prunkwagen des Präsidenten führt die Särge Lincolns und des drei Jahre zuvor gestorbenen Willie (die Eltern hatten seinen Leichnam bis zu einer Rückkehr nach Illinois in der Gruft einer befreundeten Familie bewahrt).

Zwei Wochen wird der Zug unterwegs sein, um den Ermordeten zur letzten Ruhe ins heimatliche Springfield zu bringen. An elf offiziellen Stationen werden Tausende herbeiströmen und Abschied nehmen. Millionen säumen mit gezogenen Hüten die Strecke.

Aus dem Menschen Abraham Lincoln wird der Große Befreier, der Märtyrer für das Recht, ein Staatsheiliger.

Derweil schlagen in Maryland Soldaten Tag und Nacht an Türen, brüllen die Bewohner heraus, verhören sie mit vorgehaltener Waffe. Schließlich bekommen sie den entscheidenden Hinweis. Die Spur führt nach Virginia.

Am Nachmittag des 25. April queren 26 Reiter der US-Kavallerie den Fluss. In der folgenden Nacht umstellen sie die Tabakscheune einer Farm nahe dem Örtchen Bowling Green. Der Trupp hat Herold und Booth aufgespürt.

Herold ist bereit, sich zu ergeben. Booth nicht. Schließlich stecken die Soldaten die Scheune in Brand. Entweder jetzt oder schon zuvor lässt Booth seinen Komplizen gehen, weigert sich selbst jedoch herauszukommen.

Erst als um ihn herum alles in Flammen steht, nähert er sich der Tür, bewaffnet mit einem Karabiner und einem Colt – gut sichtbar durch die Lattenzwischenräume des Holzbau. Sergeant Boston Corbett legt an.

Corbetts Schuss trifft Booth am Hals. Die Männer stürzen in die Scheune, zerren den Verwundeten heraus und bringen ihn auf die Veranda der Farm. Booth lebt noch, bis die Morgensonnen über die Hügel kommt. Er stirbt mit den Worten: „Sinnlos. Sinnlos.“

Am 30. Juni 1865 verurteilt ein Militägericht Powell, Herold und Atzerodt sowie die Wirtin der Pension, in der Booth sich am Tag des Attentats aufge-

halten hat, zum Tod am Strang. Vier weitere Helfershelfer erhalten Gefängnisstrafen. Eine Woche später werden die Urteile vollstreckt.



aben erst John Booth und seine Komplizen Abraham Lincoln zu jenem mythischen Ansehen verholfen, das er später genießt? Hätte der Präsident nach dem Krieg auch den Frieden gewonnen – oder wäre Lincoln an der *Reconstruction* (siehe Seite 150) sowie der Kluft zwischen radikalem Revanchismus und südlichem Beharren ebenso gescheitert wie sein zweifellos weniger begabter Nachfolger Andrew Johnson?

War die Aufgabe nie lösbar – oder haben erst Zorn und Blindheit nach seinem Tod sie dazu gemacht?

All das ist Spekulation, wie so vieles mit Blick auf den bei aller Leutseligkeit verschlossenen Abraham Lincoln.

Am 3. Mai 1865 um 8.40 Uhr trifft die Leiche des 16. Präsidenten der USA in Springfield, Illinois, ein. Längst machen nur noch geschickt aufgetragene Cremes und Kreide das farblose, verwesende Antlitz für das Publikum erträglich.

Tausende sind in der Stadt: Gouverneure, Senatoren, Studenten, Soldaten und Veteranen, Bürger aller Schichten. Eine nationale Trauergemeinde, der die Bewohner ihre Privathäuser öffnen. Von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung schießt eine Artilleriebatterie alle zehn Minuten Salut, am Ende eine Salve aus 36 Geschützen – eines für jeden Staat der wiedervereinigten Union.

Tags darauf wird Abraham Lincoln bestattet. Geistliche sprechen ihre Worte, ein Chor singt. Den Sinn des toten Präsidenten für prägnante Formulierungen aber hat wohl jener Gefährte getroffen, der Lincolns Triumph und Elend geteilt hat wie kaum ein Zweiter.

General Ulysses S. Grant sagt später über Abraham Lincoln: „Er war ohne Frage der größte Mann, den ich je gekannt habe.“ □

Für Mathias Mesenhöller, 43, Journalist in Berlin, war Abraham Lincoln während der Arbeit der Gefährte vieler Nachtstunden – und nur schwer auf wenigen Seiten zu fassen.

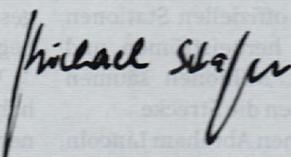
Literaturempfehlungen: Edward Steers Jr., „Blood on the Moon. The Assassination of Abraham Lincoln“, University Press of Kentucky: packend zum Attentat, seiner Vor- und Nachgeschichte. Doris Kearns Goodwin, „Team of Rivals. The Political Genius of Abraham Lincoln“, Penguin: das Buch, das Steven Spielberg zu seinem Film inspirierte.

Nie war Geschichte lebendiger.

Lesen oder verschenken Sie 1 Jahr GEO EPOCHE und wählen Sie Ihr Dankeschön.

“ GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

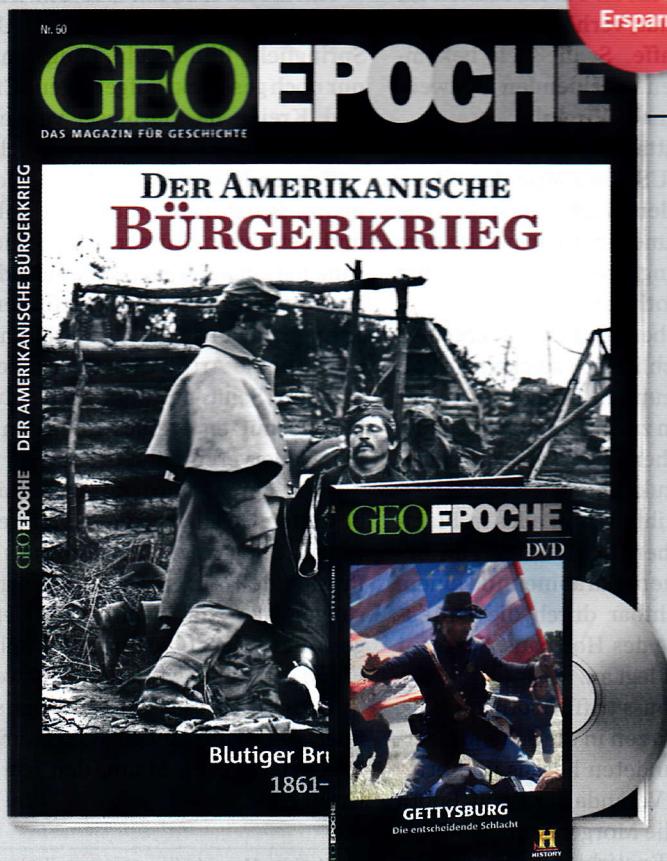
Herzlichst Ihr



“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



Nr. 50
GEO EPOCHE
DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE
DER AMERIKANISCHE
BÜRGERKRIEG
Blutiger Br...
1861-
GETTYSBURG
Die entscheidende Schlacht
HISTORY

11%
Ersparnis

IHRE ABOVORTEILE

- 1 Nach-Hause-Service**
Garantiert keine Ausgabe verpassen.
- 2 Dauerhafte Ersparnis**
6x im Jahr 11 % sparen und portofreie Lieferung.
- 3 Ohne Risiko**
Nach einem Jahr jederzeit kündbar.
- 4 Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- 5 Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

GEO EPOCHE BESTELLEN

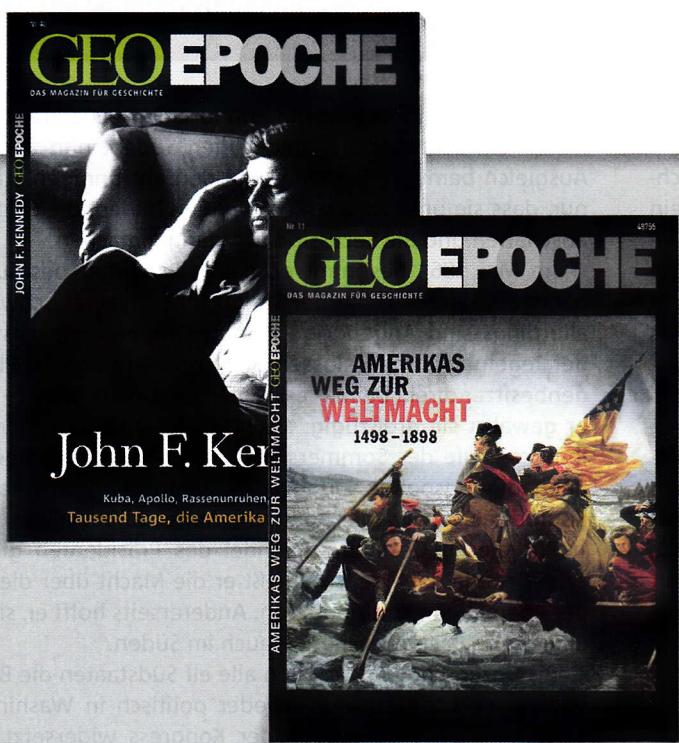
Per Post:

Karte abschicken

Per Telefon: (bitte die Bestell-Nr. angeben)

01805/861 80 03*

Abonenten-Service Österreich und
Schweiz: +49 1805/861 80 03



John F. Kennedy

Kuba, Apollo, Rassenunruhen
Tausend Tage, die Amerika

AMERIKAS WEG ZUR WELTMACHT

1498 - 1898

1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Historisches Wissen erleben:

- „Amerikas Weg zur Weltmacht“ – 1498 - 1898
- „John F. Kennedy“ – Tausend Tage, die Amerika veränderten



GRATIS
zur Wahl

2. HÄUSSER-Uhr „Discovery“

Immer die Zeit im Blick:

- mit Leuchtzeigern, -ziffern, Datums-anzeige und Textilarmband
- Gehäuse aus Edelstahl

Online mit noch mehr Angeboten:

www.geoepoche.de/abo

3. Reiserollentasche

Idealer Begleiter für unterwegs:

- bequemer, 2-stufiger Teleskop-Zugriff
- aus strapazierfähigem Polyester
- Maße: ca. 55x26x35 cm



Oder einfach QR-Code mit
dem Smartphone einscannen
und bestellen:



Die schwere LAST

Nach dem Kriegsende muss sich die Regierung in Washington vor allem zwei Problemen stellen: Wie ist mit den ab

Andrew Johnson ist kein beneidenswerter Mann. Er wird Präsident, weil sein Vorgänger ermordet wird – den die Menschen schon bald als fast übermenschliche Lichtgestalt verehren. Johnson muss ein verwundetes Land übernehmen, das sich nach Abraham Lincolns Tod noch immer im Krieg mit sich selbst befindet. Und er muss Antworten auf Fragen finden, an denen vielleicht auch geschicktere Politiker als er gescheitert wären. Was vielleicht erklärt, weshalb Johnson als einer der schlechtesten Präsidenten in die Geschichte der USA eingehen wird.

Etliche Probleme müssen die Nordstaaten lösen. Zum einen: Wie können die ehemals konföderierten Staaten wieder in die Union eingebunden werden? Zweitens: Welchen Platz in der Gesellschaft sollen die Weißen den knapp vier Millionen befreiten Schwarzen zugestehen? Drittens: Wie wird zudem die bisher auf Sklaverei gestützte Landwirtschaft des Südens zukünftig organisiert? Kurz: Wie soll die Rekonstruktion vonstatten gehen – der wirtschaftliche, politische und geistige Wiederaufbau der Union?

Die radikalsten Sklavereigegner fordern, die Großgrundbesitzer im Süden zu enteignen und jedem befreiten Schwarzen ein Stück Land und ein Maultier zu geben.

Andere dagegen wollen die abtrünnigen Staaten ohne harte Auflagen wieder aufnehmen und lehnen jegliche Gleichbehandlung der Schwarzen ab.

Wie also verfahren?

ANDREW JOHNSON GEHÖRT zur Demokratischen Partei, also zur Opposition. Dennoch wurde er im November 1864 als Zeichen der überparteilichen Einigkeit zum Vizepräsidenten des Republikaners Lincoln gewählt. Seit dessen Tod ist er der 17. Präsident der USA.

Johnson folgt zunächst dem Kurs seines Vorgängers. Abraham Lincoln hatte bereits während des Krieges erste Maßnahmen für eine *Reconstruction* in einigen besetzten Gebieten getestet und extrem milde Bedingungen formuliert, unter denen die Südstaaten wieder in die Union integriert werden könnten.

So sollten nach seinen Vorstellungen mindestens zehn Prozent aller wahlberechtigten Bürger einen Eid auf die Union leisten. Bekannten genügend Männer ihre Treue zu den USA und akzeptierte der jeweilige Staat zudem die Abschaffung der Sklaverei, sollte er seine Rechte als Mitglied der Union zurückerhalten.

Diesen Kurs führt Johnson nun fort. Der neue Präsident – früher ein Scharfmacher gegen den Süden, nun aber um Ausgleich bemüht – verlangt von den abtrünnigen Staaten nur, dass sie unionstreue Regierungen bilden, die Sklaverei abschaffen und die Sezession rückgängig machen.

Im Mai 1865 bestimmt er, dass alle Bürger des Südens begnadigt werden, die der Union ihre Loyalität schwören; allerdings sind Angehörige von 14 Gruppen zunächst von der Regelung ausgeschlossen. So müssen etwa reiche Plantagenbesitzer direkt beim Präsidenten um Gnade bitten – doch er gewährt sie großzügig: 15 000 Südstaatler erlangen von ihm im Laufe des Sommers Amnestie. Johnsons freigebige Begnadigungspolitik erlaubt es zahlreichen ehemaligen Konföderierten, wieder politische Ämter zu bekleiden.

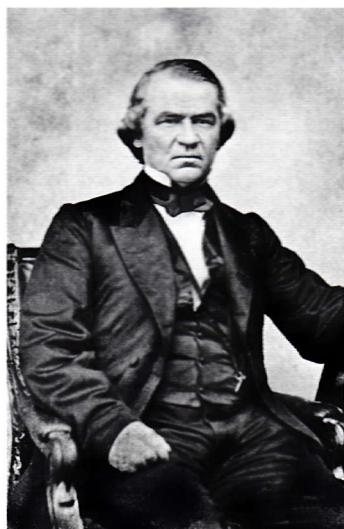
Für diesen Gesinnungswandel des Präsidenten gibt es zwei Gründe. Einerseits genießt er die Macht über die Elite der ehemaligen Konföderation. Andererseits hofft er, sich so eine breite Basis zu sichern – auch im Süden.

Bis Dezember 1865 erfüllen alle elf Südstaaten die Bedingungen und fordern nun, wieder politisch in Washington vertreten zu werden. Doch der Kongress widersetzt sich. Denn der Süden erlässt ab Ende 1865 Gesetze, die Schwarze in ihrer Freiheit beschränken. So verbieten ihnen die neuen Regeln unter anderem den Besitz von Land und die freie Berufswahl. Außerdem werden strenge Gesetze gegen „Rassennachmischung“ eingeführt. Johnson duldet dies – zum einen ist er selber Rassist, zum anderen hält er nichts von einer allzu starken Einmischung der Bundesregierung in die Belange der Einzelstaaten.

Statt eigenes Land zu erhalten, müssen die meisten Schwarzen nun schlecht bezahlte Arbeit auf den alten Plantagen leisten, vielerorts wird ihnen der Besuch öffentlicher Schulen verboten. Die weißen Südstaatler behindern zudem die Arbeit des „Freedmen’s Bureau“, einer Behörde, die Kriegsflüchtlingen und ehemaligen Sklaven helfen soll. Mobs greifen Reformer aus dem Norden an, lokale Eliten verhindern die Verteilung von Land.

Es sind kaum US-Soldaten vor Ort, um diese Vorgänge zu verhindern: Die Unionsarmee wurde weitgehend demobilisiert.

Angesichts der alarmierenden Nachrichten aus dem Gebiet der ehemaligen Konföderation verweigern die Republikaner im US-Kongress Ende 1865 den Abgeordneten und Senatoren aus dem Süden deren Sitze. Stattdessen richten sie ein Komitee ein, das die Situation dort unter-



Abraham Lincolns Nachfolger Andrew Johnson wird als einer der unfähigsten US-Präsidenten in die Annalen eingehen

des Sieges

trünnigen Südstaaten umzugehen? Und wie mit den einstigen Sklaven? VON MARTIN PAETSCH UND GESA GOTTSCHALK

suchen soll. Der Bericht des Komitees bestätigt die Zustände. Doch Johnson blockiert die Zusammenarbeit. Er misstraut der Vision, die radikale Republikaner für den Süden haben, fürchtet eine „Bevorzugung der schwarzen Rasse“.

Selbst gegen moderate Entscheidungen des Kongresses legt er sein Veto ein – etwa die Verlängerung der Arbeit des „Freedmen’s Bureau“. Und stürzt die USA damit in eine Regierungskrise. Denn auf diese Weise provoziert er die Republikaner, die nun ihrerseits Johnsons Vetos überstimmen.

Im April legen sie einen Entwurf für einen 14. Verfassungszusatz vor, der erstmals das Bürgerrecht aller US-Amerikaner in der Konstitution verankert – und es all jenen Menschen zuspricht, die in den USA geboren oder eingebürgert wurden, also auch den Schwarzen. Allen Bürgern wird zudem Rechtsgleichheit gewährt. Und: Ehemalige Führer der Konföderation sollen bis auf Weiteres kein politisches Amt mehr ausüben dürfen.

Von Johnson ermutigt, verweigern fast alle Südstaaten die Ratifizierung des Zusatzes. Sie hoffen wohl, dass sie nach den Parlamentswahlen 1866 von einer neuen Mehrheit im Kongress trotzdem in die Union aufgenommen werden.

Doch ihr Spiel auf Zeit ist eine Fehleinschätzung: Bei den Wahlen erreichen die radikalen Republikaner in beiden Häusern des Kongresses eine so komfortable Mehrheit, dass sie künftig mühelos jedes Veto Johnsons überstimmen können.

Im März 1867 beschließt der Kongress ein „Rekonstruktionsgesetz“: Es teilt den Großteil der früheren Konföderation vorübergehend in fünf Militärbezirke unter der Führung von Unionsgenerälen auf. Sie sollen alle erwachsenen schwarzen Männer als Wähler registrieren und dafür sorgen, dass neue Staatenverfassungen angenommen werden, die das Wahlrecht für ehemalige Sklaven enthalten. Die neu gewählten republikanischen Regierungen erlassen vielerorts Gesetze, die ehemalige Sezessionisten von Ämtern ausschließen.

Nur wenn die Südstaaten den 14. Verfassungszusatz ratifizieren und das Stimmrecht für Afroamerikaner einführen, können sie wieder vollwertige Mitglieder der Union werden. Damit wollen die Republikaner sicherstellen, dass der Zusatz die nötige Dreiviertelmehrheit erhält. Damit beginnt die



Ab etwa 1867 verfolgen die Maskenmänner des Ku Klux Klan in allen Staaten der ehemaligen Konföderation ihre schwarzen Mitbürger mit Gewalt und Terror

Phase der radikalen Rekonstruktion: Der Kongress regiert nun ohne jede Rück- sicht auf den Präsidenten.

Vergebens legt Johnson gegen alle wichtigen Ge setze sein Veto ein – der Kongress überstimmt ihn jedes Mal. Johnson gleitet langsam die Macht aus den Händen. Der Konflikt eskaliert, als der Kongress das Recht des Präsidenten einschränkt, Kabinettsmitglieder selbstständig zu entlassen. Als Johnson sich darüber hinwegsetzt, werfen ihm die Republikaner schwere Gesetzesverstöße vor und leiten Anfang 1868 das erste Amts-

hebungsverfahren gegen einen Präsidenten in der US-Geschichte ein. Es scheitert an nur einer Stimme – selbst einigen Republikanern geht dieser Schritt zu weit.

UNTERDESEN ENTSTEHEN im Süden Regierungen, in denen unionstreue Südstaatler, Republikaner aus dem Norden und Afroamerikaner zusammenarbeiten. Konservative Weiße klagen über eine „Afrikanisierung“ des Südens. Und wehren sich mit Gewalt. Die Übergriffe auf Schwarze, Nordstaatler und vermeintliche Verräter nehmen zu, und sie werden organisierter: Südstaatler schließen sich in patriotischen Verbänden zusammen, die die Konföderation verklären.

Einer der einflussreichsten entsteht 1866, als sechs junge Männer in Pulaski, Tennessee, einen Klub gründen – zunächst nur zum Zeitvertreib. Sie denken sich Aufnahmericuale aus, verleihen sich abenteuerliche Titel wie „Großer Magier“ und geben ihrer Gemeinschaft einen Namen, der mysteriös wirken soll: Ku Klux Klan (von griech. *kyklos*, Zirkel).

Die Mitglieder verpflichten sich zu absoluter Geheimhaltung, verbergen in der Öffentlichkeit ihre Gesichter. Manche hüllen sich in lange Roben und tragen weiße Masken.

Immer mehr Ableger formen sich. In manchen Gemeinden tritt fast die gesamte weiße Bevölkerung dem Klan bei. Der anfangs eher kleine Geheimbund wird bald zu einer paramilitärischen Vereinigung von Rassisten.

Haben es die Klansmänner anfangs meist bei verbalen Übergriffen belassen, gehen sie jetzt zu Gewalt über: Sie peitschen ehemalige Sklaven aus, vergewaltigen schwarze Frauen und Mädchen – und morden.

Die RASSENTRENNUNG währt bis 1964

Lynchjustiz wird nun zu einem Instrument des Rassenhasses. Häufig beschuldigt der Klan die Opfer, sich an weißen Frauen vergangen zu haben. Einige der angeblichen Täter werden kastriert, bevor man sie erhängt.

1868 ERREICHT DIE GEWALT im Süden einen Höhepunkt, denn die Präsidentschaftswahl steht bevor. Vergebens hat sich Andrew Johnson um die Nominierung seiner Partei bemüht, die Demokraten schicken stattdessen einen anderen, weniger vorbelasteten Politiker ins Rennen: Horatio Seymour, den ehemaligen Gouverneur von New York.

Die Republikaner stellen Ulysses S. Grant auf, den siegreichen Oberbefehlshaber der Unionsarmeen. Ihre Gegner im Süden sind entschlossen, eine Fortsetzung der radikalen Rekonstruktionspolitik zu verhindern. Und schüchtern deshalb vor allem schwarze Wähler ein, denn die sind zu Tausenden politischen Vereinigungen beigetreten, die den Republikanern nahestehen. Jetzt versucht der Klan, sie mit Gewalt wieder aus dem politischen Leben zu vertreiben. Oft agiert er dabei als militärischer Arm der Demokratischen Partei.

Wo der Klan nicht vertreten ist, tyrannisieren ähnliche Bünde die Bevölkerung, etwa die „Seymour Knights“. Die begehen im September 1868 in Louisiana ein Verbrechen, das beispielhaft ist für den Terror vor den Wahlen. In der Kleinstadt Opelousas schreibt der Weiße Emerson Bentley für eine republikanische Zeitung und unterrichtet afroamerikanische Kinder. Drei Einheimische verprügeln ihn am 28. September vor den Augen seiner Schüler. Sie beschuldigen ihn, mit einem Artikel ihre Ehre beschmutzt zu haben.

Einige schwarze Männer, von den Kindern alarmiert, bewaffnen sich und wollen Bentley zu Hilfe eilen. Als sie auf Weiße treffen, fallen Schüsse. Mehrere Afroamerikaner brechen tot oder verletzt zusammen. Darauf versammeln sich weiße Bürger, treiben Dutzende schwarze Arbeiter zusammen, töten sie. Am folgenden Tag holen sie fast 30 Afroamerikaner aus dem Gefängnis und erschießen sie.

Emerson Bentley kann seinen Verfolgern entkommen. Doch da in Opelousas keine Unionstruppen stehen und später abkommandierte Soldaten nur zögerlich eingreifen, wird die Hatz auf Schwarze über Tage fortgesetzt. Mehr als 150 Menschen sterben. Die Ermordeten werden nur flüchtig verscharrt; ihre von Raubvögeln verstümmelten Körper sollen die Überlebenden abschrecken. Die massive Einschüchterung wirkt: Aus Todesangst bleiben viele Schwarze den Urnen fern oder wählen die Demokraten – in Opelousas erhält Ulysses S. Grant nicht eine einzige Stimme.

Insgesamt aber verfehlt die Terrorkampagne ihr Ziel: Grant setzt sich mit knapper Mehrheit durch. Und führt die radikale Rekonstruktion zunächst fort. So tritt 1870 der 15. Verfassungszusatz in Kraft: Er untersagt es Bund und Ein-

zelstaaten, Bürgern das Wahlrecht „auf Grund der Rassenzugehörigkeit, der Hautfarbe oder des vormaligen Dienstbarkeitsverhältnisses“ zu verweigern oder einzuschränken. Einige Schwarze steigen nun in höchste Ämter auf, etwa Hiram Revels aus Mississippi, der erste schwarze US-Senator.

Bis zum Juli 1870 haben alle Staaten der ehemaligen Konföderation aus Sicht des Kongresses die Bedingungen der radikalen Rekonstruktion erfüllt und gehören wieder zur Union.

Auch gegen den KKK geht Washington jetzt vor: Im April 1871 erlässt der Kongress ein Gesetz, das den Bundesbehörden erlaubt, gezielt gegen die kriminellen Vereinigungen vorzugehen. Der Klan wird weitgehend zerschlagen. (Rassisten werden ihn allerdings 1915 wiederbeleben und noch Jahrzehntelang Schwarze in den Südstaaten terrorisieren.)

TROTZ SOLCHER BEMÜHUNGEN verliert der Norden allmählich das Interesse am Süden. Selbst ehemals radikale Republikaner ermüden die ständigen Konflikte, die Gewaltausbrüche, die nötigen Militärinterventionen. 1873 versinken die USA zudem in einer wirtschaftlichen Depression, hinzu kommen Korruption und hohe Schulden im Süden, die auch viele Nordstaatler den schwarzen Politikern anlasten. Sogar ehemalige Abolitionisten wenden sich von den befreiten Sklaven ab – auf dem Papier ist ja alles für sie erreicht.

In den folgenden Jahren werden überall im Süden die republikanischen Regierungen abgewählt, Demokraten erlassen Gesetze, um Schwarze von der Urne fernzuhalten.

Offiziell ist dabei nie die Hautfarbe das Kriterium, ob jemand als Wähler registriert wird, denn das verbietet ja die Verfassung. Doch mit anderen Schikanen, etwa Lesetests oder Forderungen nach einem Mindesteinkommen, werden Afroamerikaner weiterhin diskriminiert.

1877 beordert der Norden die letzten Truppen in ihre Kasernen zurück – und überlässt den Süden bis weit ins 20. Jahrhundert dem Rassismus und der Rückständigkeit.

Der Amerikanische Bürgerkrieg hat die USA gewaltsam zu einer Nation geschmiedet. Doch das Land hat für seine Einheit einen hohen Preis gezahlt: Hunderttausende Tote und Verwundete, das Blutopfer einer ganzen Generation, haben eine Wunde hinterlassen, die sich über Jahrzehnte nicht schließen wird. Kein anderes Ereignis in ihrer Geschichte wird die Vereinigten Staaten so prägen.

Der Kampf um die Zukunft der Sklaverei hat sie Richtung Moderne getrieben. Das große Versprechen der Freiheit aber, für das Schwarze und Weiße gestorben sind, wird erst 100 Jahre nach Kriegsende erfüllt werden. Unter einem anderen Präsidenten Johnson: unter Lyndon B., 36. Staatsoberhaupt der USA und Verfechter des „Civil Rights Act“. □

Martin Paetsch, 42, lebt und arbeitet in Hongkong.

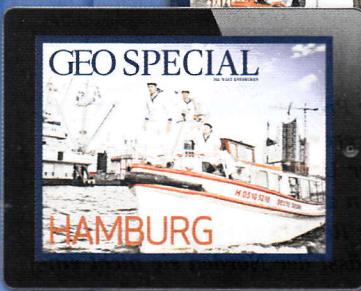
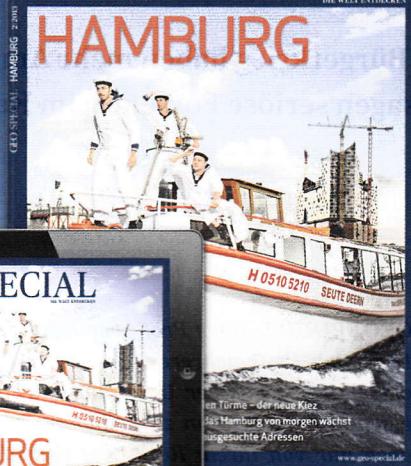
Jetzt im Handel

Hinter den Kulissen Hamburgs.

Das neue GEO Special.

GEO SPECIAL
DIE WELT ENTDECKEN

HAMBURG



Auch als App fürs iPad

- Videos, Audios, Zusatzfotos
- Interaktive Karten
- 360° Panorama

DAS LANGE RINGEN

Im Bürgerkrieg haben mehr Amerikaner ihr Leben gelassen als in allen anderen Konflikten zusammen. sagen seriöse Forscher; im Kampf gegen einen übermächtigen Zentralstaat, behaupten konservative



GEOEPOCHE: Herr Professor Nagler, als sich ab Dezember 1860 mehrere Staaten im Süden der USA entschließen, aus der Union auszutreten und eine eigene Konföderation zu gründen, da machen sie doch nur von ihrem Recht auf Selbstbestimmung Gebrauch. Warum lässt der Norden sie nicht einfach ziehen?

JÖRG NAGLER: Weil dieses Recht zunächst einmal nur für Völker gilt. Südstaatler und Nordstaatler aber sind Angehörige desselben Landes, sie haben die gleichen Vorfahren, sie haben sich freiwillig zu einem Staatenbund zusammengeschlossen und dabei gewisse Rechte an eine Zentralgewalt, ein zentrales Parlament abgetreten.

Also ist die Sezession illegal?

Das ist nicht so einfach zu beantworten. Die USA sind zu dieser Zeit noch eine unfertige Nation, ein demokratisches Experiment. Und gerade Südstaatler sind der Meinung, dass sie aus diesem Experiment ausscheren dürfen. Für Abraham Lincoln und die meisten Politiker im Norden aber gilt: Nur eine Mehrheit im US-Kongress könnte einen Staat wieder aus der Union entlassen. South Carolina dürfe so etwas nicht eigenmächtig entscheiden. Zusätzlich ist es natürlich auch eine ideologische Frage. Lincoln sagt immer wieder: Die Französische Revolution ist gescheitert, die europäischen Revolutionen von 1848 sind gescheitert, alles ist gescheitert. Wenn wir jetzt auch noch versagen, dann ist das Experiment der Massendemokratie in der Welt verloren.

Und für den Erfolg der amerikanischen Demokratie ist der Präsident bereit, das Blut seiner Bürger zu vergießen?

Lincoln glaubt lange Zeit nicht, dass der Süden wirklich die Union verlassen wird. Die Männer in dem eigentlich verantwortlichen Staat, South Carolina, sind für ihn Hitzköpfe, die 1833 schon einmal austreten wollten. Damals hat Präsident Andrew Jackson mit einem Militäreinsatz gedroht – und South Carolina hat klein beigegeben. Deshalb denkt

Professor Jörg Nagler ist Experte für US-Geschichte. Er forscht seit 30 Jahren zum Amerikanischen Bürgerkrieg

Lincoln: Die werden wir auch diesmal wieder ins Boot kriegen. Außerdem hat er viele persönliche Verbindungen in den Süden: Verwandte, Freunde, gute Bekannte. Und von all denen hört er: Das ist alles nur heiße Luft, es wird auf keinen Fall zu einer Sezession kommen – und das noch im Februar 1861, als ja bereits Staaten ausgetreten sind.

Stimmt also die These, dass es bei diesem Kampf nur um die Rechte der Einzelstaaten geht?

Nein. Der Grund für den Bürgerkrieg ist der Konflikt um die Sklaverei. Warum tritt South Carolina als erster Staat aus? Weil die Sklaven dort den höchsten Anteil an der Bevölkerung stellen.

Und viele Menschen im Norden sind empört, weil dieses System durch und durch unmenschlich ist, denn es basiert auf der Androhung und Anwendung von Gewalt.

Aber da die Unfreien ein wertvoller Besitz sind...

...werden sie natürlich nicht permanent geprügelt oder ausgepeitscht. Warum sollten die Sklavenhalter ihre eigenen „Investitionen“ vernichten? Doch es kommt vor. Und die Abolitionisten, die Gegner der Sklaverei, nutzen das für eine sehr geschickte Agitation, indem sie zum Beispiel geflohene Sklaven in Kirchen regelrecht ausstellen. Es gibt weiße Frauen, die in Ohnmacht fallen, wenn sie die Narben von den Peitschenhieben auf den Rücken sehen.

So setzt sich im Norden die Ansicht durch, dass dieses Unrecht nur mit Blut abgewaschen werden kann.

Ja. Diese Ansicht vertritt zwar zunächst nur eine Minderheit; aber die hat permanent Zulauf, und schon ab den 1830er Jahren ist eine Rückkehr zu normalen Verhältnissen zwischen Nord und Süd kaum mehr möglich. Da kommt es zu einer zunehmenden Fanatisierung auf beiden Seiten. Es ist wie später im Kalten Krieg: eine Spirale von Fehlwahrnehmungen und Missverständnissen. 1831 trifft ein Sklavenaufstand in Virginia den Süden mit voller Wucht. Im gleichen Jahr wird der „Liberator“ gegründet, eine Zeitung der Anti-sklavereibewegung mit einer ungeheuren Verbreitung. Der eigentliche Anlass der starken Polarisierung kommt dann in den 1850er Jahren mit dem Konflikt um Kansas. Da gibt es

UM VERSÖHNUNG

Doch wofür sie gestorben sind, darüber streiten viele US-Bürger bis heute: Für die Freiheit der Sklaven, Gruppen. Der Historiker Jörg Nagler erklärt, warum die Bruderfehde das Land noch immer spaltet

Fanatiker wie John Brown, der sich wie viele Fundamentalisten als Werkzeug Gottes sieht. Aber er inszeniert sich auch bewusst als Märtyrer. Er will geradezu hängen, weil er weiß, dass sein Tod die Nation in den Krieg führen wird.

Und er behält recht.

Durch Brown und andere, auch auf Seiten der Südstaaten, gewöhnen sich die Amerikaner an die Gewalt. Der abolitionistische Abgeordnete Charles Sumner wird im Parlament mit einem Spazierstock niedergeschlagen. Das ist einmalig in der Geschichte des Senats. Und dann merkt man fast monatlich den Zulauf zu den Abolitionisten. Selbst Abraham Lincoln sagt privat: Es ist eine Grenze überschritten. Wir können als Nation so nicht mehr existieren. Wenn er allerdings öffentlich bekundet hätte, dass er die Sklaverei gänzlich abschaffen wollte, wäre er nicht zum Präsidenten gewählt worden.

Doch er gewinnt die Wahl, aus Protest treten South Carolina und sechs andere Staaten aus der Union aus. Wann ist klar, dass ein Krieg unausweichlich ist?

Als der erste Schuss auf das Bundesfort Sumter im Hafen von Charleston fällt, gelingt es South Carolina, einige der

ist um 1860 die Vision, die man vom Krieg hat. Niemand sieht dieses Menschen schlachten, diesen ungeheuren Blutzoll voraus. Da wächst eine Begeisterung wie in Deutschland 1914 zu Beginn des Weltkriegs. Der Süden sagt, die Yankees werden schon sehen, wie tapfer wir sind. Und der Norden sagt, die Rebellen werden schnell erleben, dass sie keine Chance haben – und dann ist der Krieg bald vorbei, und wir gehen alle wieder nach Hause.

Sind die Nordstaaten militärisch auf diesen Krieg vorbereitet?

Überhaupt nicht. Es gibt in der damaligen sozialen Ordnung nichts Schlimmeres, als Berufssoldat zu sein. Und die Generäle haben im Mexikanisch-Amerikanischen Krieg höchstens 6000 Soldaten auf einmal befehligt – nun sollen sie aus Zehntausenden Männern Heere formen und sie kommandieren. Doch sie wachsen hinein in diese Art der Massenkriegsführung, wenn auch auf sehr traumatische Weise, mit hohen Verlusten. General Ulysses S. Grant geht da sehr brachial vor, und Abraham Lincoln unterstützt strategisch diese „Arithmetik des Todes“, wenn er zu Grant sagt: Die nächste Schlacht kannst du ruhig verlieren, denn wir werden dir noch mal 10 000 Soldaten schicken; und das machen wir so lange, bis der Süden ausgeblutet ist.

WAR DIE SEZESSION WIRKLICH VERFASSUNGSWIDRIG?

noch abwartenden restlichen Südstaaten mit ins Boot zu holen. Mit dem ersten Gefecht schließen sich die Reihen.

Aber beide Seiten glauben an einen kurzen Krieg?

Natürlich. Denn als einzige Erfahrung hat diese Generation den Mexikanischen Krieg von 1846. Und das war ein „grandioser Krieg“ – jedenfalls so, wie er dargestellt wurde. Eigentlich ein schmutziger Kampf, aber die Schlachtengemälde waren sehr beeindruckend: Mann gegen Mann, oben steht ein General auf dem Berg mit einem Schwert. Und das

Alle Ressourcen, auch die menschlichen, in den Kampf zu werfen: Das klingt nach einer modernen Auffassung von Krieg.

Der Bürgerkrieg hat viel von den Konflikten des 20. Jahrhunderts vorweggenommen – etwa, wie gut die Unionsarmee die Infrastruktur nutzt und wie schnell sie ihre Truppen an die Front bringt und versorgt. Dazu kommt die neue Waffen-

technik, kommen U-Boote und Panzerschiffe. Aber die Menschheit macht sich mit diesem industrialisierten Konflikt auch auf den Weg zum totalen Krieg. General Sherman versucht, den Gegner nicht mehr nur über die Armeen zu treffen, sondern über die Zivilbevölkerung. Sein Zerstörungszug durch Georgia ist eine neue Art der Kriegsführung.

Ist Sherman ein Kriegsverbrecher?

Er ignoriert zumindest vollkommen die von Lincoln selber aufgestellten Regeln. Denn im Auftrag des Präsidenten hat der deutsche Einwanderer und Jurist Franz Lieber in den

mee infrage gestellt. Auch das ist dann ja die Zukunft des Krieges im 20. Jahrhundert: dass nicht mehr nur Berufsarmeen gegeneinander kämpfen, sondern ganze Nationen.

Die Konföderation hofft lange Zeit, dass Großbritannien auf ihrer Seite eingreift. Schreckt London wegen der militärischen Stärke des Nordens davor zurück?

Nicht ausschließlich. Eigentlich spricht auf dieser Seite anfangs ja alles für den Süden und dessen *cotton diplomacy*, die Baumwoll-Diplomatie. Die Fabriken in Manchester und anderswo sind abhängig von der Baumwolle aus den Sklavenstaaten, das ist der entscheidende Rohstoff des 19. Jahrhunderts, so wie heute Erdöl. Auch Preußen, Frankreich und Russland importieren aus dem Süden enorm viel Baumwolle. Daher ist der Amerikanische Bürgerkrieg von einigen Histo-

NACH 1877 LIESS DER NORDEN DIE SCHWARZEN IM STICH

157 Artikeln des „Lieber Code“ unter anderem festgelegt, wie Zivilisten in besetzten Gebieten zu behandeln sind, wie man mit Deserteuren, Kriegsgefangenen und Partisanen umgeht. Dieser Code ist für die gesamte Unionsarmee verbindlich. Darin wird zum ersten Mal in der Militärgeschichte verboten, einen unterlegenen und sich ergebenden Gegner zu töten. Und es werden auch Zivilisten unter Schutz gestellt. Das heißt, die USA stellen als erste Nation überhaupt schriftliche Regeln für ihre Truppen auf – auch ein sehr moderner Gedanke –, brechen sie dann aber leider auch gleich.

Wie reagiert der Rest der Welt auf diesen neuartigen Krieg?

Großbritannien schaut mit Entsetzen nach Amerika, vor allem aus militärstrategischen Gründen. Denn als das erste Panzerschiff auftaucht, ist mit einem Schlag die britische Flotte obsolet, einfach hinfällig. Das ist der Anfang vom Ende der britischen Seemacht. Und London sieht mit Schrecken, was für Massenheere sich in den Vereinigten Staaten mobilisieren, die England niemals hätte besiegen können. Übrigens schickt auch Preußen Militärbeobachter in die USA ...

... die offenbar überhaupt nicht beeindruckt sind. Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke wird folgendermaßen zitiert: „Zwei bewaffnete Banden haben einander durch das Land gejagt – von ihnen ist nichts zu lernen.“

Der Amerikanische Bürgerkrieg ist eben vor allem ein Kampf von Freiwilligen. Und das ist natürlich ein Graus für Moltke, da wird seine ganze professionelle preußische Ar-

rikern auch als erste Rohstoffkrise der industriellen Welt bezeichnet worden. Aber Großbritannien erschließt sich in Ägypten und Indien schon bald neue Quellen. Und mit Lincolns Emanzipationserklärung von 1863 – der Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten – wird es für die europäischen Großmächte unmöglich, die Konföderation anzuerkennen. Denn das Bürgertum etwa in England ist derart aufgeklärt, dass keine Regierung es gewagt hätte, offen einen Krieg für die Sklaverei zu unterstützen.

Die Emanzipationserklärung erlässt Lincoln ja in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber: also als eine Kriegsmaßnahme und nicht als ein Gesetz, das er durch den Kongress bringen müsste. Er hebt in einigen Gebieten auch die Habeas Corpus-Akte auf – den in der Verfassung verbrieften Anspruch darauf, nicht ohne Prozess festgehalten werden zu dürfen. Nennen ihn die Demokraten zu Recht einen Tyrannen?

Für ihn ist klar, dass er eher die Verfassung brechen wird, als die Union scheitern zu lassen. Was nützt es mir, so Lincoln, wenn ich als lupenreiner Verfassungsrechtler in die Geschichte eingehe – und dann meine Nation zusammenbricht?

Er ist also bereit, bürgerliche Freiheiten zu opfern für das vermeintliche große Ganze?

Ja. Dennoch wird dieser Krieg mit einer funktionierenden Demokratie weitergeführt. Lincoln macht sich ja nicht etwa zum Diktator. Stattdessen finden in diesem Chaos Wahlen statt. Das muss man sich vorstellen: Abraham Lincoln als Oberbefehlshaber stellt sich den Wählern. Und er bekommt eine Mehrheit – auch für die Emanzipationserklärung, also das Versprechen der Freiheit für die Schwarzen, die dann im 13. Verfassungszusatz fest verankert wird.

Dieses Versprechen wird zwar eingelöst, die Hoffnung auf Gleichstellung der befreiten Sklaven aber wird sich in den folgenden 100 Jahren nicht erfüllen. Weshalb nicht?

Es geht ja so weit, dass man sich in den 1870er Jahren fragen muss: Wer hat den Krieg eigentlich gewonnen? Im Süden gelangen die alten Eliten schon bald wieder an die Macht, auch mit Hilfe von Organisationen wie dem Ku Klux Klan, es kommt zu Lynchmorden, rassistische Gesetze werden erlassen. Den Schwarzen geht es in jener Zeit fast schlechter als zuvor, weil sich ihre ehemaligen Herren jetzt nicht einmal mehr für sie verantwortlich fühlen.

Weshalb aber lässt auch der Norden, der immerhin für die Schwarzen in den Kampf gezogen ist, sie anschließend so schnell im Stich?

Nach dem Krieg fühlen sich die Amerikaner zum ersten Mal als Nation. Der Begriff „USA“ wird von da an im Englischen kaum noch im Plural verwendet, sondern überwiegend im Singular. Sie sind nicht mehr Staatenbund, sondern Nationalstaat. Und dieses Land will nach vorn blicken, sich versöhnen: Weiße Männer geben sich über den Schwarzen die Hand. Die Befreiung der Sklaven ist erreicht, jetzt überlässt man sie ihrem Schicksal. Selbst die meisten Abolitionisten verlieren das Interesse. Noch 50 Jahre nach Gettysburg ist beim Veteranentreffen kein einziger Afroamerikaner anwesend. Erst die Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre lenkt den Blick wieder auf den Bürgerkrieg als Befreiungskampf. Martin Luther King macht das sehr geschickt, als er seine berühmte Rede in Washington hält: vor dem Lincoln Memorial.

Und noch einmal knapp 50 Jahre später schwört ein schwarzer Präsident den Amtseid auf die Bibel Abraham Lincolns. Inszeniert sich der Demokrat Barack Obama zu Recht als Erbe eines republikanischen Präsidenten?

Ich denke schon. Er hat von Lincoln die Ansicht übernommen, dass der Staat die Aufgabe hat, den Einzelnen zu schützen. Dass Obama gleiche Chancen schaffen will für alle, das hat viel gemein mit Lincolns Vorstellung von Fairness. Dass umgekehrt die Republikaner seinerzeit als progressive Partei begonnen haben, ist heute kaum noch vorstellbar. Diese Veränderung begann gegen Ende des 19. Jahrhunderts, und seit den 1930er Jahren hat sich die Situation komplett gedreht. Damals war es noch undenkbar, dass Afroamerikaner Demokraten wählen könnten. Die Demokraten waren für die Schwarzen die Partei der Restauration des Südens.

2012 gewann Obamas republikanischer Herausforderer Mitt Romney in fast allen Staaten der ehemaligen Konföderation die Mehrheit. Sind die USA also noch immer gespalten?

Diese Behauptungen aus dem Wahlkampf, Obama übernehme eine ebenso zerrissene Nation wie Lincoln damals, halte ich für übertrieben. Natürlich gibt es bis heute ein Lohngefälle zwischen Nord und Süd, und natürlich ist der Süden fest in republikanischer Hand. Und es gibt Gruppen wie die „Sons of Confederate Veterans“, die sich Nummern-

schilder mit einem Bild von Nathan Bedford Forrest genehmigen lassen wollen – einem der Gründer des Ku Klux Klans. Andere haben zum Jahrestag des Beschusses von Fort Sumter einen Sezessionsball organisiert.

Also ist der Süden noch immer rassistisch?

In vieler Hinsicht sicherlich, obwohl diese Aussage regional zu differenzieren ist. Allerdings fällt auf, dass extrem rassistische Randgruppen jetzt in der dortigen Öffentlichkeit und Presse sofort kritisiert werden. Und das Land verändert sich, immer mehr Latinos ziehen in den Süden, in Texas stellen sie jetzt fast 40 Prozent der Einwohner – die haben mit der Konföderation nichts am Hut. Die Wähler sind viel bunter gemischt, als die Wahlmänner erkennen lassen. Auch in den republikanischen Staaten, die Mitt Romney gewonnen hat, haben viele Menschen Obama gewählt. Aber natürlich ist die Gesellschaft gespalten. Die Tea-Party-Bewegung verkörpert eine Skepsis gegenüber der Zentralgewalt in Washington, wie sie auch die Südstaaten vor 150 Jahren bewegte. Viele ihrer Anhänger verstehen Lincoln nicht als Heilsfigur, sondern als einen der ersten Vertreter eines übermächtigen Zentralstaats.

Wie äußert sich das?

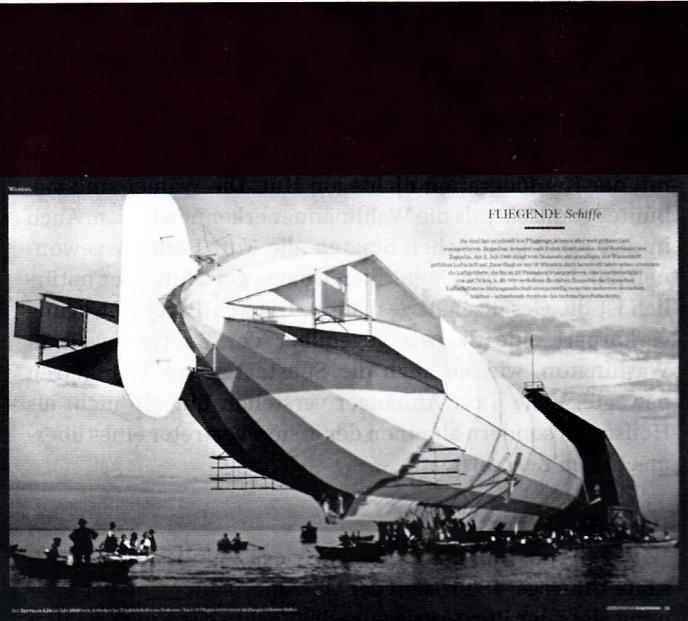
Es gab zum 150. Jahrestag des Kriegsbeginns eine interessante Umfrage: 48 Prozent der US-Amerikaner sind der Meinung, dass der Bürgerkrieg um die Rechte der Einzelstaaten geführt wurde und nicht um die Sklaverei. Je geringer der Bildungsgrad und je jünger die Befragten, desto höher ist dieser Anteil; und am höchsten bei Republikanern und Anhängern der Tea-Party-Bewegung. Offenbar gelingt es bestimmten Gruppen, die Schulbücher zu beeinflussen.

Der Bürgerkrieg ist also in den Köpfen der Amerikaner noch immer nicht beendet?

Die Intensität dieses Konflikts, in dem Amerikaner andere Amerikaner getötet haben, wirkt noch heute nach, vor allem im Süden. Dort war ja jede Familie betroffen, es gab eine Mortalitätsrate, die erst im Zweiten Weltkrieg übertroffen wurde. Das ist im Süden noch immer eine Wunde. Deshalb versucht man dort, seine Sicht auf den Krieg durchzusetzen und die mit einer Verklärung des Alten Südens zu verbinden. In dieser Weltsicht kommt die Sklaverei, dieses barbarische Unrecht, gar nicht mehr vor. □

Professor Dr. Jörg Nagler, 62, lehrt Nordamerikanische Geschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Seine Biografie „Abraham Lincoln – Amerikas großer Präsident“ ist bei C. H. Beck erschienen. Das Interview führten Gesa Gottschalk und Joachim Telgenbüscher.

Hinter jedem Bild verbirgt sich eine **Geschichte**



Bilder, die Geschichte schreiben: Die neue Heftreihe
GEO EPOCHE PANORAMA zeigt historische Fotografien, wie sie
so noch nie präsentiert wurden – optisch opulent und mit
knappen, präzisen Texten zum jeweiligen Zeitalter. Thema des
ersten Heftes: das Deutsche Kaiserreich

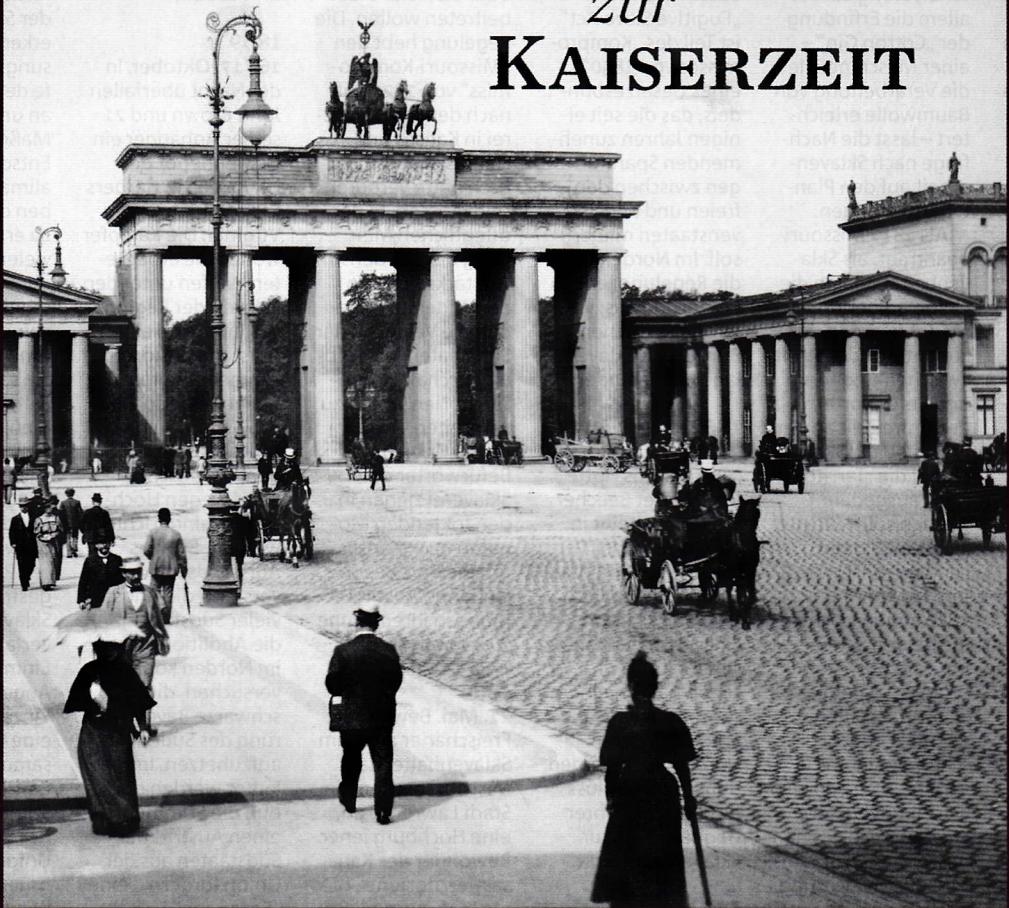
Jetzt im Handel

NR. 1

GEO EPOCHE PANORAMA

GESCHICHTE IN BILDERN

DEUTSCHLAND *zur* KAI SERZEIT



NEUE
REIHE

KAISERZEIT

GEO EPOCHE PANORAMA

DAS DEUTSCHE REICH IN HISTORISCHEN FOTOS
1871–1914

Der Amerikanische BÜRGERKRIEG

Um ihre Gesellschaftsordnung zu bewahren, die auf der Sklaverei beruht, stürzen sich die Südstaaten der USA 1861 in einen Krieg gegen den Norden. Obwohl die Konföderierten an Menschen und wirtschaftlichen Ressourcen hoffnungslos unterlegen sind, zieht sich der Kampf vier Jahre lang hin

VON ANDREAS SEDLMAIR, JOACHIM TELGENBÜSCHER (SCHLACHTENKÄSTEN) UND THOMAS WACHTER (KARTEN)

„Folgende Wahrheiten erachten wir als selbstverständlich: dass alle Menschen gleich geschaffen sind.“ Dies verkündet die Unabhängigkeitserklärung der 13 vormaligen britischen Kolonien, die sich am 4. Juli 1776 zu den Vereinigten Staaten von Amerika zusammenschließen. Doch wenden die Gründerväter diese Regel nicht auf alle Bewohner des jungen Landes an: Wie zuvor in den Kolonien, so werden nun auch in den neu geschaffenen Staaten Hunderttausende Menschen afrikanischer Herkunft als rechtlose Sklaven gehalten, die für ihre weißen Besitzer unentgeltlich arbeiten müssen. Auch die 1789 in Kraft tretende Verfassung der USA verbietet die Knechtschaft nicht.

Doch entwickelt sich die Haltung zur Sklaverei in den verschiedenen Teilen des Landes in der Folgezeit nicht einheitlich: In den Nordstaaten gewinnt die abolitionistische Bewegung an Bedeutung (von engl. *abolition*, „Abschaffung“), deren Vertreter ein Ende der Sklaverei fordern. Bis 1804 wird sie in sämtlichen nördlichen Staaten verboten oder ihre

Abschaffung in die Wege geleitet. Im Süden hingegen nimmt die Bedeutung der Sklavenwirtschaft stetig zu. Vor allem die Erfindung der „Cotton Gin“ – einer Maschine, die die Verarbeitung von Baumwolle erleichtert – lässt die Nachfrage nach Sklavenarbeit auf den Plantagen ansteigen.

Als 1817 Missouri beantragt, als Sklavenhalterstaat in die Union aufgenommen zu werden, entzündet sich der Streit zwischen Gegnern und Befürwortern der Unfreiheit an der Frage, ob die Sklaverei auf die „Territorien“ ausgedehnt werden soll – die neu zu besiedelnden Landstriche im Westen des Kontinents. 1820 einigen sich die beiden Seiten im „Missouri-Kompromiss“ darauf, die Sklaverei in allen ehemals französischen Gebieten zu verbieten, die nördlich einer von der Südwestecke des neu geschaffenen Staates Missouri in Richtung Westen gezogenen Linie liegen (siehe Seite 6).

1850

18. September. Der US-Kongress verabschiedet ein Gesetz, das die Justiz in den

Nordstaaten dazu verpflichtet, entflohenen Sklaven an ihre früheren Besitzer in den Südstaaten auszuliefern. Der „Fugitive Slave Act“ ist Teil des „Kompromisses von 1850“: eines Gesetzesbündels, das die seit einigen Jahren zunehmenden Spannungen zwischen den freien und den Sklavenstaaten mildern soll. Im Norden löst die Regelung jedoch Empörung aus; vielerorts versuchen Bürger, die Sklavenjäger zu behindern.

1852

20. März. Der Roman „Onkel Toms Hütte“ von Harriet Beecher Stowe erscheint in einem Bostoner Verlag. Die sentimentale Erzählung schildert das Schicksal von Sklaven in den Südstaaten und wird schon bald zu einem sensationellen Erfolg. Zahlreiche Nordstaatler werden unter dem Einfluss des Buches in ihrer Gegnerschaft zur Sklaverei bestärkt.

1854

22. Mai. Der Kongress verabschiedet den „Kansas-Nebraska Act“, ein Gesetz, das vorsieht, die Bevölkerung in den neu zu schaffenden westlichen Territo-

rien Kansas und Nebraska per Abstimmung entscheiden zu lassen, ob sie der Union als Sklaven- oder als freier Staat beitreten wollen. Die Regelung hebt den „Missouri-Kompromiss“ von 1820 auf, nach dem die Sklaverei in Kansas und Nebraska automatisch hätte verboten sein müssen. In der öffentlichen Meinung des Nordens verstärkt sich nun der Widerstand gegen die Versuche der Südstaaten, die Leib-eigenschaft in den Territorien weiter zu verbreiten. Zahlreiche Gegner und Befürworter der Sklaverei ziehen in den folgenden Monaten nach Kansas, um die dort bevorstehende Abstimmung in ihrem Sinne zu beeinflussen.

1856

21. Mai. Bewaffnete Freischärler aus dem Sklavenhalterstaat Missouri greifen die Stadt Lawrence an, eine Hochburg jener Bewohner des Kansas-Territoriums, die die Einführung der Sklaverei in dem Gebiet ablehnen. Als Rache für diese Gewalttat ermordet der radikale abolitionistische Kämpfer John Brown fünf Befürworter der Sklaverei.

Kansas wird nun von einem Guerillakrieg erschüttert. In den Kämpfen kommen etwa 200 Menschen ums Leben.

1859

16./17. Oktober. In der Nacht überfallen John Brown und 21 seiner Anhänger ein Waffendepot der US-Armee in Harper's Ferry, einem Ort in Virginia. Die Kämpfer wollen die erbeuteten Waffen unter den Sklaven der Region verteilen und einen Aufstand auslösen. Armeeeinheiten gelingt es jedoch, Brown und seine Leute zu überwältigen, die anschließend wegen Hochverrats hingerichtet werden. Browns Aufstandsversuch verstärkt die Ängste vieler Südstaatter, die Abolitionisten im Norden könnten versuchen, die schwarze Bevölkerung des Südens aufzuheben. Immer lauter werden dort nun die Stimmen, die einen Austritt der Südstaaten aus der Union fordern – eine „Sezession“.

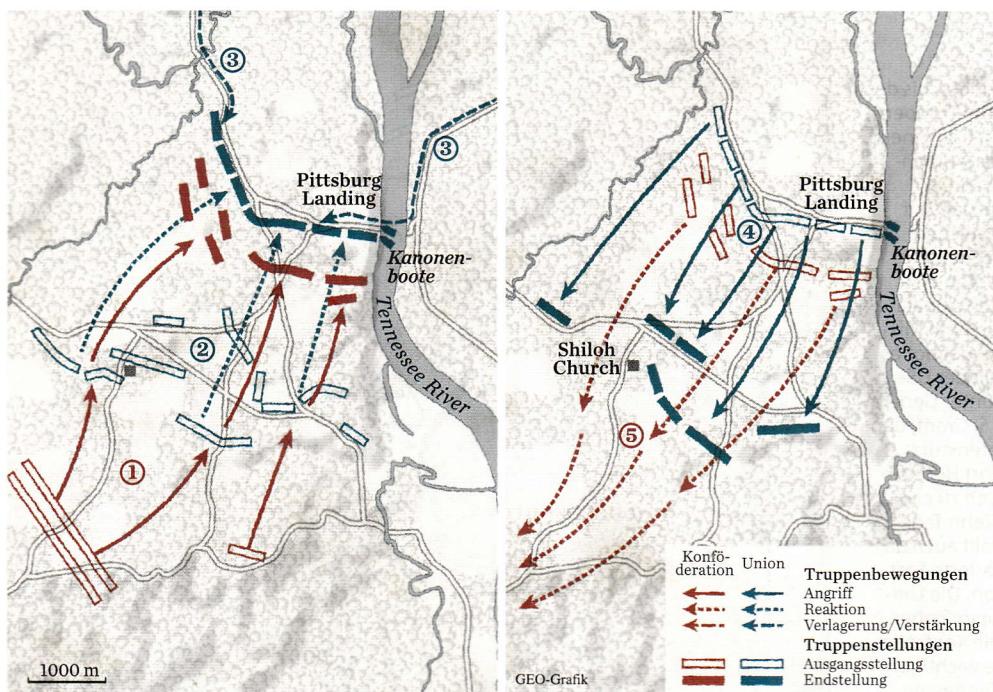
1860

9. November. Aus den US-Präsidentenwahlen geht der Republikaner Abraham Lincoln als Sieger hervor. Zwar

ist der Politiker aus Illinois, anders als einige seiner Parteigenossen, kein Befürworter einer sofortigen Abschaffung der Sklaverei: Lincoln erkennt die verfassungsmäßigen Rechte der Sklavenhalter an und hofft, durch Maßnahmen wie Entschädigungen ein allmähliches Absterben der Institution zu erreichen. Doch vielen Bewohnern der Südstaaten erscheint selbst Lincolns moderate Haltung unerträglich. Sie sehen nun den Zeitpunkt gekommen, mit der Zentralregierung in Washington zu brechen.

20. Dezember. Mit der Begründung, das vom designierten Präsidenten angestrebte Ende der Sklaverei sei eine verfassungswidrige Einmischung in die Angelegenheiten der Einzelstaaten, erklärt eine Delegiertenversammlung in South Carolina mit 169:0 Stimmen den Austritt des Staates aus der Union. Bis zum Februar 1861 beschließen auch Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana und Texas, die USA zu verlassen. In den Monaten darauf gelingt es den secessionistischen Führern, einen Großteil der

DIE SCHLACHT VON SHILOH, 6.–7. APRIL 1862



Rund 160 Kilometer östlich des Mississippi erringen die Truppen des Nordens im April 1862 auf dem Territorium der Konföderation ihren bis dahin größten Sieg – obwohl ihnen ihre Nachlässigkeit fast zum Verhängnis geworden wäre.

Anfang April lagert eine Unionsarmee am Ufer des Tennessee River: General Ulysses S. Grant ist mit 40 000 Soldaten nach Süden vorgedrungen. Unweit eines Bootsanlegers namens Pittsburg Landing wartet er auf weitere Truppen. Gemeinsam sollen sie einen nahegelegenen Eisenbahnknotenpunkt der Rebellen erobern. Grant ist siegesgewiss – und leichtsinnig. Er selbst lässt weder Schanzen errichten noch Späher ausschicken. So entgeht ihm, dass der Feind mit 44 000 Mann aufgebrochen ist: um die Unionsarmee zu vernichten, ehe sie zu stark wird.

Im Morgengrauen des 6. April greifen die Konföderierten an und überraschen ihre arglosen Gegner (1). Später leisten Grants Männer zwar heftigen Wi-

derstand, werden aber dennoch bis zur Anlegestelle von Pittsburg Landing zurückgetrieben (2). Als es dämmert, wähnen sich die Konföderierten bereits als Sieger. Insgesamt haben beide Seiten zu diesem Zeitpunkt rund 12 000 Tote und Verletzte zu beklagen.

Doch Grant bekommt eine zweite Chance: Denn nachts erreichen ihn unter dem Schutz zweier Kanonenboote frische Truppen (3). Am Morgen des 7. April gibt er deshalb den Befehl zum Gegenangriff (4). Rund 45 000 Nordstaatler kämpfen nun gegen knapp 30 000 müde Rebellen. Gegen 16 Uhr müssen die Konföderierten das Schlachtfeld räumen (5).

Am Ende haben sie mehr als 10 000 Soldaten verloren, die Gegenseite sogar 13 000. Grant wird nach der Schlacht von Journalisten zwar wegen seiner Nachlässigkeit kritisiert, doch die Unionstruppen erreichen ihr Ziel: Sechs Wochen später nehmen sie den Eisenbahnknoten ein.

Ein wichtiger Erfolg im Kampf gegen den Süden.

bellion des Südens niederschlagen und die secessionistischen Staaten in die Union zurückzwingen. Die Konföderation verfügt zu diesem Zeitpunkt bereits über etwa 60000 Soldaten.

17. April. In Virginia, einem von acht südlichen Bundesstaaten, in denen die Sklaverei erlaubt ist, die sich aber der ersten Sezessionswelle nicht angegeschlossen haben, beschließt eine Versammlung den Ausritt des Staates aus der Union. In den folgenden Wochen schließen sich auch Arkansas, North Carolina und Tennessee der Konföderation an, die nun aus elf Staaten besteht.

Dagegen verbleiben mit Kentucky, Maryland, Missouri und Delaware vier Sklavenhalterstaaten trotz teilweise starker secessionistischer Kräfte in den USA. Eine der größten Herausforderungen für Lincolns Kriegspolitik besteht in den folgenden Jahren darin, die unsichere Loyalität dieser *border states* zur Union zu sichern.

19. April. Lincoln verhängt eine Seeblockade: Kriegsschiffe der Nordstaaten sollen fortan die Küsten der Konföderation absichern und so deren Überseehandel zum Erliegen bringen.

20. Mai. Richmond in Virginia, nur gut 150 Kilometer von Washington entfernt, wird zur Hauptstadt der Konföderation.

21. Juli. Nahe dem Eisenbahnknotenpunkt Manassas Junction im Norden

militärischen und zivilen Unionseinrichtungen in ihren Staaten unter Kontrolle zu bekommen.

1861

8. Februar. In Montgomery, Alabama schließen sich die sieben abtrünnigen Staaten zu den „Konföderierten Staaten von Amerika“ zusammen.

men. Provisorischer Präsident des neuen Gebildes wird Jefferson Davis, ein Politiker aus Mississippi.

4. März. Abraham Lincoln wird als Präsident der USA vereidigt. In seiner Antrittsrede bezeichnet er die Sezession der sieben Südstaaten als illegal, erklärt jedoch auch seine

Bereitschaft, sich um eine friedliche Beilegung des Konflikts zwischen Norden und Süden zu bemühen.

12. April. Mit einem Angriff konföderierter Soldaten auf Fort Sumter, eine stark befestigte Stellung von Unionstruppen auf einer Insel im Hafen von

Charleston, South Carolina, beginnt der Amerikanische Bürgerkrieg. Fort Sumter ist einer der wenigen Standorte der US-Armee in den abtrünnigen Staaten, die noch nicht in den Händen der Aufständischen sind. Nach anderthalb Tagen, in denen konföderierte Artillerie das Fort

einem Dauerbeschuss aussetzt, ergibt sich die Garnison am 14. April.

15. April. Präsident Lincoln beruft Freiwilligen-Regimenter mit insgesamt 75 000 Soldaten ein. Das Aufgebot sieht eine Dienstzeit von 90 Tagen vor. Innerhalb dieser Zeit will Lincoln die Re-

Virginias, etwa 40 Kilometer von Washington entfernt, kommt es zur ersten größeren Schlacht des Krieges.

Rund 18 000 konföderierten Kämpfern gelingt es, den Angriff eines etwa gleich großen Heeres von Unionssoldaten zurückzuschlagen. Der konföderierte Sieg in dieser „Schlacht am Bull Run“ zerstört die in Norden bis dahin weitverbreitete Hoffnung auf einen kurzen, siegreichen Krieg. Wenige Tage nach der Niederlage autorisiert Lincoln die Einberufung von einer Million Soldaten für die Dauer von drei Jahren. Während der folgenden Monate werden neue Truppen der Nordstaaten unter der Leitung des Generals George McClellan systematisch geschult und schließlich in eine schlagkräftige Armee verwandelt, die Army of the Potomac (nach dem Fluss, der Washington von Virginia trennt).

1862

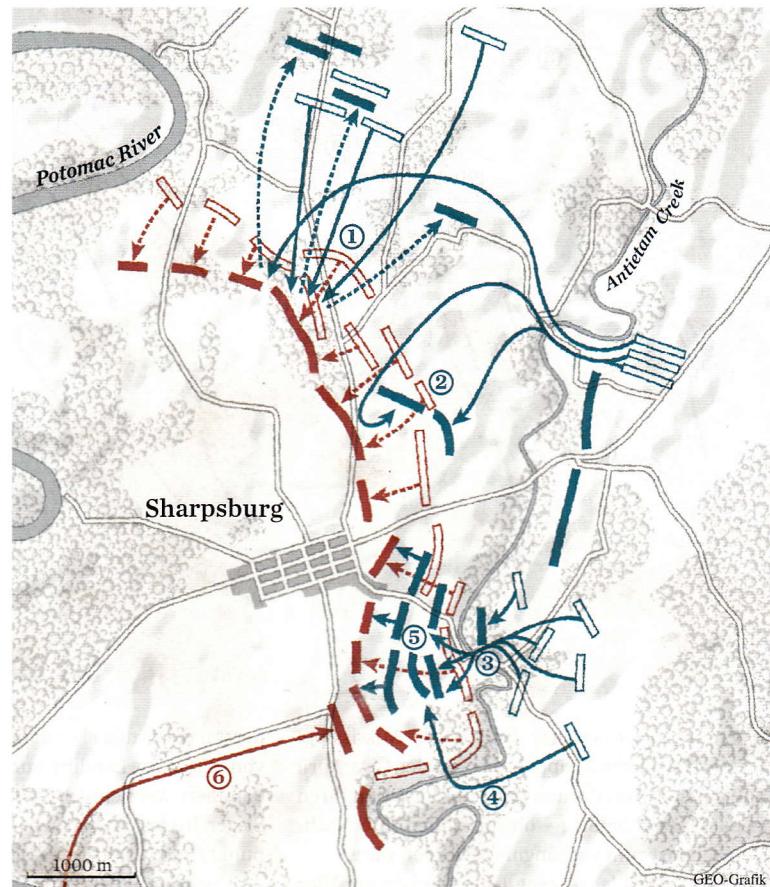
27. Januar. Unzufrieden mit der Passivität der schon seit einigen Monaten kampfbereiten Unionstruppen, erlässt Präsident Lincoln die „General War Order No. 1“: Vom 22. Februar an, so der Oberbefehlsgeber des Nordens, sollen alle Armeen der Union massiv gegen die Aufständischen vorgehen. Wenige Tage später wird General McClellan mit seiner Army of the Potomac per Dekret gezielt aufgefordert, endlich in Aktion zu treten. Tatsächlich vergehen jedoch noch mehr als

zwei Monate, bis der zögerliche Truppenführer sich zu einem Vormarsch durchringen kann.

6. Februar. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz – der Region zwischen den Appalachen und dem Mississippi – gelingt es Einheiten der US-Armee unter General Ulysses S. Grant, den Südstaatenstützpunkt Fort Henry in Tennessee zu erobern. Zehn Tage später fällt auch das konföderierte Fort Donelson. Die Unionstruppen haben damit die Kontrolle über die wichtigen Flüsse Tennessee und Cumberland gewonnen und können in den folgenden Wochen große Teile des abgefallenen Staates Tennessee einnehmen.

20. Februar. Abraham Lincolns dritter Sohn Willie stirbt im Alter von elf Jahren, wohl an Typhus. Die Ehefrau des Präsidenten, Mary Lincoln, verfällt daraufhin in tiefe Depressionen.

8. März. Bei Hampton Roads an der Küste von Virginia trifft das konföderierte Panzerschiff „CSS Virginia“ in seinem ersten Kampfeinsatz auf mehrere Frachter und Kriegsschiffe der Union, von denen es fünf zerstören kann. Dieser Erfolg der Südstaatenmarine läutet die Ära der gepanzerten Kriegsschiffe ein. Am Tag darauf gerät die „CSS Virginia“ in ein Gefecht mit der „USS Monitor“, einem neuartigen Panzerschiff, das die US Navy ihrerseits hat bauen lassen. Beide Schiffe können einander



frischen Truppen weiter vorzustoßen, hält McClellan seine Reserve am Ostufer des Antietam Creek zurück – weil er Lees Armee maßlos überschätzt.

Etwa zur gleichen Zeit erobern andere Unionseinheiten eine südöstlich gelegene Brücke (3), weitere Unionssoldaten waten durch eine Furt (4). Um 15.00 Uhr starten McClellans Männer hier einen Großangriff (5). Die Konföderierten werden zurückgedrängt und fast überrannt. Doch als auf ihrer Seite Verstärkungen eintreffen (6), bricht McClellan abermals den Kampf ab, statt Reserven in die Schlacht zu werfen.

Fast 4000 Soldaten sind seit dem Morgen auf beiden Seiten gestorben. Tags darauf lässt McClellan Lees Armee nach Süden abziehen – obwohl er noch über ausgeruhte Truppen verfügt.

So ist dies eine Schlacht der vergessenen Chancen. Manche Historiker gehen davon aus, dass McClellan den Krieg hier schon hätte entscheiden können: Denn nach der Vernichtung der wichtigsten Südstaatenarmee wäre der Weg zur Rebellenhauptstadt Richmond offen gewesen. Auch Lincoln denkt wohl so: Am 7. November 1862 entlässt er den zögerlichen Sieger von Antietam.

keinen entscheidenden Schaden zufügen, sodass der Kampf unentschieden endet.

5. April. Mit der Belagerung von Yorktown beginnt der „Halbinsel-Feldzug“: der von Lincoln lange befahlene Angriff von George McClellans Army of the Potomac auf Richmond. Anders als von Lincoln gewünscht, attackiert McClellan die Hauptstadt der Konföderation nicht auf dem Landweg von Washington aus. Vielmehr hat er seine 120000 Mann starke Armee per Schiff nach Fort Monroe an der Küste Virginias bringen lassen, von wo aus er die 130 Kilometer bis Richmond über eine durch zwei Flussläufe gebildete Halbinsel zurücklegen will. Innerhalb von sieben Wochen führt McClellan seine Armee bis auf zehn Kilometer an die Südstaatenkapitäle heran.

6./7. April. Im äußersten Süden Tennesseees treffen große Heere der Union und der Konföderation in der Nähe der Shiloh Church aufeinander. Nach einem Erfolg der Südstaater am ersten Tag der **Schlacht von Shiloh** (siehe Kasten Seite 161; wichtige Gefechte, die im Heft sonst nicht behandelt werden, stellt **GEOEPOCHE** auf diesen Seiten gesondert vor), gelingt es Grants Unionstruppen, die Konföderierten am Folgetag zum Rückzug zu zwingen. Rund 23000 Soldaten werden getötet oder verletzt – fast doppelt so viele wie bis

dahin in allen Gefechten des Krieges zusammen.

1. Mai. Eine Nordstaatenarmee unter General Benjamin Butler besetzt New Orleans in Louisiana, die größte Stadt der Konföderation. Zuvor haben Schiffe der US Navy die für die Verteidigung der Metropole vorgesehenen Forts nahe der Mündung des Mississippi erobern können. Die Unionstruppen kontrollieren nun den Unterlauf des Stroms und bald auch große Teile Louisianas.

9. Juni. Ein Sieg der Konföderierten in der Schlacht bei Port Republic in Virginia beendet den „Shenandoah-Feldzug“ des Südstaaten-generals Thomas „Stonewall“ Jackson. Durch eine Reihe taktischer Manöver sowie extreme Inanspruchnahme seiner Truppen ist es dem exzentrischen Feldherrn gelungen, mit nur 17000 Mann drei Armeen des Gegners fast fünf Wochen lang an sich zu binden und sie so davon abzuhalten, in die sich anbahnenden Kämpfe im Osten Virginias einzugreifen.

25. Juni. Die Army of Northern Virginia (wie die Hauptstreitkraft der Konföderierten auf dem östlichen Kriegsschauplatz nun genannt wird) greift die Unionstruppen unter McClellan an, die noch immer vor Richmond lagern. In einer Reihe von Gefechten, die unter dem Namen „Sieben-Tage-Schlachten“ berühmt werden, gelingt es den Südstaaten, die Army of the Potomac trotz hoher eigener Ver-

luste immer weiter zurückzudrängen. Anfang Juli stellt McClellan seinen Feldzug ein.

30. August. In unmittelbarer Nähe jenes Schlachtfeldes, auf dem das erste große Gefecht des Krieges stattgefunden hat, erringen die Konföderierten einen Sieg in der „Zweiten Schlacht von Bull Run“. Robert E. Lee, der Führer der siegreichen Army of Northern Virginia, beschließt nun, seine Truppen erstmals auf das Gebiet der Nordstaaten zu führen. In Maryland, einem der vier Sklavenhalterstaaten in der Union, erhofft er sich die Möglichkeit, neue Soldaten zu rekrutieren und Vorräte zu beschaffen. Zudem soll die Invasion wohl die europäischen Mächte von der Stärke der Südstaaten überzeugen und sie so zur diplomatischen Anerkennung der Konföderation bewegen.

17. September. In der Nähe von Sharpsburg, Maryland, findet Lees Zug nach Norden sein Ende in der **Schlacht von Antietam**. Mit 26193 Toten, Verwundeten und Vermissten innerhalb von 24 Stunden wird dieser Tag zum verlustreichsten in der gesamten US-Militärgeschichte. Unionsgeneral McClellan zögert nach dem Sieg seiner Truppen, Lees angegeschlagene Armee konsequent zu verfolgen und womöglich komplett auszuschalten. So können sich die Konföderierten nach Virginia zurückziehen und dort neu aufstellen.

22. September. Präsident Lincoln will die positive Stimmung ausnutzen, die der Sieg von Antietam in den Nordstaaten ausgelöst hat, und veröffentlicht eine bereits seit Monaten vorbereitete Proklamation, die „Vorläufige Emancipationserklärung“: Sollte der Süden seine Rebellion nicht bis zum 1. Januar 1863 einstellen, werden die Sklaven in den meisten Gebieten der Südstaaten zu freien Menschen erklärt.

13. Dezember. Ein erneuter Vorstoß der Army of the Potomac auf Richmond endet in einem Desaster für die Nordstaaten: Bei der **Schlacht von Fredericksburg** im Norden Virginias sterben Tausende Unionssoldaten, als sie ohne Deckung gegen eine gut befestigte Stellung anstürmen. Auf den anschließenden Rückzug der Union folgt eine fast fünfmonatige Unterbrechung der Kampfhandlungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

31. Dezember. Am Stones River in Tennessee liefern sich beide Seite ein verlustreiches Gefecht, aus dem die Nordstaater am 2. Januar als knappe Sieger hervorgehen. Dieser Erfolg auf dem westlichen Kriegsschauplatz stärkt Lincolns seit der Niederlage von Fredericksburg stark angeschlagene Stellung. Auch im Westen kommt es nun für einige Monate zu keinen größeren Gefechten.

1863

1. Januar. Präsident Lincoln veröffentlicht

die endgültige Emancipationserklärung. Etwa 3,5 Millionen Sklaven sind nun – theoretisch – freie Menschen. Tatsächlich jedoch beendet die Erklärung nur die Knechtschaft von etwa 50000 Schwarzen, da die meisten Sklaven in konföderierten Gebieten leben, auf die die Unionsregierung keinen Zugriff hat.

Der Norden führt den Krieg nun nicht mehr nur für die Wiederherstellung der Union, sondern auch für die Abschaffung der Sklaverei.

In seiner Erklärung verfügt Lincoln zudem, dass künftig auch schwarze Soldaten für die USA kämpfen sollen. Die Proklamation erlässt er in seiner Eigenschaft als Oberster Befehlshaber und Kriegsherr. Sie ist kein Gesetz, das der Kongress genehmigen müsste, sondern eine Kriegsmaßnahme, die vor allem den Gegner schwächen soll. Lincoln kann sich daher nicht sicher sein, dass die Regelung auch nach einem Ende des bewaffneten Konflikts Bestand hat, und bemüht sich fortan um eine verfassungsrechtliche Absicherung der Sklavenbefreiung.

3. März. Da sich nicht mehr genügend Freiwillige für die Verstärkung der Unionsarmee finden, führt ein Gesetz erstmals eine allgemeine Wehrpflicht ein. Die Regelung soll vor allem mehr Männer dazu bringen, sich freiwillig zu melden. Viele Bürger protestieren gegen den Zwang zum Kriegsdienst. Vor

allem Arme empfinden das Gesetz als ungerecht, denn eine Ausnahmeregelung ermöglicht es wohlhabenden Bürgern, sich mit 300 Dollar vom Kriegsdienst freizukaufen.

2.–6. Mai. Bei Chancellorsville erleidet die Army of the Potomac eine weitere verheerende Niederlage. Durch eine Reihe taktischer Manöver gelingt es Südstaaten-General Lee, mit seinen zahlenmäßig weit unterlegenen Truppen die Unionssoldaten zum Rückzug zu zwingen.

Lee entschließt sich nun, seine Armee in den Unionsstaat Pennsylvania zu führen und so die Army of the Potomac aus Virginia herauszulocken. Zudem will Lee sich auf Unionsgebiet mit Vorräten versorgen und die Moral der Nordstaater unterminieren.

Lees Armee ist jedoch durch starke Verluste in der Schlacht von Chancellorsville geschwächt; unter den Toten ist auch General „Stonewall“ Jackson, der nach Lee wichtigste Kommandeur der Südstaatenarmee.

18. Mai. General Grants Unionstruppen umschließen die Stadt Vicksburg, die letzte bedeutende Festung am Mississippi, die den Konföderierten geblieben ist. In den Tagen darauf versucht Grant zweimal, die Stadt zu erobern, entscheidet sich dann aber dafür, Vicksburg zu belagern.

20. Juni. 50 Landkreise im Westen Virginias, die sich anders als der Rest des Staates auf die Seite des Nordens

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts,
o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titel: Mathew Brady Collection/US Army/National Archives/Time Life Pictures/Getty Images

Editorial: Edith Wagner für GEOEPOCHE

Inhalt: Nachweis bei den jeweiligen Artikeln

Amerikaner gegen Amerikaner: National Archives, Tim Wehrmann für GEOEPOCHE: 12/13; Excerpted from *The Civil War in Color* © 2012 by John Guntzelman. Used with permission from Sterling Publishing Co., Inc.: 14/15, 16/17, 18/19, 20/21, 22/23, 24/25, 28/29, 30/31; Library of Congress, Tim Wehrmann für GEOEPOCHE: 26/27

Der Krieg vor dem Krieg: dpa Picture-Alliance: 32; MPI/Getty Images: 32/33; Corbis: 34; The Granger Collection/ullstein bild: 35; Library of Congress: 36, 39, 41; Southworth & Hawes/George Eastman House Collection: 37; National Portrait Gallery Smithsonian Institution/Scala: 38

Der alte Süden: Collection William Turner: 42/43; A. Vossberg/Visum: 43; Richard Kalvar/Magnum Photos/Agentur Focus: 46 o.; J. Paul Getty Museum: 46 u., 47, 48, 49 o.; Patrick Fries/Hemis/Laif: 49 u.; Library of Congress: 50, 51 u.; Alfred Buellesbach/Visum: 51 o.; US Army Military History Institute: 52; Privatsammlung: 53 o.; rockhounds_5/flickr: 53 u.

Ware Mensch: Kean Collection/Getty Images: 54; The Granger Collection/ullstein bild: 55, 57, 58, 61; Richter/Cinetext: 56; Timothy H. O'Sullivan/akg-images: 59; Library of Congress: 60; Corbis: 62; Glasshouse Images/akg-images: 64

Die erste Schlacht: ullstein bild: 66/67; Excerpted from *The Civil War in Color* © 2012 by John Guntzelman. Used with permission from Sterling Publishing Co., Inc.: 68, 71, 72, 75, 76; Library of Congress: 69, 73, 74, 77, 78, 80; U. S. Army Military Historical Institute: 70; Library of Congress, Tim Wehrmann für GEOEPOCHE: 79

Die Rose von Washington: Library of Congress: 82; Peter Newark Military Pictures/Bridgeman Art Library: 83

Duell der Panzerschiffe: Corbis: 84/85, 86/87, 89 u.; Buyenlarge/Getty Images: 88/89, 90/91; akg-images: 92/93; Hulton Archive/Getty Images: 93; U.S. Naval Historical Center: 94

Aus Sklaven werden Krieger: The Granger Collection/ullstein bild: 98; Corbis: 99

Gettysburg: Science Photo Library/akg-images: 100/101; Library of Congress: 104, 107 (4), 108, 111 (4); Gettysburg National Military Park – National Park Service: 103

An die Front gezwungen: Brown University Library, Providence: 114; New York Public Library: 115, 116

Verbrannte Erde: Hulton Archive/Getty Images: 118/119; The Granger Collection/ullstein bild: 119 o.; Corbis: 120/121, 122/123; Library of Congress: 124/125, 126/127

Der Süden legt die Waffen nieder: Library of Congress: 132, 133

Politiker, Feldherr, Märtyrer: Excerpted from *The Civil War in Color* © 2012 by John Guntzelman. Used with permission from Sterling Publishing Co., Inc.: 135; Library of Congress: 137, 139, 140 (4), 143, 144; Corbis: 138 (2)

Die schwere Last des Sieges: Library of Congress: 150; Bettmann/Corbis: 151

Das lange Ringen um Versöhnung: C. H. Beck Verlag: 154

Vorschau: David Rubinger/Corbis: 168; Tallandier/Rue des Archives/SZ-Photo: 169 l. o.; Getty Images: 169 l. u.; John Phillips/Time Life Pictures/Getty Images: 169 r. o.; Amit Shabi/Reuters/Corbis: 169 r. m.; Michael Greub/Anzenberger: 169 r. u.

Karten: Thomas Wachter für GEOEPOCHE: 6/7, 8 (2), 9 (2), 10 (2), 81, 112 (2), 113 (2), 161 (2), 162, 165, 166, 168

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2013 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

geschlagen haben, werden vom Kongress als neuer Staat West Virginia in die Union aufgenommen.

1. Juli. Lees Armee trifft bei Gettysburg auf die ebenfalls nach Norden geeilte Army of the Potomac unter General George G. Meade. In der drei Tage andauernden, größten Schlacht des Krieges stehen sich rund 170 000 Soldaten gegenüber, von denen etwa 51 000 ums Leben kommen, verletzt werden oder in Gefangenschaft geraten. Die erbitterten Kämpfe enden mit einer Niederlage der Südstaaten-Truppen, die sich nach Virginia zurückziehen.

4. Juli. Auch im Westen gelingt den Nordstaaten ein strategisch wichtiger Sieg: Nach sechswöchiger Belagerung ergibt sich die Besetzung von Vicksburg. Die Unionstruppen kontrollieren nun den Mississippi, wodurch die westlichen Gebiete der Konföderation vom Rest der Südstaaten getrennt sind. Durch die fast zeitgleichen Niedergaben in Gettysburg und Vicksburg hat der Süden die Fähigkeit zu strategisch bedeutsamen Offensivaktionen verloren. Fortan können die Konföderierten nur noch auf Kriegsmüdigkeit im Norden hoffen.

13. Juli. Als Rekrutierungsbüros in New York beginnen, Wehrpflichtige einzuziehen, rebellieren Tausende arme Einwohner gegen die als ungerecht empfundene Einberufung zum Kriegsdienst. Vier Tage lang dau-

ern die Straßenkämpfe an, bis sie schließlich von anrückenden Militäreinheiten niedergeschlagen werden. Mindestens 105, möglicherweise auch 500 Menschen sterben in den „Draft Riots“, den blutigsten zivilen Unruhen der US-Geschichte.

18. Juli. Soldaten des 54th Regiment Massachusetts Volunteer Infantry nehmen am Angriff auf Fort Wagner teil, eine konföderierte Stellung in South Carolina. Das Regiment ist eine der ersten Kampfeinheiten mit ausschließlich schwarzen Soldaten, die seit der Emancipationserklärung aufgestellt worden sind. Zwar erleidet der Norden eine Niederlage, viele schwarze Kämpfer kommen ums Leben, doch überzeugt ihr Einsatz die Öffentlichkeit von der Tapferkeit afro-amerikanischer Soldaten. Bis zum Ende des Krieges kämpfen insgesamt 179 000 schwarze Amerikaner auf Seiten der Union, zumeist befreite Sklaven.

21. August. In Kansas, das der Union seit Januar 1861 als freier Staat angehört, überfallen konföderierte Guerillakämpfer das Städtchen Lawrence, das in den 1850er Jahren eine Hochburg der Sklaverei gegner war. Die Partisanen töten etwa 180 Männer und brennen 185 Häuser nieder.

20. September. Eine Nördstaatenarmee, die seit Juni große Teile von Mittel-Tennessee erobert hat, wird von Konföderierten im

Nordwesten Georgias in der Schlacht am Chickamauga geschlagen. Die Unionssoldaten müssen sich nach diesem blutigsten Gefecht im Westen in die Stadt Chattanooga zurückziehen, die die Konföderierten fortan belagern.

19. November. In Gettysburg, dem Ort der größten Schlacht des Krieges, hält Präsident Lincoln anlässlich der Einweihung eines Soldatenfriedhofs eine kurze Rede. In der Ansprache, die später als „Gettysburg Address“ berühmt wird, erklärt er den Erhalt des demokratischen Herrschaftssystems der USA, der „Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk“, zum Ziel des Krieges.

25. November. Durch einen wagmütigen Frontalangriff auf eine gut befestigte konföderierte Stellung gelingt es Unionstruppen, die Belagerung von Chattanooga aufzuheben und die konföderierte Armee in Richtung Georgia zu vertreiben.

1864

17. Februar. Zum ersten Mal in der Geschichte versenkt ein U-Boot ein Kriegsschiff: Der konföderierten Besatzung der „CSS Hunley“ gelingt es, einen Torpedo in den Rumpf des Dampfschiffs „USS Housatonic“ zu rammen, der bald darauf sinkt. Doch auch das U-Boot geht unter ungeklärten Umständen unter.

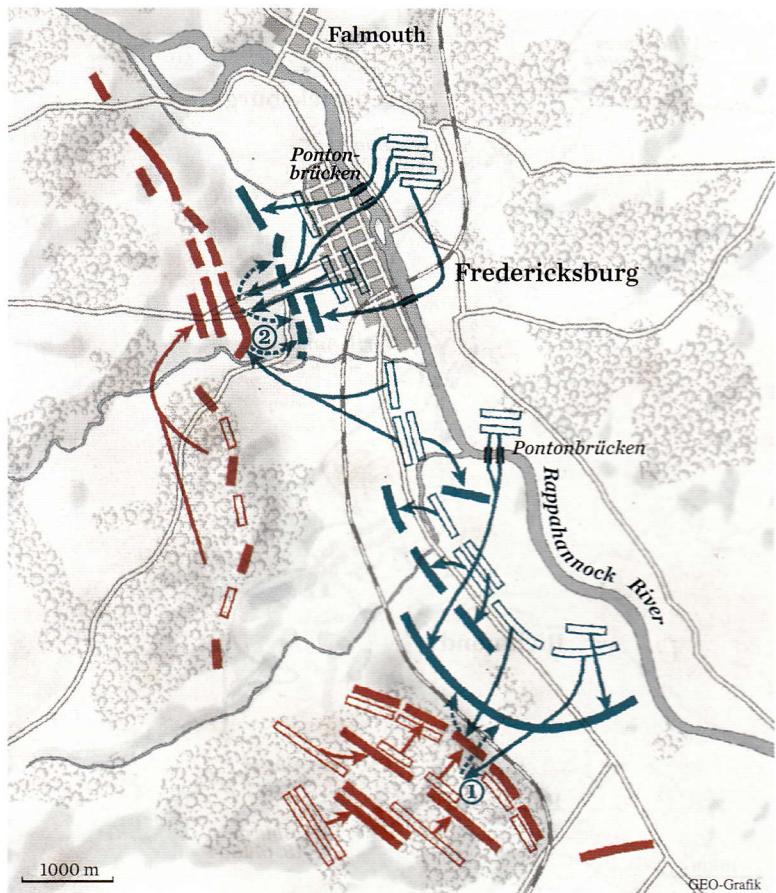
27. Februar. Die ersten kriegsgefangenen Unionssoldaten beziehen das

konföderierte Gefangenengelager Camp Sumter bei Andersonville in Georgia. Bis zur Auflösung des Lagers im Mai 1865 erliegen etwa 13 000 der 45 000 Inhaftierten den katastrophalen Bedingungen: Sie verhungern, sterben an Krankheiten oder an den Folgen der Sonneninstrahlung, die sie die meiste Zeit ungeschützt ausgesetzt sind.

9. März. Ulysses S. Grant, auf den Lincoln schon seit einiger Zeit seine Hoffnungen für einen Sieg der Union im Bürgerkrieg setzt, wird zum Oberbefehlshaber der US Army ernannt.

12. April. Eine konföderierte Kavallerieeinheit erobert die Unionsstellung Fort Pillow am Ostufer des Mississippi in Tennessee. Die Südstaater töten mehrere Dutzend schwarze Unionssoldaten, obwohl die sich bereits ergeben haben. Das Massaker löst im Norden Empörung aus.

4. Mai. ÜBERLAND-FELDZUG. Die Army of the Potomac überschreitet den Fluss Rapidan und beendet damit eine zehnmonatige Phase, in deren Verlauf auf dem östlichen Kriegsschauplatz keine größeren Kämpfe stattgefunden haben. Tags darauf treffen die Nordstaater auf Lees Army of Northern Virginia. Am 6. Mai endet die „Schlacht in der Wilderness“ mit einem Unentschieden. Angesichts der hohen Verluste (18 000 Mann auf Seiten der Union) erwarten Grants Männer



Im Spätherbst 1862 will Abraham Lincoln den Sieg mit aller Macht erwingen: Er schickt General Ambrose Burnside mit 115 000 Männern nach Süden, um die konföderierte Hauptstadt Richmond einzunehmen. Wenn sie fällt, so hofft der Präsident, werden die Rebellen aufgeben.

Doch Burnside kommt nur bis nach Fredericksburg, einer Stadt auf halber Strecke zwischen Washington und Richmond. Dort überquert ein Großteil der Unionstruppen am 11. Dezember den Rappahannock River auf Pontonbrücken – allerdings viel später als geplant. In der Zwischenzeit haben sich 75 000 Konföderierte oberhalb des Flusses verschanzt, angeführt von General Robert E. Lee.

Burnside ist dennoch optimistisch – vielleicht auch, weil er sich über die Stärke des Gegners täuscht. Er glaubt, dass er den Feind vertreiben kann, wenn er hartnäckig genug attackiert.

Am Morgen des 13. Dezember beginnt der Angriff: Die Unionstruppen rücken zuerst im Süden vor (1). Doch werden sie dort zurückgeschlagen. Gegen elf Uhr beginnt auch das Gefecht im nördlichen Abschnitt der Front. Hinter

einer Steinmauer am Rande einer Hügelkette haben sich Lees Männer verbarrikadiert, eine fast uneinnehmbare Position. Dennoch lässt Burnside nacheinander 14 Brigaden von jeweils etwa 1500 Mann dagegen anstürmen, darunter auch Einheiten, die die Nacht noch am anderen Ufer des Flusses verbracht haben. Doch nicht ein einziger Soldat kann durchbrechen (2).

Am späten Nachmittag scheitert die letzte Attacke. Die Unionstruppen haben fast 13 000 Männer verloren. Am 14. Dezember, nach einer eisigen Nacht auf dem Schlachtfeld, verkündet Burnside seinen Offizieren unter Tränen, dass er einen weiteren Angriff auf die Rebellen plant – und dass er ihn persönlich anführen will. Nur mit Mühe können ihn seine Offiziere von dem wahnsinnigen Vorhaben abhalten. Am 15. Dezember zieht Burnside ab. Bald darauf entlässt ihn Lincoln.

Die Niederlage bei Fredericksburg erschüttert die Union. Die Konföderierten aber erfüllt sie mit Siegesgewissheit. So groß ist ihr Selbstvertrauen, dass General Robert E. Lee im Jahr darauf nach Norden marschiert, um dort seinerseits die Entscheidung zu erzwingen.

nun, dass sich ihre Armee wie in ähnlichen Situationen in der Vergangenheit in Richtung Norden zurückzieht, um sich neu zu gruppieren.

Doch am 7. Mai befiehlt Grant seinen Soldaten, weiter nach Süden in Richtung Richmond zu ziehen. Immer wieder versuchen die Nordstaatler in den folgenden Wochen vergebens, den rechten Flügel der Konföderierten zu umgehen und sich so zwischen Lees Truppen und Richmond zu stellen. Die beiden Armeen treffen mehrfach in Schlachten aufeinander, so bei Spotsylvania Court House (8. bis 21. Mai) und Cold Harbor (31. Mai bis 12. Juni). Be-

wusst nimmt Grant dabei extrem hohe Opferzahlen unter seinen Soldaten in Kauf: Der General weiß, dass die weniger bevölkerungsreichen Südstaaten selbst geringere Verluste ungleich schwerer ausgleichen können als der Norden.

8. JUNI. Trotz des zunehmenden Unmuts über die vielen Gefallenen nominiert die Republikanische Partei Lincoln als ihren Präsidentschaftskandidaten für eine zweite Amtszeit. Durch die Nominierung des Demokraten Andrew Johnson für das Amt des Vizepräsidenten erhoffen die Republikaner sich Stimmen der Opposition. Johnson gehört der Fraktion der „War Democrats“ an, die Lincolns Kriegspolitik unterstützen. Zum Kandidaten der Demokraten wird General George McClellan,

der vormalige Führer der Army of the Potomac. McClellan vertreibt die Richtung der „Peace Democrats“, die sich für Friedensverhandlungen mit dem Süden und ein schnelles Ende des Krieges einsetzen.

18. JUNI. Nach einem gescheiterten Versuch, die Stadt im Sturm zu nehmen, beginnen Grants Truppen mit der **BELAGERUNG VON PETERSBURG**, eines wichtigen Eisenbahnknotenpunkts. Damit endet Grants Zug auf Richmond, der seine Armee 65 000 Mann gekostet hat; auf der Seite der Konföderierten beträgt die Gesamtzahl der Toten, Verwundeten und Vermissten etwa 35 000. Vor Petersburg liegen sich die Armeen Grants und Lees nun zehn Monate lang in Schützengräben gegenüber.

7. AUGUST. Eine Armee unter General Philip Sheridan startet einen Feldzug, der der Union die Kontrolle über das Shenandoah-Tal in Virginia verschaffen soll, eine für die Versorgung der konföderierten Truppen wichtige Kornkammer. Sheridan gelingt es, die gegnerischen Streitkräfte in der Region zu schlagen; anschließend lässt er seine Soldaten systematisch die wirtschaftlichen Ressourcen des Tals zerstören.

2. SEPTEMBER. Eine Unionsarmee unter General William Tecumseh Sherman, die im Mai von Chattanooga aus nach Georgia gezogen ist, marschiert in Atlanta ein. Am Vortag haben konföderierte Trup-

pen die Südstaatenmetropole geräumt, da sie keine Chance mehr sahen, die Stadt zu halten. Sherman steht nun der Weg zur Atlantikküste frei, mitten durch das Kerngebiet der Konföderation. Die Eroberung Atlantas ist der erste größere Unionssieg seit Monaten und führt zu einem Stimmungsumschwung in der Öffentlichkeit der Nordstaaten.

8. November. Unterstützt durch die Siege Sheridans und vor allem Shermans, gewinnt Abraham Lincoln die Präsidentschaftswahlen. 55 Prozent der Wähler, darunter drei Viertel aller Unionssoldaten, haben damit ein Votum für die Fortsetzung des Krieges und gegen Friedensverhandlungen mit den Konföderierten abgegeben.

16. November. Sherman startet mit seiner Armee einen Verwüstungsfeldzug durch Georgia. Von Atlanta bis Savannah an der Atlantikküste schlagen die Unionstruppen eine bis zu 100 Kilometer breite Schneise der Zerstörung, in der sie alle kriegstauglichen Vorräte rauben oder vernichten und unzählige Häuser in Brand stecken. Shermans harte Kriegsführung soll zum einen den Nachschub für die gegnerischen Armeen erschweren, zum anderen die Moral der Bevölkerung brechen. Am 21. Dezember kommen Shermans Truppen, die kaum auf konföderierten Widerstand stoßen, in Savannah an.

15.–16. Dezember. Bei Nashville kommt

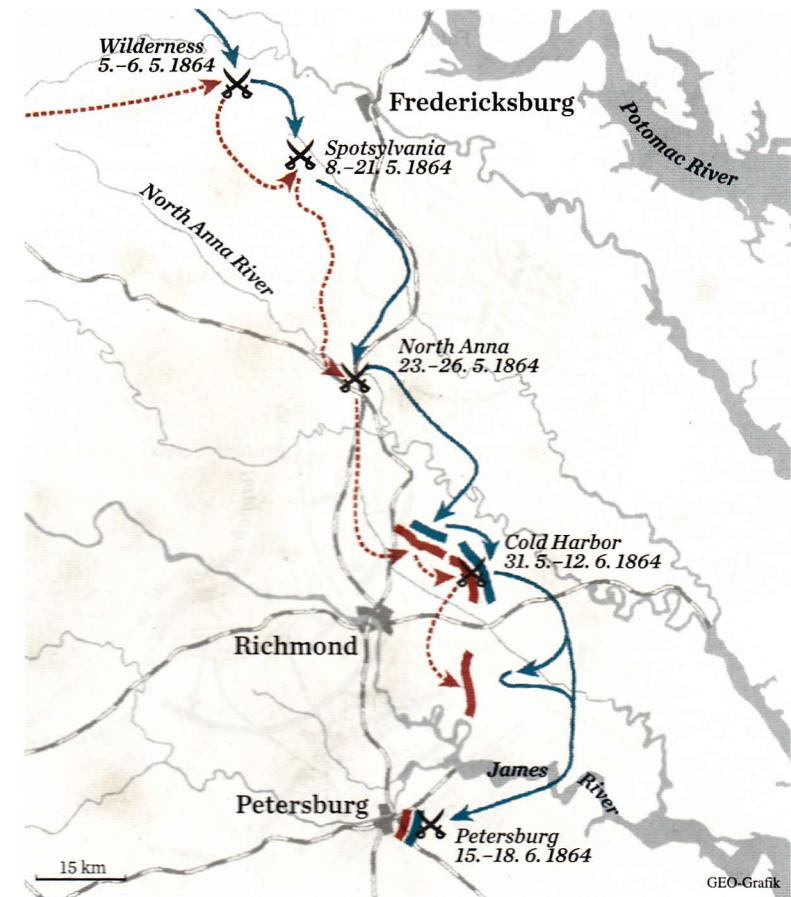
es zu einem Gefecht zwischen den Südstaatsoldaten, die im September Atlanta verlassen haben und von dort nach Tennessee gezogen sind, und einem Unionsheer. Diese letzte große Schlacht auf dem westlichen Kriegsschauplatz endet mit einer Niederlage der Konföderierten, die sich nach Mississippi zurückziehen.

1865

15. Januar. Land- und Seestreitkräfte der Nordstaaten können die konföderierte Stellung Fort Fisher einnehmen, die auf einer Halbinsel vor der Küste North Carolinas steht und den letzten noch freien Fernhandelshafen der Konföderation in Wilmington schützt. Nach der Eroberung des Forts ist für die Unionssoldaten der Weg nach Wilmington frei; am 22. Januar verlassen die Konföderierten die Stadt.

23. Januar. Robert E. Lee wird Oberbefehlshaber über alle Südstaatenarmeen.

31. Januar. Das Abgeordnetenhaus des US-Kongresses verabschiedet den 13. Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten – und erklärt damit die Sklaverei auf dem gesamten Territorium der USA für abgeschafft. Lincoln hat sich gegen großen Widerstand im Kongress für den Artikel eingesetzt, da die von ihm 1863 als Kriegsmaßnahme verfügte Emanzipationserklärung nach Ende des Kriegs möglicherweise keinen Bestand gehabt hätte.



GEO-Grafik

Dieser sechs Wochen andauernde Feldzug wird zum Duell zwischen dem genialen Rebellenführer Robert E. Lee und Ulysses S. Grant, dem unerbittlichen Oberbefehlshaber der Union.

Im Mai 1864 bricht Grant mit 120 000 Mann vom Winterlager der Truppen im Norden Virginias aus auf, um Lees halb so große Armee auf ihrem eigenen Territorium zu stellen, sie zu schlagen, die konföderierte Hauptstadt Richmond zu erobern – und den Krieg noch im Sommer zu entscheiden.

Grants Plan ist revolutionär: Obwohl Lee ihm mehrfach den Weg abschneidet und dabei in Schlachten schwere Verluste zufügt, marschiert er immer weiter in Richtung Richmond – anders als seine Vorgänger, die nach Niederlagen (und häufig auch Siegen) meist in Richtung Norden umkehrten.

Am 5. Mai werden die Nordstaatler in einem dichten Waldgebiet, der Wilderness, erstmals von Lee überrascht. Grant verliert 18 000 Männer, doch er lässt weiter nach Süden marschieren. Lee muss die Unionssoldaten abfangen, um Richmond zu retten.

Bei Spotsylvania Court House treffen beide Armeen erneut aufeinander,

16 000 Unionssoldaten sterben oder werden verwundet. Damit hat Grant innerhalb kurzer Zeit fast ein Drittel seiner Armee eingebüßt. Trotzdem setzt er die Offensive fort. Nach weiteren unentschiedenen Gefechten am North Anna River zieht er auf Richmond zu.

Gut 15 Kilometer nordöstlich der Südstaatenkapiiale stößt Grant ein viertes Mal innerhalb von vier Wochen auf seinen Rivalen. Doch sein Großangriff bei Cold Harbor am 3. Juni scheitert, 7000 Mann verlieren die Union allein an diesem Tag.

Daraufhin umgeht Grant Richmond. Sein Ziel ist nun der wichtige Verkehrsknotenpunkt Petersburg. Sollte er den erobern, wäre Lees Armee von seinem Nachschub abgeschnitten. Doch die Unionstruppen sind derart erschöpft, dass der Angriff auf die Stadt misslingt. Eine langwierige Belagerung beginnt.

So endet der am hartnäckigsten geführte Feldzug des Krieges mit einem Unentschieden. Grant hat die Südstaatenarmee nicht zerschlagen können. Doch nun sind Lees Männer in Petersburg festgesetzt – und der Triumph im Zweikampf der Generäle ist nur noch eine Frage der Zeit.

CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR
Cay Rademacher

KONZEPT DIESER AUSGABE
Gesa Gottschalk

ART DIRECTION
Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION

Jörg-Uwe Albig, Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Dr. Anja Fries,
Dr. Frank Otto, Joachim Telgenbüscher

BILDREDAKTION

Christian Gargele, Roman Rahmacher, Katrin Trautner
Freie Mitarbeit: Christian Gogolin, Nele Heitmeyer

VERIFIKATION

Lenna Brandt, Olaf Mischke, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeit: Dr. Eva Danulat, Katrin Diederichs, Regina Franke,
Bele Freudenberg, Claudia Heinzelmann, Dr. Dirk Hempel,
Senja Muche, Dr. Jasmin Schäfer, Stefan Sedlmair

LAYOUT: Timo Zett

Freie Mitarbeit: Christine Campe, Eva Mischke

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Martin Eckstein

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters, Thomas Wachter

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulthe

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

AUTOREN

Freie Mitarbeit: Christoph Albrecht-Heider, Christian Bartlau,
Dr. Ralf Berthold, Tilman Botzenhardt, Timo Brückner, Constanze Kindel,
Reymert Klüver, Sebastian Kretz, Kristina Maroldt, Dr. Mathias Meneshöller,
Prof. Dr. Jörg Nagler, Martin Paetsch, Christina Rietz,
Johannes Schneider, Markus Wolff

ILLUSTRATION: Tim Wehrmann

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSSISTENZ: Heline Oueka
Freie Mitarbeit: Anette Brandt, Annette Riestenpatt

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

HERAUSgeber: Peter-Matthias Gaede

VERLAGSGESELLSCHAFTSFÜHRER: Thomas Lindner

VERLAGSLEITER: Dr. Gerd Brüne

GESAMTANZEIGENLEITUNG: Heiko Hager/G+J Media Sales

VERTRIEBSEINRICHTUNG: Sascha Klose/DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Antje Schlünder (Ltg.), Kerstin Füllgraf

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenabteilung

G+J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,
Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02
Anzeigendisposition: Bettina von Gierke,
Tel. 040 / 37 03 29 13, Fax: 040 / 37 03 58 87

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 9 vom 1. Januar 2013.
Heftpreis: 9,50 Euro (mit DVD: 16,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00223-2; 978-3-652-00223-3 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2013 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322800, BLZ 200 700 00

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany



GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 01805/861 8003*, Telefax: 040/37035648
E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Aanschrift:	persönlich erreichbar:
GEO Kundenservice	Mo-Fr 7.30 bis 20.00 Uhr
20080 Hamburg	Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geopoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 01805/861 8003*
Telefon außerhalb Deutschlands: +49/1805/861 8003
Telefax: +49/1805/861 8002
24-Std.-Online-Kundenservice: www.meinabo.de/service

Preis Jahresabonnement: 51,00 € (D), 57,30 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 89,10 € (D), 99,60 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 45,00 €, (mit DVD: 78,60 €)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Aanschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden

Telefon: +49/1805/225059*
Telefax: +49/1805/236603*
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem
deutschen Festnetz; Mobilfunk-
preis maximal 42 Cent/Minute

1. Februar. General Sherman zieht mit seiner Armee von Savannah aus durch South und North Carolina. Wie schon in Georgia zerstören seine Soldaten auf ihrem Weg systematisch alle Ressourcen, die die Konföderierten für die Fortsetzung des Krieges einsetzen könnten. In manchen Regionen brennen sie sämtliche Gebäude nieder. Ende März endet Shermans Zug in North Carolina.

3. Februar. An Bord des Unions-schiffs „River Queen“ führen Lincoln und sein Außenminister William Seward Friedensverhandlungen mit dem Vizepräsidenten der Konföderation und weiteren Politikern des Südens. Da die Konföderierten sich weigern, Lincolns Forde-rungen anzuerken-nen, vor allem die nach einer bedin-gungslosen Kapitula-tion, setzen beide Seiten den Krieg fort.

2. April. Nach zehnmonatiger Bela-gerung durch Grants Truppen und mehreren Gefechten räu-men die Konföderierten Petersburg, da Lee keine Mög-lichkeit mehr sieht, die Stadt gegen die Über-macht der Union zu verteidigen.

Das nahebei gelegene Richmond ist nun ohne militärischen Schutz und wird von den Süd-staatlern evakuiert. Auch Präsident Davis flüchtet. Am 4. April erreicht Lincoln die Stadt und wird von der schwarzen Bevöl-kerung begeistert gefeiert.

9. April. In Appo-mattox Court House, einem kleinen Ort in

Virginia, unterzeich-net Lee in Anwesen-heit von Ulysses S. Grant die Kapitula-tionserklärung für seine Army of Northern Virginia. Lee ist Oberbefehlshaber aller Landstreitkräfte des Südens, will aber ohne Rücksprache mit Präsident Jefferson Davis nur für diese Armee kapitu-lieren. In den Tagen zuvor hat Lee vergebens versucht, seine Truppen mit denen eines anderen kon-föderierten Generals zu vereinigen, um so weiter gegen den Norden kämpfen zu können. Die von Grant diktierten – milden – Bedingun-gen sehen vor, dass alle Soldaten der Südstaatenarmee in ihre Heimat zurückkehren dürfen, wenn sie sich verpflichten, künftig nicht mehr gegen die Union zu kämpfen. Mit der Kapitulation ihrer wichtigsten Armee ist der Krieg für die Südstaaten de facto verloren. Formal endet der Konflikt jedoch noch nicht:

Andere konföderierte Armeen kämpfen zunächst weiter und ergeben sich erst im Verlauf der nächsten zwei-einhalb Monate.

14. April. Der Schauspieler John Wilkes Booth, ein fanatischer Anhänger der Südstaaten und Befürworter der Sklaverei, schießt in einem Theater in Washington Abraham Lincoln in den Hinterkopf. Am folgenden Tag erliegt der Präsident seinen Verletzungen. Sein Nachfolger wird Vizepräsident Andrew Johnson.

12. Mai. Zwei Tage, nachdem Prä-

sident Johnson das faktische Ende aller Kampfhandlun-gen verkündet hat, greifen bei Palmito Ranch in Texas 800 Unionssoldaten 350 Konföderierte an. Es ist das letzte Ge-fecht des Krieges, der insgesamt wohl 750 000 Soldaten und Zehntausende Zivilisten das Leben gekostet hat.

29. Mai. Johnson verkündet eine Amnestie für alle Südstaatler, die einen Eid auf die Union ablegen. Ehemalige konföderierte Beamte oder Besitzer großer Vermögen sind hier-von jedoch ausge-nommen. Sie müssen sich individuell um eine Begnadigung durch den Präsiden-ten bemühen. Am gleichen Tag ernennt Johnson einen provisorischen Gouverneur für North Carolina, der Wahlen zu einer Delegier-tenversammlung in dem einstigen Rebellenstaat ein-leiten soll.

Johnsons Ziel ist es, die Verlierer des Bürgerkriegs möglichst schnell wieder in die Union zu integrieren. Dage-gen sind die radikal-en Vertreter der republikanischen Mehrheit im US-Kongress vor allem an einer härteren Bestrafung der Re-bellen und an der Durchsetzung der Bürgerrechte für die befreiten Sklaven im Süden interessiert.

1867

2. März. Trotz eines Vetos des Präsiden-ten tritt das erste von vier „Rekonstruktionsgesetzen“ in Kraft, da der Kon-gress den präsidialen Einspruch mit einer

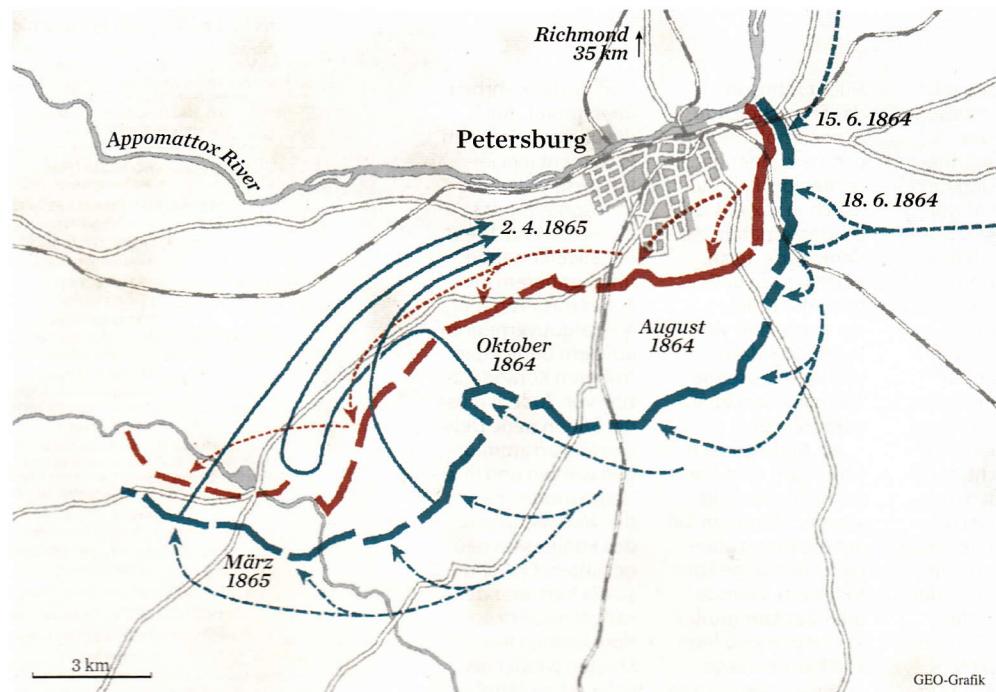
Zweidrittelmehrheit überstimmt. Auch die übrigen drei vom Parlament lancier-ten Gesetze versucht Johnson erfolglos zu verhindern. Die Regelwerke sehen unter anderem die Einsetzung von fünf Militärgouverneuren auf dem Gebiet der früheren Konföderation vor. Zudem muss der Süden neue Dele-giertenversammlun-gen wählen und ihre Verfassungen nach den Vorstellungen des Kongresses neu gestalten. Erst dann, so die Vertreter der *radical reconstruction*, können ihre Staaten wieder als vollwertige Mitglieder der Union gelten.

Aus den Wahlen des folgenden Jahres gehen vielerorts im Süden republi-kanisch dominante Regierungen hervor, die sich auf eine Koali-tion aus ehemali-geen Sklaven, armen Weißen und zuge-reisten Nordstaatlern stützen können.

Mai. In Nashville, Tennessee, treffen sich Mitglieder des Ku Klux Klan zur ersten landesweiten Tagung der 1866 gegründeten Organi-zation. Die Vereini-gung will schwarze Bewohner der Süd-staaten und deren weiße Unterstützer durch Terror ein-schüchtern und von der Durchsetzung ihrer gesetzlichen Ansprüche abhalten. 1871 erklärt ein Ge-setz die Bekämpfung des Klans zu einer Bundesangelegen-heit; wenige Jahre später hört die Orga-nisation weitgehend auf zu existieren.

1868

28. Juli. Der 14. Zu-satzartikel zur Ver-



GEO-Grafik

Die Belagerung von Petersburg durch die Union nimmt den Grabenkampf des Ersten Weltkriegs vorweg: Ab dem 18. Juni 1864 liegen sich die Truppen fast zehn Monate lang gegenüber und errichten dabei gewaltige Befestigungsanlagen. Während die Unionseinheiten unter Ulysses S. Grant versuchen, die Verteidigung zu durchbrechen, will Robert E. Lee den Verkehrsknotenpunkt unbedingt halten. Denn fällt Petersburg, fällt auch die 35 Kilometer entfernte konföderierte Hauptstadt Richmond.

In den ersten Tagen befiehlt Grant einen Angriff von Osten, doch seinen Soldaten gelingt es nicht, die Stadt einzunehmen. Als immer mehr Truppen Lees Petersburg erreichen, graben sich beide Seiten ein: Keine ist stark genug, die andere im offenen Kampf zu überwältigen. Stattdessen beschließen sie sich gegenseitig aus gut geschützten Positionen.

Ende Juli haben die Nordstaatler einen Abschnitt in der konföderierten Verteidigungslinie

untertunnelt und sprengen ihn in die Luft. Doch ihr anschließender Angriff endet im Desaster: Sie marschieren durch den Explosionskrater, statt ihn zu umgehen, und geben so ein leichtes Ziel ab.

Ab August 1864 schickt Grant seine Soldaten immer wieder ein paar Kilometer weiter nach Westen, um die Konföderierten dort anzugreifen. Die Verteidiger müssen nachziehen und neue Gräben anlegen, damit der Feind sie nicht umgeht. Weil die Rebellen über weitaus weniger Männer als die Union verfügen, dünnen ihre Linien nun gefährlich aus.

Im Frühjahr 1865 erstrecken sich die konföderierten Stellungen über eine Länge von 60 Kilometern – zu weit, um die Gräben ausreichend zu besetzen. Am 2. April gelingt Grants Truppen der Durchbruch; einen Tag später fällt Petersburg. Beide Seiten haben zusammen 70 000 Soldaten verloren. Lee gelingt es zwar noch, mit seinen Truppen zu fliehen. Doch nur eine Woche später muss er endgültig kapitulieren.

fassung tritt in Kraft. Er legt fest, dass alle in den USA geborenen Personen Bürger des Landes sind, also auch ehemalige Sklaven. Zudem dürfen die Einzelstaaten die Bürgerrechte ihrer Einwohner nicht einschränken. Der Zusatzartikel ist auch eine Reaktion auf die

Versuche der Südstaaten, die Emanzipation der Schwarzen durch Sondergesetze (*black codes*) weitgehend rückgängig zu machen.

16. Mai. Die republikanische Mehrheit im Kongress versucht, den Präsidenten zu stürzen. Doch das Amtsent-

hebungsverfahren (*impeachment*) scheitert, da Johnsons Gegner die nötige Zweidrittelmehrheit im Senat verfehlten.

1870
30. März. Der 15. Zusatzartikel zur Verfassung tritt in Kraft: Kein US-Bürger darf aufgrund seiner

Hautfarbe oder seiner Vergangenheit als Sklave von Wahlen ferngehalten werden.

15. Juli. Nachdem es die Auflagen des Kongresses erfüllt hat, wird Georgia als letzter der einst abtrünnigen Staaten wieder in die Union integriert.

1877
10. April. Die letzten Unionssoldaten im Süden werden in ihre Kasernen zurückbeordert. Mit den Truppen sind auch viele zugereiste Nordstaatler gegangen. Fortan fehlen den Republikanern im Süden Wählerstimmen und militä-

rischer Rückhalt. In den meisten Staaten der einstigen Konföderation herrschen nun wieder Regierungen, die von der Demokratischen Partei geführt werden.

Bis zum Ende des Jahrhunderts gelingt es politischen Vertretern der weißen Bevölkerung im Süden, die Rechte der Schwarzen immer stärker einzuschränken, ihnen durch eine Vielzahl gesetzlicher Regelungen etwa das Wahlrecht zu entziehen und die Rassentrennung (*segregation*) in nahezu allen Bereichen des öffentlichen Lebens durchzusetzen.

Ermöglicht wird diese Entwicklung durch abnehmendes Interesse des Nordens an den Zuständen in den Staaten der ehemaligen Konföderation. Immer mehr Republikaner und selbst überzeugte Abolitionisten wenden sich seit Anfang der 1870er Jahre anderen Themen zu und überlassen die Schwarzen im Süden weitgehend ihrem Schicksal.

Erst die Bürgerrechtsbewegung wird in den 1960er Jahren wieder für eine Verbesserung der Lage der Afroamerikaner und für die Durchsetzung der Rechte sorgen, die ihnen im Anschluss an den Amerikanischen Bürgerkrieg verliehen worden waren. □

Andreas Sedlmair,
47, ist Verifikations-,
Joachim Telgenbüscher,
31, Textredakteur im Team
von GEOEPOCHE.
Thomas Wachter,
54, ist GEO-Kartograph.

Wann, wenn
nicht jetzt.

NR. 1/2013

viva!
Pläne • Träume • Lebenslust

AYURVEDA
**WOHLTAT
FÜR KÖRPER
UND SEELE**
.....

KULTUR
**HIGHLIGHTS IM
FRÜHLING**

**Endlich
mehr Zeit**
Wie Menschen ihrem Leben
einen neuen Sinn geben

TRAUMREISE,
**MIT DER
HARLEY
DURCH
DIE USA**
.....

WEITERE THEMEN
AHNENFORSCHUNG
KRÄUTERGARTEN
STUDIEREN IM ALTER
E-BIKES, KAMERAS
ITALIENISCH KOCHEN

**Willkommen
im Club**
Schauen Sie mal, wer alles **50** wird und wie sich das Leben dann anfühlt



Die GROSSMACHIT der KÜNSTLER



Seit drei Jahren präsentiert **GEOEPOCHE EDITION** mit jeder Ausgabe eine wichtige Ära der Kunstgeschichte. Wir stellen in dieser Heftreihe die bedeutendsten Maler und die berühmtesten Werke vor, beschreiben aber auch den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Hintergrund jeder künstlerischen Blüte. In seiner nächsten Ausgabe widmet sich **GEOEPOCHE EDITION** dem „Goldenem Zeitalter“ der Niederlande: jenen 100 Jahren zwischen 1580 und 1680, in denen das kleine Land im Norden Europas einen beispiellosen Aufschwung erlebte, zur Weltmacht des Handels wurde – und zu einem Zentrum der Kunst, wie es davor und danach wenige gegeben hat. Damit Sie das Heft vorab ein wenig genauer kennenlernen können, lade ich Sie hiermit zu einer Leseprobe ein.

Herzlich Ihr

Michael Sibler

Deutschland € 16,50 • Österreich € 18,80 • Schweiz sfr 33,- • Benelux € 19,50

N R . 7

GEO EPOCHE EDITION

DIE GESCHICHTE DER KUNST

Das GOLDENE ZEITALTER der NIEDERLANDE



NIEDERLANDE

GEO EPOCHE EDITION

REMBRANDT, RUBENS, VERMEER
DER GLANZ EINER EINZIGARTIGEN ÄRA

Virtuosen des ALLTÄGLICHEN

Mehr als fünf Millionen Gemälde entstehen im 17. Jahrhundert in den Niederlanden. Erstmals kaufen Bürger fast aller Schichten Kunst – und die Maler lassen sich durch die Vorlieben ihres Publikums inspirieren. Sie entwickeln neue Genres, zeigen heimische Landschaften, Festgesellschaften, Szenen des täglichen Lebens. Unter den Künstlern sind zahlreiche Hochbegabte – und einige Genies, wie der Leidener Rembrandt van Rijn



Rembrandt van Rijn (1606–1669)
Selbstporträt, 1650

Ein von Licht und Schatten geprägtes Selbstbildnis. Wahrhaftig ist es, dass Rembrandt eine Menge über seine eigene Biographie erzählt. Was wir sehen, ist ein Bild seines eigenen Lebens, das er selbst geschildert hat. Ein Bild, das nicht nur sein Gesicht zeigt, sondern auch seine Seele und seine Erfahrungen.

© STADTMUSEUM DÜSSELDORF



JOHANNES VERMEER
DER SCHREIBER, 1665
ÖL AUF CANVAS
100 X 80 CM
VERMÄCHTNIS
VON ERNST
WILHELM
KÖNIG
VON PREUßen
1922



1648 fertigt van der Helst dieses »FESTMAHL DER SCHÜTZEN DER ARMBRUSTGILDE«. Es soll unter an-

**BARTHOLOMEUS
VAN DER HELST**

1618–1670



Wie kaum ein Zweiter versteht zu porträtieren, etwa jene in Amsterdam als Nachwuchs Klar, wohlkomponiert und sorgen seine Bilder schon.

GERRIT DE JONGHE
PORTRET VAN EINER FRAU



GERRIT DE JONGHE
ZWEI FRAUEN IN EINER RAUMLICHEIT,
1650
ÖL AUF CANVAS
100 X 80 CM
VERMÄCHTNIS
VON ERNST
WILHELM
KÖNIG
VON PREUßen
1922



unter anderem an den Westfälischen Frieden erinnern

- symbolisiert durch den Handschlag vorn rechts -, der im selben Jahr die Unabhängigkeit der niederländischen Republik endlich international bestätigt

Versteht es van der Heist, Gruppen
jene Gilde, die in seiner Heimat
wachen und Bürgerwehren aktiv sind,
und von strahlender Farbigkeit,
höchst bald für Aufsehen.

GEO EPOCHE EDITION 27



HENDRICK
AVERCAMP
1585-1634

Auflösung des Kalenders
der Malerwerke im Internet
und der Künstlerkartei
der Deutschen Nationalbibliothek
unter www.kunstkalender.de

© GEO EPOCHE

AMSTERDAM

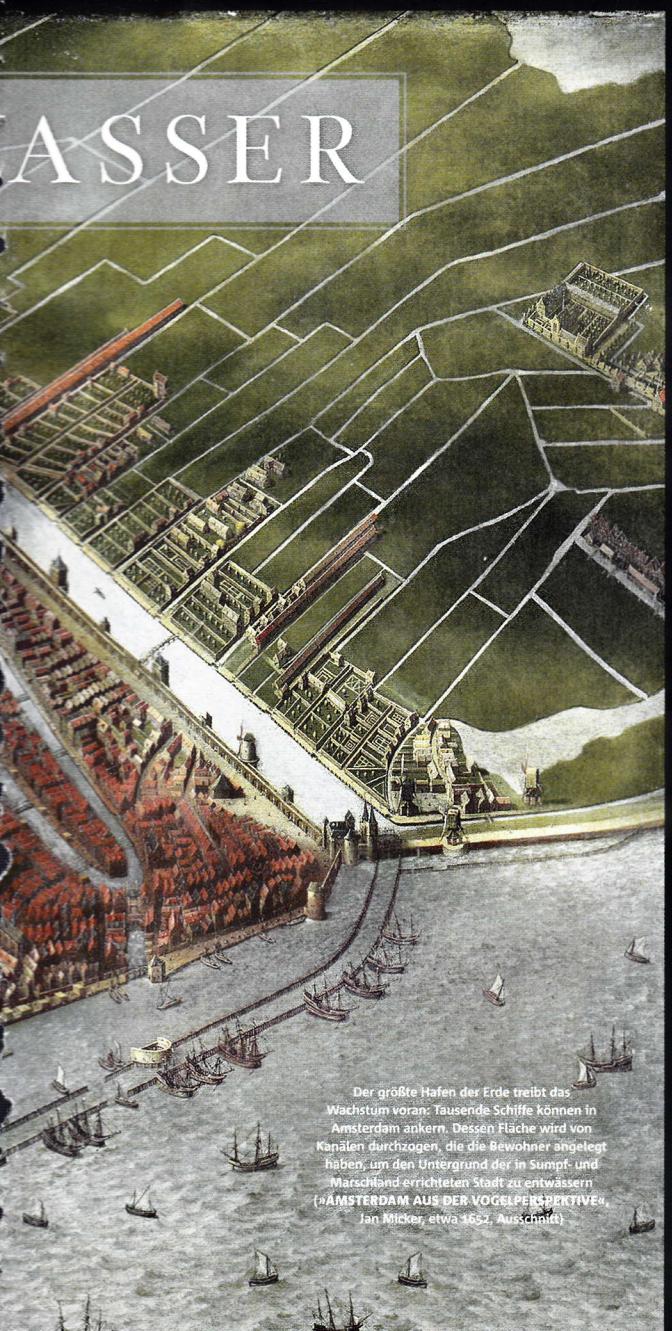
Das WUNDER am W

Keine Stadt ist wohlhabender, keine
innovativer, keine freier. Als Mittelpunkt eines
globalen Handelsnetzes steigt Amsterdam im
17. Jahrhundert auf zur Weltmetropole, zum strah-
lenden Umschlagplatz von Waren und Ideen,
Kapital und Kunst. Doch vielen Zeitgenossen ist
sie vor allem eines – ein gewaltiges Rätsel

von CHRISTOPH KUCKLICK

36 GEO EPOCHE EDITION





Der größte Hafen der Erde treibt das Wachstum voran: Tausende Schiffe können in Amsterdam ankeren. Dessen Fläche wird von Kanälen durchzogen, die die Bewohner angelegt haben, um den Untergrund der in Sumpf- und Marschland errichteten Stadt zu entwässern
("AMSTERDAM AUS DER VOGELPERSPEKTIVE", Jan Micker, etwa 1652, Ausschnitt)

Metropole der KUNST

Die Stadt Amsterdam steigt auf zur Kapitale des Welthandels. Feinste Waren aus dem fernen Asien, aus der Karibik, Spanien und dem Nordmeer strömen hier zusammen und begründen den unvergleichlichen Reichtum der Bewohner. Doch der Wohlstand ist nicht allein materiell: Im offenen Klima an der Amstel formen Gelehrte Gedanken, die die Geisteswelt umstürzen – und erschaffen Künstler ungezählte Meisterwerke



FRANS HALS
1580-1666
Willem van Heythuysen
1623
Jacob van der Horst
1623

Eine neue Form des ÜBERSCHWANGS

Im Süden der Niederlande, in Flandern, malen Künstler anders als im Norden auch weiterhin vor allem im Auftrag von Adel und Kirche. Für ihre Mäzene entwerfen Meister wie der Antwerpener Peter Paul Rubens eine besondere, alles Bekannte übertreffende Art des Barock: Nie zuvor waren Stillleben so üppig, wirkten biblische Geschichten so leidenschaftlich, ländliche Szenen so lebensecht und mythische Erzählungen so derb



JOOS DE
MOMPER d. J.
1564-1635



In den Sammlungen
sich der Nachkommen der Dürer,
Bildhauer und Maler, Joos de
Momper, Sohn eines Antwerpener
Kupferstechers, war ein Stillleben
ausgestellt. Eine ländliche
Landschaft mit Hühnern und
Hirschen, die auf einer
wunderschönen grünen
Wiese unter einem
großen Baum stehen.

UND NACHDEM ZU KUNST
1590-1600

GEOGRAPHIC EDITION



Der Künstler
der Größe des Lebha-
fthuts auf dem
Bildnis des
Dienstboten
und der Kupferstecher
mit einem Sarg, den
er für einen Ver-
storbenen bereit-
stellte.



PETER PAUL
RUBENS
1577-1640

In Antwerpen meistert
er wie ein Feuer, umstiegt
die Stufen des Tempels
und handelt das große Ereignis
der Auflösung nach seinem
eigenen Willen aus. Und
der Künstler ist nicht
der einzige, der sich auf
diese Weise einer
gewaltigen Leidenschaft
verwöhnt und er erledigt
seine Arbeit gegen



Die Künstler
und
Der schreckliche Wider-
spruch zwischen
der Größe gewaltiger
Geschichten und
der Leidenschaft, die
die Menschen aus-
lösen. Es ist ein
Schreckliches auf
diese Weise einer
gewaltigen Leidenschaft
verwöhnt und er erledigt
seine Arbeit gegen



ADRIAEN
VAN UTRECHT

1599–um 1652

Im Norden der Niederlande konzentrieren sich viele Maler darauf, in ihren Stillleben kostbare Objekte möglichst elegant darzustellen. In Flandern entwerfen Künstler wie van Utrecht dagegen üppige Arrangements, auf denen sie in kräftigen Farben den Reichtum ihrer Auftraggeber zur Schau stellen.

Leuchtend rot thront der gesottene Hummer im Zentrum, umgeben von exotischen Delikatessen wie Feigen, Aprikosen und Zitronen. Für den kundigen Betrachter versteckt van Utrecht auf dem »GROSSEN STILLLEBEN MIT HUND UND KATZE« von 1647 zudem manches Symbol: Die nur zum Teil gegessene Pastete verweist auf die Vergänglichkeit, die Artischocken unter der Tafel deuten vermutlich auf sexuelle Begierde

GEO EPOCHE EDITION 63

GEO EPOCHE EDITION NR. 7
DIE GESCHICHTE DER KUNST

Das GOLDENE ZEITALTER der
NIEDERLANDE

GEO EPOCHE EDITION NIEDERLANDE



REMBRANDT, RUBENS, VERMEER
DER GLANZ EINER HINZIGARTIGEN ÄRA

Die neue Ausgabe von GEO EPOCHE EDITION ist
seit dem 17. April 2013 im Handel erhältlich

GEOEPOCHE EDITION erscheint alle sechs Monate, wird im Großformat gedruckt, hat 132 Seiten und kostet 16,50 Euro. Exklusiv für alle Abonnenten von GEOEPOCHE gilt ein Preisvorteil von 25 Prozent beim Abschluss eines Zwei-Jahres-Abo-nements; es kostet dann beispielsweise in Deutschland 49,50 Euro. Zu bestellen unter www.geoepoche.de/edition



IM NORDEN VIEL NEUES

GEO Special widmet sich seiner Heimatstadt Hamburg



In Nahaufnahme: der Michel, vom Oktokopter aus gesehen

Eine an einem Oktokopter – einem vibrationsarmen Mini-Helikopter – befestigte Kamera, die mitten auf der Außenalster fast die Spitzen der Segelboote küsst. Die nur Meter am Ziffernblatt des Michel entlanggleitet und schließlich hoch über den Badenden am Elbstrand steht, als die großen Pölle vorüberziehen.

Für die neue Ausgabe von GEO Special hat die Redaktion keinen Aufwand gescheut, um Hamburg neu, noch nicht gesehen in Szene zu setzen. Und um das neue Hamburg vorzustellen. Das Gestalt annimmt in der Hafencity, an der Reeperbahn, an den Container-

terminals im Hafen, im Gängeviertel unweit des Jungfernsteigs, vor allem aber auf einer Flussinsel in Hamburgs Süden: Wilhelmsburg. Eine Internationale Gartenbauausstellung zusammen mit einer Internationalen Bauausstellung weisen dort weit in die Zukunft der Städte. Millionen Besucher werden in diesem Sommer erwartet. Ja, die Stadt am Fluss ist auch die Stadt im Fluss.

GEO Special beschreibt in großen Hintergrundreportagen und stets mit den passenden Reisetipps, wie grundlegend sich Hamburg gerade wandelt und mit welchem Elan es sich aufschwingt, eine Weltstadt zu werden.



GEO Special »Hamburg« kostet 8,50 Euro, mit DVD 16,50 Euro. Die Ausgabe ist auch in englischer Sprache erhältlich, 8,50 Euro. Und – in Deutsch und Englisch – als multimediale App im App Store, 7,99 Euro.

Weitere Themen: Elphilharmonie • Musicals • Prominente über ihre Stadt • Die GEO-Special-Route: Das perfekte Wochenende in Hamburg • Besondere Hafenrundfahrten • Hotels, Restaurants, Cafés und Szene



GESCHULTE KÖPFE

Neues zur Lernforschung in der Mai-Ausgabe von GEO

Schulunterricht – für Wissenschaftler ist er ein schwer zu fassendes Biest. Selbst erfahrene Beobachter können eine gute und wirksame Schulstunde kaum von einer weniger gelungenen unterscheiden. Lernforscher wollen das Problem jetzt systematisch angehen und den Lehrern helfen: auch in Deutschland, wo es gilt, zum Beispiel von Neuseeland oder der Schweiz zu lernen.

Wie der Mensch klüger werden kann, vernünftiger in Lebensweise, Konsum und Umweltverhalten, ist auch das Lebensthema eines Mannes, dessen Lehrmaterial Bilder sind. Und Filme. Er heißt Yann Arthus-Bertrand und ist gerade auch GEO-Lesern bekannt – als Fotograf der „Erde von oben“, einem umfassenden Porträt unseres Planeten. Rund zwei Jahrzehnte nach dem Start dieses weltweiten Projektes zieht Arthus-Bertrand eine Bilanz. Auszüge aus diesem Buch stellt GEO in seiner Juni-Ausgabe ebenso vor wie ein neues Werk des „Überfliegers“, das dem Zustand der Ozeane gewidmet ist.

Cinecittà – für welch schöne Filme steht diese Traumfabrik in der Nähe von Rom! Geliebt nicht nur von legendären Regisseuren wie Fellini. Was ist von ihr geblieben? Ein Autor öffnete zufällig eine Tür – und fand sich in den Kulissen zauberhafter Illusionen wieder. Und bei Menschen, die sie hüten...



Was läuft in unseren Schulen?

Kann man Lehrmethoden auf ihre Wirksamkeit testen? Gibt es besser Lern- als schlechte Methoden? Und lässt sich etwas so Kompliziertes wie das Lernen sprachlich verarbeiten? Bildungsfragen sind dabei in Bremen, Bielefeld und Tübingen.

Unterricht. Aber der geht besser

Der Dokumentarfilmer Yann Arthus-Bertrand

Eine Schule in Bremen: Labor für neues Lernen

Die GEO-Ausgabe 05/2013 ist vom 26. April bis zum 23. Mai zum Preis von 6,60 Euro im Handel

Weitere Themen: Forscher erkunden das Familienleben des Eisvogels • Baumwolle: der globale Wahnsinn • Grenzgänger: von Pflanzen-Neurologen und Pyro-Numerikern



DIE HEILKRAFT DER BEWEGUNG

Wie man optimal trainiert, welcher Sport sich für Anfänger eignet und weshalb körperliche Anstrengung Krankheiten zu vermeiden oder sie sogar zu kurieren vermag

Bewegung ist ein Grundprinzip des menschlichen Lebens: Unser Körper kommt niemals zur Ruhe. Selbst im Schlaf schlägt unser Herz durchschnittlich 70-mal pro Minute, hebt und senkt sich etwa 15-mal das Zwerchfell, strömt Blut mit mehr als

vier Metern in der Sekunde durch unsere Adern. Bei sportlicher Beanspruchung vervielfachen sich diese Schlagzahlen sogar noch, und dann wird offenkundig, mit welch vielseitigem und äußerst strapazierfähigem Organismus uns die Evolution ausgestattet hat.



GEOkompakt beschreibt in seiner aktuellen Ausgabe, wie der Körper des *Homo sapiens* funktioniert, wie er sich trainieren lässt und welche Heilkraft in der Bewegung liegt.

Reporter erklären, wie unsere Muskeln arbeiten – und weshalb sie unter Belastung spezielle Stoffe ausschütten, die uns vor Erkrankungen schützen.

Sie rekonstruieren, wann sich unsere Ahnen zu Dauerläufern entwickelten – und auf welche Weise wir diese Gabe noch heute besonders effizient nutzen können.

Sie beschreiben, warum es alles andere als banal ist, das Gleichgewicht zu halten – und wie sich der Sinn für Balance schulen lässt.

Sie erläutern, mit welchen Tricks sich Sportler am besten motivieren können – und wie es selbst Bewegungsverweigerer gelingt, sich aufzuraffen.

Zudem wird aufgezeigt, wie wir Büromenschen das gesunde Maß an Bewegung finden – und welche Warnsignale des Körpers eine Überlastung anzeigen.

Und schließlich widmet sich die Redaktion dem Rückenschmerz – einem Thema, das viele von uns beschäftigt – und erläutert, wie er sich vermeiden oder zumindest lindern lässt.

Die Bewegung und ihre großen und kleinen Wunder: in GEOkompakt.

GEOkompakt »Sport und Gesundheit« kostet 9 Euro, mit DVD (zum Thema Rückentraining) 16,50 Euro

Außerdem im Heft: Welcher Sport ist für mein Kind geeignet? • Das sensible Universalwerkzeug Hand • Dossier: Trainingstipps und Technikübungen für Anfänger und Fortgeschrittene

Die Geschichte ISRAELS



Heimstatt im Heiligen Land: Mit der Gründung des Staates Israel 1948 geht ein alter Traum der Juden in Erfüllung

Heilig ist dieses Land – derart heilig, dass der Kampf darum nur mit vollständigem Sieg oder totaler Niederlage enden kann. Und so lässt der Generalsekretär der Arabischen Liga keinen Zweifel, welche Absichten der am 15. Mai 1948 gestartete Feldzug gegen Israel hat: „Es wird ein Ausrottungskrieg und ein gewaltiges Blutbad sein, von dem man einst sprechen wird wie von den Blutbädern der Mongolen und der Kreuzzüge.“

Um Mitternacht sind die Armeen Syriens, Iraks, Transjordanien, Ägyptens und des Libanon losgezogen, um den erst wenige Stunden zuvor gegründeten Judenstaat gleich wieder auszulöschen. Vieles deutet darauf hin, dass sie ihr Ziel erreichen werden: Die junge jüdische Nation ist unzureichend bewaffnet, hat keine Luftwaffe und keine reguläre Armee. Die Invasoren hingegen attackieren mit Panzern, ihre Kampfpiloten bombardieren Tel Aviv.

**Die nächste Ausgabe von GEO EPOCHE
erscheint am 19. Juni 2013**

Eine tiefe gesellschaftliche Kluft trennt zionistisch-weltliche Juden von ihren orthodoxen Glaubensgenossen



Jerusalem ist Juden und Muslimen heilig – hier steht die Klagemauer und leuchtet die goldene Kuppel des Felsen-doms



Die idealistischen Kibbuzniks machen große Teile der palästinensischen Wüste urbar



Heiliger Zorn:
Seit mehr als 75 Jahren kämpfen Juden und Muslime um den Besitz Palästinas



Mit Gewalt wollen palästinensische Terroristen einen eigenen Staat erkämpfen – und Israel vernichten



Und dennoch: Die Israelis – hoch motiviert angesichts der drohenden Vernichtung – halten dem Angriff stand und gehen selber zur Offensive über. Die Aggressoren sind schließlich gezwungen, einen Waffenstillstand zu akzeptieren. Der jüdische Staat hat überlebt.

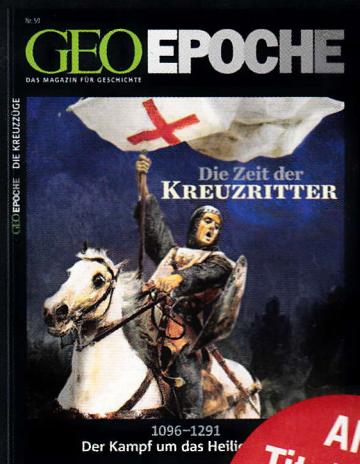
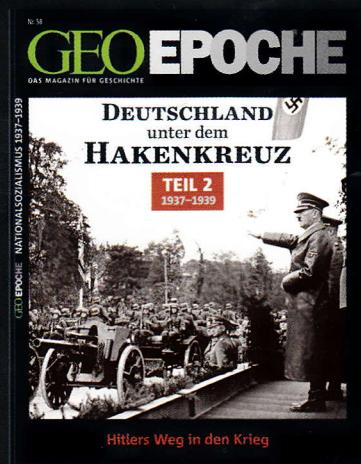
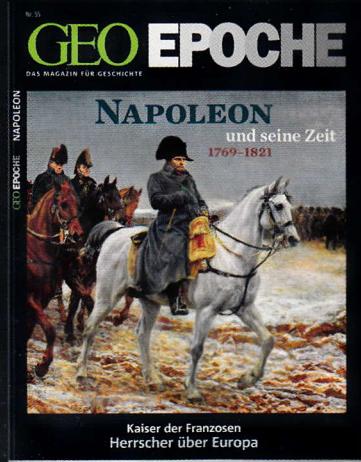
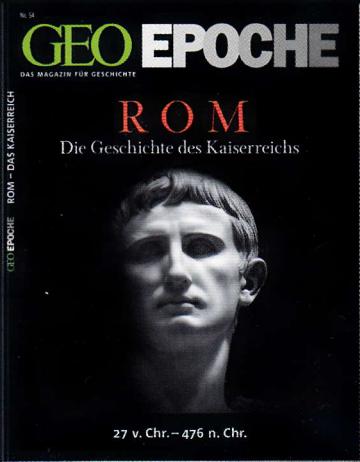
Aber kein Friede folgt dem Ende der Kampfhandlungen. Denn weiterhin stehen sich beide Seiten kompromisslos gegenüber; immer noch betrachten sich die Araber als einzige

rechtmäßige Herren Palästinas, während viele Juden darin das ihnen schon in der Bibel verheißene Land sehen.

GEOEPOCHE erzählt die Geschichte des Staates Israel: von der Einwanderung europäischer Juden auf der Flucht vor Antisemitismus und Völkermord; vom Widerstand der Palästinenser; von Kriegen mit den arabischen Nachbarn.

Und von den immer fehlgeschlagenen Versuchen, im Heiligen Land Frieden zu schließen.

* Festnetzpreis 14 Cent pro Minute, Mobilfunkhochstpreis max. 42 Cent pro Minute.



Alle
Titel auch
mit DVD
erhältlich

Geschichte erleben mit GEO EPOCHE

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Oder bestellen Sie direkt im GEO Shop unter Tel. 01805/86 18-003* oder Fax 01805/86 18-002*. Natürlich auch im Internet unter www.geoshop.de.

Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE